Zwischen Narowa und Niemen.

Baltische Erzählungen und Skizzen

von

Eberhard Kraus.

Erstes Bändchen.

Mit zwei Umschlag-Zeichnungen von der Hand des Verfassers.

1216.

Tartu Riikliku Ülikooli
Raamatukogu
62956

DEUTSCHER-VEREIN IN LIVLAND. DORPAT

Libau.

Verlag von Rudolph Puhze.

1891.

Дозволено цензурою. — Ст.-Петербургъ. 11 Марта 1891 года.

Ет. А
1228

Buch- und Steindruckerei von Gottl. D. Meyer in Libau.

Inhalt.

Seite.

Der Husarenpastor 7

Das Meer 30

Auf nächtlichen Wegen 37

Heimkehr 63

Die Dulderkrone 80

Das verwunschene Prinzeßchen 93

Wachtmeister Geruchum 180

Vorwort.

Es ſind zum Theil Typen einer entſchwindenden Zeit, die ich in den nachfolgenden Erzählungen und Skizzen zu zeichnen verſucht habe. Wie viele dieſer Typen auch heute noch Daſeinsberechtigung haben, wieviel von unſerer baltiſchen Eigenart ſich auch in Zukunft erhalten wird, kann nur die Zeit lehren. War auch nicht alles an dem Leben und Treiben zu rühmen, in deſſen Mitte wir aufgewachſen ſind, ſo beſaß es doch auch viele freundliche liebenswerthe Züge, die wohl verdienen, der Vergeſſenheit entriſſen zu werden. Es war nicht blos ein Leben der Fülle, des Genuſſes und der Hoffahrt, ſondern auch ein Leben der Kraft, der Friſche und der tiefquellenden Urſprünglichkeit. Wenn dieſes Büchlein nur einen beſcheidenen Beitrag zur Kunde einer Epoche, die nie mehr wiederkehren wird, zu liefern vermag, dann hat es ſeinen Zweck vollauf erfüllt. Vielleicht iſt es mir dereinſt auch vergönnt, die mannigfaltigen Geſtalten der gegenwärtigen Uebergangszeit auf das Papier zu bannen und dieſe Augenblicksbilder in einem der weiteren Bändchen, die ich im Laufe der Zeit herauszugeben gedenke, der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Der Verfaſſer.

Der Husarenpastor.*)

Der siebenjährige Krieg war beendet und ein großer Theil jenes furchtbaren Kriegsvolkes des alten Fritz, das alle Heerstraßen mit seinem dröhnenden Gewaltschritt erfüllt hatte, pilgerte auf denselben jetzt friedlich dahin, den Wanderstab in der Hand und das Bündel auf dem Rücken, um daheim nachzuschauen, ob die Alten noch lebten, ob die Liese oder Grete noch frei sei, oder ob inzwischen vielleicht ein Pathe, ein Ohm oder eine Muhme das Zeitliche gesegnet hätte, die in ihrem letzten Willen auch eines armen Kriegsknechtes und Landstörzers gedacht. Einsam war zu jener Zeit nur eine einzige Landstraße in Deutschland und Preußen, das war diejenige, die von Memel über den (damals zur Krone Litauen gehörenden) Flecken Polangen nach dem Herzogthum Kurland führte. Und selbst auf diesem abgelegenen Wege sah man eines Tages einen rothen Ziethenhusaren einherziehen, der auf seinem kräftigen Reiseklepper stetig dem Norden zustrebte.

Dieser Husar, der den nicht ganz gewöhnlichen Namen Leberecht Tatzenhauer führte, war der Sohn eines kurländischer Predigers und hatte bei Anbruch des Krieges in Jena Theologie studirt. Der Anblick einer Abtheilung Ziethenhusaren hatte in dem flotten Burschen und geübten Reiter und Fechter die Lust nach Waffenlärm, Reiterlust und abenteuerlichem Leben erweckt und die Ueberredungskunst eines Werbeoffiziers that

*) Die obige Erzählung fußt in ihren Haupttheilen auf thatsächlichen Begebenheiten, die der Verfasser nach seinen Zwecken gruppirt und zurechtgestutzt hat.

das Uebrige dazu, um ihn sein klirrend über das Jenenser Straßenpflaster schleppendes Curonen-Rappier mit dem krummen Husarensäbel vertauschen zu lassen. Doch schon nach einigen Tagen mußte Meister Leberecht zu seiner bitteren Enttäuschung erkennen, daß das Husarenleben kein fahrend Ritterthum war. Er hatte geglaubt, sich einem Geschlecht von glänzenden Helden und Recken anzuschließen und war unter rauhe, bärbeißige Putzbrettler, Placker und Leuteschinder gerathen. Was es nur an Schimpf und Unbill auf Erden gab, wurde ihm angethan. Wenn er an Jena mit seinem wüsten Kneipenlärm, seinen liederlichen Tändeleien und blutigen Raufereien zurückdachte und sein jetziges rast- und lustloses Buschklepperleben dagegenhielt, erschien der Unterschied so groß, daß ihm zu Muthe ward, als sei er aus dem stillen, friedlichen Lande der Lotophagen in des Teufels Treibjagd, das wilde Wodansheer, hineingerathen. Das ging über Stock und Stein, durch Wald und Moor, durch Hitze und Kälte, unter Schimpfworten und Flüchen, Püffen und Wunden, Hunger und Durst. Keine Freude, keine Ruhe, kein fröhliches Lotterstündchen! Wenn es zum Schlagen kam, war er schon dabei, aber die verwünschte preußische Grobheit und Schinderei, die Hetzerei und Strapaziererei war nichts für den ehemaligen Konsenior der Jenenser Curonen. Doch der Mensch gewöhnt sich an alles und so wurde denn auch Leberecht Tatzenhauer ein guter Husar, der sich überall wacker bewährte, vom Unteroffizier zum Wachtmeister avancirte und kurz vor dem Friedensschluß für einen tapferen Handstreich gar noch den Offiziersrang erhielt, denn der alte Fritz sah nur bei den Kürassieren und Dragonern, nicht aber bei den Husaren auf Adel und Familie. Den Rang hatte unser Freund nun richtig, aber die Equipirung fehlte noch und so half er sich denn mit der alten Uniform, an die er ein paar goldene Epaulettes genäht hatte, eine Zeit lang durch, bis eines Tages die Friedensbotschaft kam, er seine Beurlaubung erhielt und gleich darauf den endgiltigen Abschied nahm. In seinen zerschlissenen Husarenpelz gehüllt, den erprobten Säbel an der Seite, ritt er auf einem in Berlin für ein Billiges erhandelten Gaul durch die Mark, das damalige Polen, Preußen und Litauen der Heimath zu.

Bereits in Ostpreußen, noch mehr aber hinter Polangen, umfingen ihn dichte, stille Kiefernwälder, in denen der Hufschlag seines Rosses der einzige Laut war. Ueberraschte ihn gar einmal die Nacht mitten im Walde, so konnte er sich des Gruselns kaum erwehren, denn der tapferste Husar

in der Schwadron ist doch nur ein Mensch, wenn er allein ist. Gegen reißende Wölfe in thierischer und menschlicher Gestalt, wie sie damals in den litauischen und kurischen Wäldern rudelweise umherschnoben, konnte selbst die kräftige Faust eines Veteranen des siebenjährigen Krieges nichts ausrichten. Noch weniger konnte Leberecht sich auf die Schnelligkeit des alten Postschimmels verlassen, den er ritt.

Er befand sich bereits in der Nähe des langgestreckten Libauer Sees, als die düsteren Schatten des Märzabends hereinzubrechen begannen und er seinem Gaul ein paar Sporen gab, damit dieser sich rascher durch den tiefen Sand klabasterte und ihn womöglich noch vor völligem Eintritt der Nacht zu einem Gut, einem Pastorat, oder wenigstens einem Kruge trug. Doch es war weit und breit keine menschliche Behausung zu erblicken. Dunkler und dunkler wurde es auf dem Wege und nur wenn der Reisende einmal über eine Lichtung trabte, sah er sich noch von einem hellgrauen Abendschimmer umfangen.

Er war gerade im Begriff, eine solche Lichtung zu durchreiten und sich wieder in das düstere Waldesdickicht zu vertiefen, als ihm aus der bebuschten Wegesenge ein grauenhaftes Gestampf und Geschrei entgegenschallte, aus dem sich ab und zu der mächtige Schall einer hilferufenden Mannesstimme loslöste. Er fuhr von kaltem Schauer ergriffen zusammen und riß sein Pferd zurück. In jener Finsterniß wüthete schrecklicher Mord! Sollte er sich in den Rachen der Hölle stürzen? Ja, wenn er die Gefahr hätte übersehen, die Kräfte abwägen können, dann vermochte er vielleicht zu nützen, Hilfe und Rettung zu bringen! So aber ritt er fast in sein sicheres Verderben hinein. Sollte er aus dem Licht, aus dem Leben in das Dunkel, in den Tod hineintauchen? Die Seele des Menschen hängt am Licht und schrickt vor jeder Gefahr, die im Finstern wüthet, doppelt jäh zurück. Doch es war ein Nebenmensch, ein Mitchrist, der dort mit dem Tode rang, hier konnte, durfte nicht gezaudert werden! Und wenn alle Heerschaaren Belzebubs in jenem schwarzen Dickicht tobten, er mußte hinein!. Er riß den Säbel aus der Scheide und stieß seinem Schimmel die Sporen so mächtig in die Flanken, daß das Thier wild aufbäumte und dann in rasenden Sätzen in das dunkle Waldloch hineinschoß. Im letzten Schein der Dämmerung sah Leberecht einen schweren Reisewagen in der Mitte des Weges stehen, dessen Insasse sich mit irgend einer leichten Waffe voll verzweifelten Heldenmuths gegen eine Bande von Straßenräubern wehrte, die ihn mit teuflischem Geheul von allen Seiten

umringte. Der wackere Husarenveteran hob sich jetzt im Bügel, warf den Säbel zu jenem furchtbaren Schlage zurück, mit dem er oft kroatische Schädel gespalten und fuhr dann wie ein Wetterstrahl unter die Banditen. Sausend zuckte die krumme Klinge auf die mit runden litauischen Pelzkappen bekleideten Köpfe der Angreifer herab, in wenigen Augenblicken drei von ihnen zu Boden streckend. Die Uebrigen, von denen Einzelne bereits beim Heranreiten des Husaren, vor Schreck gelähmt, dessen fremdartige, in der Dunkelheit um so abenteuerlicher erscheinende Tracht und Ausstaffirung angestarrt hatten, gaben jetzt Fersengeld und bald befanden sich von den Räubern nur noch die drei Niedergestreckten auf dem Platze, von denen einer todt, zwei schwer verwundet schienen.

„Gotts ein Donner!" rief der von seinen Angreifern befreite Reisende, in einer wunderlichen, halb aristokratisch, halb derb-bäuerlich gefärbten Sprache. „Das nenne ich Sukkurs zur rechten Zeit! Mein spiddiger (dünner, zerbrechlicher) Galanterie-Degen ist mir von den verfluchtigten Rackers kurz und klein geschlagen worden und auf den Arm habe ich einen Schlunks (derben Hieb) gekriegt, daß ich wohl ein Wochener drei oder vier mir die Weibsbilder mit dem linken werde erhaschen müssen. Mille remercîments, lieber Freund, für das courageuse Dreinhauen. Wer ist Er denn?"

„Meinen Sie diesen hier oder jenen da, lieber Freund?" fragte Leberecht, auf die Körper der beiden zunächstliegenden Räuber zeigend.

„Nein, ich meine Ihn, Ihn, mit dem ich jetzt rede!"

„In diesem Falle lautet die Anrede unter honnetten Leuten „Sie"!

„Ich habe keinen Grund, meinem Retter dieses Verlangen abzuschlagen", bemerkte der Reisende artig, wenn auch offenbar ein wenig befremdet.

„Daß ich Ihr Retter bin, ist hier Nebensache. Die Hauptsache ist, daß ich preußischer Offizier und vor allem, daß ich ein honnetter Mensch bin, als welchem mich gebührlich zu estimiren ich submissest bitten muß."

„Erbarmen Sie sich, Sie preußischer Offizier!" rief der andere mit äußerst erstaunter Miene. „Doch mille pardons, ich will's ja nicht bezweifeln, nur sagen Sie mir pour l'amour de Dieu, wie kommen Sie da in diese zerfankerte (zerlumpte) Montur hinein? Ich kenne die Preußen gut genug, es sind eklige, kratzbürstige Kerls, aber propper sind sie, das muß ihnen der Neid lassen."

„Ich werde wohl später Okkasion haben, Ihnen mein curriculum vitae mitzutheilen. Für's Erste wollen wir zusehen, wie wir noch vor völligem Anbruch der Nacht unter Dach und Fach kommen. Wo ist Ihr Kutscher?"

„Sche kungs!" (hier Herr!) rief eine lange, schlottrige Gestalt, die sich soeben aus dem Graben erhoben hatte, mit heiserer, zittriger Stimme.

„Also da hat das feige Biest gesteckt!" schrie der Reisende in höchster Entrüstung. „Mein braver Jäger Jurre, den ich leider krank jenseits der Grenze zurücklassen mußte, hätte sich wohl anders gehalten, aber dies ist ein Lunt (Feigling) vom Wirbel bis zur Zeh! Während ich mich für drei schlage, benutzt er die Gelegenheit, um seinen elenden Leichnam, für den ihm kein Schinder auch nur einen Thaler Albertus geben würde, unbemerkt in Sicherheit zu bringen. O elender Lempe (schwacher, unbeholfener Mensch), jammervoller Laidack (Tölpel), könnte ich nur meinen Arm gebrauchen, wie solltest Du mir jetzt tanzen! Doch halt! Sie haben schon soviel für mich gethan, könnten Sie mir nicht noch das enchantement bereiten, ihm ein paar Tüchtige aufzuzählen?"

„Mit Plaisir!" versetzte Leberecht und vollzog kaltblütig die Exekution an dem ihm ergebungsvoll seinen gekrümmten Rücken darbietenden Rosselenker.

„Nun aber auf und davon!" sagte der Reisende.

„Noch nicht!" warf der Ziethen-Husar ein und beugte sich über die Körper der Räuber, um zu untersuchen, ob noch Leben in ihnen sei. „Hier diesen müssen wir mitnehmen", entschied er, „der kann noch aufkommen!"

„Was, i ch soll einen Wegelagerer auf meinen Wagen nehmen? Da sei Gott vor! Nicht einmal auf den Luderplatz meines Hofes würde ich diesen Teufelsbraten abwerfen lassen. Mag er doch hier liegen bleiben, bis ihm die Krähen das letzte Restchen Lebenslicht aushacken. Hat er meinen Tod gewollt, der Schuft, warum soll mir an seinem Leben etwas liegen?"

„Warum? Weil Sie, wie ich hoffe, ein Christ und ein humaner Mann sind. Sie sind mir für meine Hilfe eine Belohnung schuldig und als Belohnung bitte ich mir eben jenen Mann aus, den meine Hand, ohne daß er mir etwas zu Leide gethan, zu Ihrem Nutz und Frommen niedergeworfen hat."

Der Reisende protestirte zwar energisch und erklärte, er wolle seinem Retter lieber zehn Jahre lang Frohndienste leisten, als in dieses Verlangen willigen, aber Leberecht bestand auf das Entschiedenste auf seinem Willen, bis jener endlich brummend gestattete, daß der wunde Räuber mit Stricken hinten auf den breiten Wagenkasten gebunden wurde. Das schwerfällige Gefährt begann sich hierauf im Schritt wieder in Bewegung zu setzen.

Während der Fahrt erfuhr Leberecht, daß der von ihm Gerettete ein Freiherr v. d. Strecke war, der in der nächsten Umgebung größere Besitzungen sein eigen nannte. Er erzählte dem Freiherrn seinerseits von seinen Schicksalen und als er u. a. erwähnte, daß er in Jena Theologie studiert hatte, rief der raschblütige Mann: „Da kommen Sie mir ja wie gerufen. Auf meinem Gute ist soeben der Pastor gestorben. Er war eine liebe, gute Seele, aber ein Schwachmatikus, ein Schlabberjahn, wissen Sie, einer von der Sorte, die nicht riechen und nicht stinken. Darum gab es auch keine Zucht und Autorität in der Gemeinde! Sie würden Ihre Heerde ganz anders zusammenzuhalten wissen. Sie würden den Kerls im Nothfalle schon so die Leviten lesen, daß sie alle Englein im Himmel pfeifen hören würden."

Leberecht wehrte lächelnd ab und erklärte, er sei zu sehr aus der Gottesgelahrtheit heraus und mit der Fuchtel allein könne man verlorene Schafe auch nicht in den Stall zurücktreiben.

„Ach was, Fisematenten!" versetzte der Freiherr. „Das Bischen Konsistorial-Examen werden Sie schon prästiren und mehr brauchen Sie nicht. Kein Mensch wird Sie fragen, ob Sie in Ihrem dritten oder in Ihrem dreiundzwanzigsten Semester von Jena abgegangen sind, au contraire werden Sie als Landeskind überall offene Arme und nirgends Diffikultäten finden. Und was die Bauerkerls betrifft, so seien Sie sicher, daß man mit der Fuchtel bei ihnen weiter kommt, als mit dem Hirtenstab! Sie werden im schwarzen Talar und mit Bäffchen unter dem Kinn den Leuten jedenfalls noch zehnmal mehr Respekt einflößen, als jetzt in Ihrer koddrigen und verschmurgelten (schmierigen) Affenjacke!"

Trotz der mannigfachen Einwände der braven Kriegsgurgel, wußte der Freiherr doch für seinen Vorschlag so überzeugende Gründe beizubringen, daß unser Leberecht bereits halb und halb dafür gewonnen war, als der Wagen nach Verlauf von einer oder zwei Stunden vor der Thür eines in der Nähe der Straße liegenden Gutes hielt. Die weitere Be-

kanntschaft mit dem originellen Herrn that das Ihrige, um ihn für dessen Anerbieten einzunehmen und so kam es denn, daß der verabschiedete Ziethen-Husar bereits nach einigen Monaten wohlbestallter Geistlicher auf Pohrdangen, dem Gute des Freiherrn v. d. Strecke, war.

* * *

Die Pohrdangenschen Bauern hatten zu jener Zeit kein leichtes Leben. Der Freiherr war ein harter Mann und der Pastor war nicht weicher. Beiden saß das Handgelenk verwünscht locker und mancher breite Bauernrücken konnte in blauer Schrift Zeugniß davon ablegen. Doch wenn die Bauern auch geschlagen wurden, gepreßt und ausgebeutet wurden sie nicht und das war in jener Zeit auch schon etwas werth. Sowohl der Freiherr, wie sein Prediger waren Leute von stolzer, reiner und selbstloser Gesinnung, die den Tand dieser Erde für nichts achteten. Die Bauern ertrugen darum die häufigen Schläge, durch die sie andererseits auch zur Arbeit und Rüstigkeit angetrieben wurden, ohne Murren und sprachen unter sich: „Auf unseren Rücken wird gedroschen, aber die Körner fallen in unsern Magen!" Nur in einer Hinsicht waren sie dem Freiherrn gram: er war ein großer Jäger und Vogelschütze und auch menschliches Wild war ihm nicht unwillkommen, wenn es rosige Wänglein und lange Zöpfe hatte. Während seiner großen Herbstjagden hielt er im Walde oft tolle Gelage ab, von denen die alten Leute flüsternd schaudervolle Dinge erzählten.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die beiden harten Steine — der Freiherr und der Pastor — einmal auch mit scharfem Klange aneinander geriethen. Leberecht Tatzenhauer hielt es für seine Pflicht, das, was er an seinen Bauern tadelte, auch seinem Patron nicht durchgehen zu lassen und begann darum auf der Kanzel ziemlich unverblümt gegen dessen unchristliche Sitten zu wettern. Es kam das zu Ohren des Herrn v. d. Strecke und dieser ließ durch einen guten Freund den Pastor ersuchen, derartige husarenmäßig deutliche Anspielungen in Zukunft freundlichst zu unterlassen. Freund Leberecht erwiderte, daß er sich in solchen Dingen weder nach dem Patron, noch nach dem Herzog, noch nach sonst irgend einem „großen Thier", sondern einzig und allein nach seinem geistlichen Gewissen richten werde. Der Freiherr ließ ihn darauf bitten, sich unter solchen Umständen doch lieber eine andere Pfarre zu suchen, denn er wolle

auf der seinigen einen Pastor, nicht aber einen Schul- und Haushofmeister haben. Da kam er aber bei Leberecht schlecht an, denn dieser betonte kurzweg, daß er wohl vom Patron gewählt, aber nur vom Konsistorium abgesetzt werden könne, und daß es ihm darum nicht einfalle, das Feld zu räumen. Antwort des Freiherrn: Dann werde er, der Freiherr Dietrich v. d. Strecke, sich seiner Dankbarkeit und seiner Verpflichtungen gegen ihn, Leberecht Tatzenhauer, los und ledig erachten und ihn, wo er nur irgend könne, zu ärgern und zu schädigen suchen. Gegenantwort des Pastors: (In den Quellen leider nur fragmentarisch erhalten und daher mannigfachen Konjekturen Raum lassend.)

Es begann jetzt ein heimlich, aber mit um so größerer Erbitterung geführter Kleinkrieg zwischen Patron und Pastor. Der Herr v. d. Strecke wollte zeigen, daß er eine Drohung nicht umsonst ausspreche und versetzte daher dem Pastor einen empfindlichen Streich nach dem anderen. Bald schnitt er ihm Stücke von seinen Feldern ab, bald entzog er ihm mitten im strengen Winter das Holz, bald that er ihm irgend einen anderen boshaften Schabernack an. Keine Woche verging ohne einen Puff oder eine ärgerliche Quängelei. Leberecht hungerte, fror und ertrug alle ihm gespielten Possen mit der Geduld eines Husaren, der im Unwetter auf Posten steht. Im Herzen aber da fraß und brannte ihm der Grimm und züngelte nur nach einem Auswege, aus dem er lichterloh emporschlagen konnte.

Unter all' diesem Unfrieden nahte das hehre Christfest heran. Aus allen Ecken und Winkeln der Gemeinde strömten die Edelleute, die Landpächter, die Müller, Weber u. s. w. herbei, um dem deutschen Gottesdienst beizuwohnen. Die kleine Kirche war steckend voll, auch der Patron thronte pflichtgemäß in seiner ganzen Behäbigkeit auf seinem Gestühl.

Als Leberecht auf die Kanzel stieg, da war es mäuschenstill in der Kirche und alles hatte das dunkle Vorgefühl, als ob sich nun bald etwas ganz Absonderliches und Unerhörtes ereignen würde. Der Pastor verlas mit ruhiger Stimme das Evangelium, räusperte sich dann ein Weniges und begann mit scharfen Blicken zum Gestühl des Patrons hinüberzuschauen. Dann erhob er die Stimme und gleich Trompetengeschmetter fuhren die Worte durch die Kirche:

„Strecke, Du Sünder!"

Alle Köpfe zuckten, wie von einem Blitzstrahl getroffen, zusammen und richteten sich dann auf den Patron, der weiß wie Kalk, sich halb

von seinem Sitze erhoben hatte. Athemlos wartete man auf das Weitere. Der Pastor räusperte sich wieder und musterte die Gemeinde mit Augen, aus deren unergründlicher Tiefe ein seltsames Zucken und Leuchten kam. Dann fuhr er fort: „Strecke, Du Sünder, strecke Deine Arme empor zum allmächtigen Gott und bete, daß er Dich verirrtes Schaf in seiner unergründlichen Gnade und Barmherzigkeit auf den rechten Weg geleite!"

Die Spannung löste sich jetzt sehr rasch, die Kirchengäste warfen sich mit kaum unterdrücktem Lächeln verständnißvolle Blicke zu und der Freiherr sank mit finsterer und bärbeißiger Miene auf seinen Platz zurück. Der Pastor begann nun das Evangelium zu erläutern, wies darauf hin, wie Christus auf die Welt gekommen sei, die Sünder selig zu machen, wie aber der Teufel, der umhergehe wie ein brüllender Löwe, unablässig sein himmlisches Liebeswerk zu Schanden mache und die Menschen zum Ungehorsam gegen die göttlichen Gebote verleite. „Wisset Ihr nicht," fuhr der Redner fort, „daß Euer Leib ein Tempel des heiligen Geistes ist? Ihr aber macht des Teufels Garküche daraus!" Er begann jetzt den in seinen Lüsten strotzenden Sünder zu schildern und wenn er dabei ein wenig den Freiherrn abkonterfeite, so geschah es wohl nur, weil dieser gerade in seinem nächsten Gesichtskreise saß. Er schmetterte durch die Macht seiner Beredsamkeit alle Sünder in den tiefsten Höllenpfuhl, doch ließ er sie nicht allzulange darin brenzeln, sondern zog sie mit Armen der Liebe und des Erbarmens wieder daraus hervor, denn größer als alle Sünde und Schande der Menschheit sei Gottes Barmherzigkeit, die in Jesu Christo, seinem eingeborenen Sohne, am heutigen Tage Fleisch und Gestalt angenommen habe. So sei denn jedem Sünder auf dieser Erde durch Jesu Fürsprache bis zu seinem Tode eine Gnadenfrist gewährt, in der er durch aufrichtige Reue und Buße des himmlischen Reiches theilhaftig werden könne. Mit diesem tröstlichen und versöhnlichen Ausgange schloß Leberecht Tatzenhauer seine Weihnachtspredigt und verließ, nachdem er dem Freiherrn einen letzten milden und verzeihenden Blick zugeworfen hatte, die Kanzel.

Am nächsten Tage, dem zweiten Weihnachtsfeiertage, erschien bei ihm als Abgesandter des Freiherrn v. d. Strecke, ein Herr v. Mirxen und forderte ihn in dessen Namen auf Pistolen, Degen oder krumme Säbel, ganz wie es ihm, dem Pastor beliebe. Der Herr v. d. Strecke habe kein Konterfei beim Pastor bestellt und doch habe dieser es unternommen, ihn

zu portraitiren, ihn aber dabei so schwarz gemalt, daß der Freiherr ihn nun seinerseits gar zu gern etwas roth anmalen möchte. Der Pastor bedauerte, daß sein Amt es ihm verbiete, die Portraitmalerei in rother Farbe fortzusetzen. Doch sei er gern bereit, dem Freiherrn eine Genugthuung zu geben, denn er gebe zu, daß er ihn für einen großen Sünder halte und in seiner Weihnachtspredigt auf ihn gezielt habe. Diese Genugthuung müßte aber ein echtes, rechtes Gottesurtheil zwischen ihnen beiden sein. Er, der Pastor, habe in seinem Stall zufällig einen jungen, sehr wilden Stier stehen, der hölzerne Kugeln auf den Hörnern trage. Er schlage nun vor, den Stier, der hölzernen Kugeln entledigt, innerhalb einer Umzäunung loszulassen, in welche sie beide dann hineinzutreten hätten. Wen der Stier zuerst auf die Hörner nehme, der habe Unrecht. Der Andere könne alsdann das Thier durch einen Schuß erlegen und dasjenige, was von dem ersten noch übrig sei, für die irdische Reue und Umkehr erretten. Der Herr v. Mirxen schüttelte zu diesem seltsamen Vorschlage den Kopf und meinte, daß sein Mandant nie und nimmer auf denselben eingehen werde, denn er sei gewohnt, für sein Leben mit seinen Armen, nicht aber mit seinen Eingeweiden einzustehen.

„So," fuhr jetzt der Pastor grimmig auf, „der Herr Baron sind das nicht gewohnt? Ich aber, ich habe mich schon seit längerer Zeit daran gewöhnen müssen, von einem Ochsen mit Stößen in den Bauch regalirt zu werden, ohne auch nur einen Muck dazu thun zu können."

Jetzt sprang der Herr v. Mirxen auf und fragte mit strenger Miene, was er damit meine. Aergerlich versetzte Leberecht, er brauche nicht jedem auf die Nase zu binden, was er meine und habe schon genug koncedirt, indem er die eigentliche Meinung seiner Weihnachtspredigt unzögerlich enthüllt habe. Er habe nichts weiter hinzuzufügen und wenn der Freiherr sich für das von ihm proponirte Duell nicht erwärmen könne, so bleibe eben alles beim Alten.

Ein paar Tage lang ließ der Freiherr nichts von sich hören. Am Sylvesterabend aber erhielt der Pastor eine höfliche Einladung, sich morgen nach dem Gottesdienste zu einem kräftigen Neujahrsmahl auf dem Hofe (Gute) einfinden zu wollen. Nur einen Augenblick lang besann sich Leberecht, dann nahm er die Einladung dankend an und sagte dem Boten, daß er sich nach den „erforderlichen Vorbereitungen" pünktlich einfinden werde.

Das Mahl war in der That sehr kräftig und reichlich und Bier und Wein flossen in Strömen. Der Freiherr trank dem Pastor, ohne gerade viel Reden mit ihm zu wechseln, eifrig zu und dieser that tapfer Bescheid, wußte er doch, daß er im Trinken seinen Mann stehen konnte. Die Unterhaltung wurde lebhafter und lärmender, die Köpfe röther und erhitzter und bald hörte man nichts mehr vor echt kurischem Wortkampf und Geschrei und sah man nichts mehr vor dicken, blauen Tabakswolken.

Als die Situation ihren Höhepunkt erreicht hatte, zog der Gastgeber den Pastor leise beiseite und schlug ihm vor, auf einige Augenblicke in sein Kabinet zu treten, um dort mit ihm ihren Spahn zu besprechen und endgiltig zu erledigen. Leberecht war es zufrieden. So verließen sie denn unbemerkt die Gesellschaft und traten in das benachbarte Kabinet.

Kaum hatte der Pastor die Schwelle überschritten, so verschloß der Freiher die Thür und zog den Schlüssel ab. Darauf griff er in die Ecke und holte einen schweren Eichenstock hervor, den er drohend gegen den Gegner schwang. „Hab' ich Ihn endlich!" rief er wild. „Ich habe Ihn zu einem kräftigen Mahl geladen, ich werde es auch an einer kräftigen Nachspeise nicht fehlen lassen. Solchen Leuten wie Ihm kann man nur mit Mosis Stab Mores lehren!"

„Sehr schön!" versetzte der Pastor ruhig, indem er eine alte Reiterpistole hervorzog und den Hahn spannte, „doch muß Er mir dann erlauben, Ihm mit Aarons Rauchfäßchen zu antworten!"

Der Freiherr zog ein sehr langes Gesicht und ließ den Stock sinken.

„Ja, ja!" grifflachte der Pastor. „Er hat sich einen Prediger gewünscht, der entweder riecht oder stinkt. Wenn Er bis jetzt noch nicht herausgerochen, mit wem Er es zu thun hat, so kann Er soviel von diesem Weihrauch hier in die Nase bekommen, daß Er für sein Lebtag genug daran hat!"

Der Freiherr stellte den Stock weg und brach in ein lautes Gelächter aus. „Er ist doch ein Teufelskerl, Pastor!" rief er mit einer Mischung von Bewunderung, Aerger und Belustigung.

„Dergleichen Benennungen verbitte ich mir!" rief Leberecht entrüstet.

„Keine Widerrede, ein Teufelskerl!" schrie der noch immer lachende Freiherr entgegen. „Gebe Er oder vielmehr" — verbesserte er sich — „geben Sie mir die Hand und lassen Sie uns wieder Freunde sein! Ich müßte kein Kurländer sein, wenn ich Ihnen nach dieser suite noch ferner gram sein wollte!"

Als Leberecht zögerte, fuhr er fort: „Sie können es en bonne conscience thun, denn ich werde die Unbill und den Schaden, den ich Ihnen zugefügt habe, reichlich wieder wettmachen und ersetzen. Und auch zu fulminanten Weihnachtspredigten werden Sie nicht mehr viel Grund haben, denn ich habe vor einigen Tagen den Entschluß gefaßt, mich zu vermählen, womit natürlich das alte Lotterleben sein Ende nehmen wird. Hätten übrigens lieber gar nicht darüber reden sollen, denn in dem Punkte sind wir alle sterblich und Sie sind in Jena und im Feldlager gewiß auch kein Tugendspiegel gewesen!"

„Ich fühle mich auch gar nicht berufen," gab der Pastor zurück, „jedem Menschen mit der Laterne in seine geheimsten Lebenswinkel hineinzuleuchten. Ein Höherer als ich sieht und richtet hier schon. Daß aber Sie, Herr v. Strecke, alles, was ich in der Gemeinde durch mühsame Zucht und Strenge zu befestigen suchte, vor aller Welt wieder in souveränster Weise zunichte machten, das konnte und durfte ich nicht ruhig mitansehen."

„Na, reden wir nicht mehr davon!" sagte der Freiherr etwas verstimmt „und begießen wir lieber unsere Aussöhnung mit einem tüchtigen Schluck Burgunder."

„Da bin ich gern dabei", stimmte Leberecht zu und beide verließen Arm in Arm das Kabinet und mischten sich so gelassen wieder unter die Gesellschaft, als sei nichts zwischen ihnen vorgefallen.

. . . Seit dieser Zeit floß das Dasein unseres Pastors friedsamer und geruhiger dahin. Nur mit der Gemeinde hatte er noch manche Mühe und Plage, denn jener Vorgänger, der nach der Ausdrucksweise des Freiherrn „weder gerochen, noch gestunken" hatte, hatte das Unkraut im Weizen des Herrn gar üppig in's Kraut schießen lassen. Es waren noch Ueberreste von Heidenthum und Abgötterei in der Gemeinde vorhanden und längere Zeit bemühte sich der Pastor vergebens, diesem Unwesen auf die Sprünge zu kommen. Er gab schon fast die Hoffnung auf, die räudigen Schafe in seiner Herde zu entdecken, als sein alter Küster ihm eines Tages bemerkenswerthe Fingerzeige gab.

Der Alte hatte ihm eben den üblichen Rapport über die Tagesneuigkeiten in der Gemeinde abgestattet und der Pastor hatte sich über einige seltsame Vorfälle vor Lachen schier ausgeschüttet, als sein Berichterstatter schließlich noch ein sehr langes und ernstes Gesicht zog und die Daumen eifrig umeinanderzudrehen begann.

„Nun Küster, was hat Er noch auf dem Herzen?“ fragte Leberecht, der die Art des Mannes kannte, in ermuthigendem Tone.

„Habe gehorsamst zu melden, Herr Pastohr, daß das Unwesen der Abgötterei und des schmachvollen Teufelsdienstes in unserer lieben Gemeine bis dato noch immer fortwuchert.“

„Ja, es ist eine Crux damit! Aber wie soll man den Kerls auf die Spur kommen?“

„Der junge Meschul-Wirth, der mit meinem unteutschen Pflegetöchterlein halb und halb versprochen ist, hat beobachtet, daß an den ersten Donnerstagen jedes Mondes eine größere Schaar von Menschen auf einem Aushau des Großenhöfschen Waldes zusammenströmet, um vor dem ebendaselbst befindsamen großen Donnerstein ein Feuer zu entfachen, zu Perkohns, Trimpus und Pikullos zu beten und allerhand sträfliche Hexerei und Teufelsspuk zu betreiben.“

„Alle Wetter! Das ist ja höchst interessant! Hat Meschul sich die Sache aus nächster Nähe angesehen?“

„Der behende Jüngling hat sich hinter einen Wachholderstrauch geschlichen — Kaddik nennen bekanntlich die Unteutschen dieses kommune Gewächs, Herr Pastohr — und von dort aus das ganze Spedakel beobachtet. Er will auch gesehen haben“ — hier schauderte der Erzählende zusammen und dämpfte seine Stimme bis zum Flüsterton — „daß der leibhaftige Beelzebub, der Schwarze, der Böse, der Gottseibeiuns mitten unter dem thörichten, verirrten Volke sein höllisches Wesen getrieben habe.“

„Was Er da sagt!“ rief der Pastor, der obwohl ein wenig Rationalist, doch vor dem Höllenfürsten einen nicht geringen Respekt hatte, halb ungläubig, halb gespannt. „Wie soll er denn ausgesehen haben?“

„Wie ein schwarzer, gehörnter Schatten, Herr Pastohr, der bald im Reigen der Leute seine unheimlichen Sprünge vollführt, bald von einem hohen Baume aus das Ganze überwacht und augenscheinlich geleitet haben soll, maßen eine gewisse höllische Ordnuug bei dem frevlen Treiben der Pauren unverkennbar gewesen sei.“

„Eine höllische Ordnung?“ fragte Leberecht spöttisch. „Wie stellt Er sich die denn vor, Küster? Nun, jedenfalls werde ich diesem Beelzebub und seiner ganzen Beelzebüberei schon auf die Sprünge zu kommen wissen. Am ersten Donnerstag nächsten Monats werde ich mich aufmachen und die Bande abfassen.“

„Herr Pastohr werden doch jedenfalls den Herzoglichen Hauptmann zum Sukkurs herbeirufen oder doch wenigstens mit einer Schaar handfester Knechte gegen die Uebelthäter ausrücken?"

„Fällt mir gar nicht ein! Ich werde allein hin und schon mit ihnen fertig zu werden wissen."

„Herr Pastohr!" rief der Alte entsetzt. „Versuchen Sie nicht Gott den Herrn durch solche sträfliche Tollkühnheit!"

„Oder aber," fügte er, als er sah, daß seine Warnung ohne Eindruck blieb, mit kaum unterdrücktem Zähneklappern hinzu, „nehmen Sie wenigstens mich auf Ihren gefahrvollen Pfad mit. Dieweil zwo Menschen mehr sehen und hören als einer, dürfte es uns vielleicht glücken, manchem im Finstern lauernden Unheil rechtzeitig zu eschlappiren!"

Der Pastor lachte laut auf. „Ihn soll ich mit mir nehmen, Ihn, der schon jetzt zittert, wie Espenlaub und ein Gesicht aufsetzt, wie ein in die Länge geflossener Milchkäse! Nein, mein Alter, bleibe Er nur ganz ruhig zu Hause und hüte Er sein Pflegetöchterlein, das wird für Ihn das Beste und Rathsamste sein!"

Der Küster wollte Verschiedenes einwenden, aber Leberecht machte kurzen Prozeß und schob ihn sänftlich ohne Weiteres zur Thür hinaus. An die ganze Sache dachte er nicht weiter, bis der betreffende Donnerstag herangenaht war.

Am Nachmittag dieses Tages begann eine unerklärliche Unruhe ihn zu erfassen, die ihn durch alle Zimmer trieb und ihn zwang, unablässig darüber nachzugrübeln, was er sich wohl für heute Abend vorgenommen haben könne. Plötzlich stand wie mit einem Schlage der Großenhöffsche Wald und die Abgötterei der Bauern vor seinem Bewußtsein. Im selben Augenblick erhob sein Geist sich auch schon zu stürmischer Thatenlust und begannen alle Muskeln und Sehnen seines Körpers sich zu spannen und zu recken. Er nahm seinen Talar hervor, legte ihn sorgfältig über einen Stuhl und musterte dann seinen Bäffchen-Vorrath, um einer recht würdigen Erscheinung, durch die er den Gottlosen wenigstens äußerlich zu imponiren vermochte, gewiß zu sein. Doch gewahrte er zu seinem Bedauern, daß kein einziges Bäffchen-Paar sich in einigermaßen brauchbarem Zustande befand und da man zu jener Zeit nicht so hurtig zu waschen, stärken und plätten verstand, wie heutzutage, so mußte er schon darauf verzichten, mit allen seinen Insignien angethan, der Rotte der Abtrünnigen entgegenzutreten.

Er zog nochmals verschiedene Schiebladen und Kasten hervor, fand aber nichts Geeignetes. Plötzlich fielen ihm in einem verborgenen Winkel seine alte Husarenmütze und seine rothe Schnürjacke in die Augen. Eine seltsame Lust erfaßte ihn, die geliebte Uniform noch einmal anzuziehen, um zu sehen, wie er sich jetzt wohl darin ausnehmen möge. Und da stand er auch schon vor dem Spiegel und musterte sein Abbild mit ganz zufriedener Miene. Zwar die Statur war etwas in die Breite gegangen und die Knöpfe, Litzen und Haken ließen sich in der Magengegend nicht mehr recht zusammenkriegen. Es war aber doch immer noch eine ganz stattliche Husarenfigur, welche das Glas dort zurückwarf. Er nahm auch den verrosteten Säbel aus der Ecke, zog ihn mit großem Kraftaufwande aus der widerstrebenden Scheide und ließ ein paar kräftige Schwadronshiebe durch die Luft sausen. Arm und Handgelenk waren noch die alten und die Klinge würde gewiß auch im Falle der Noth ihre Schuldigkeit thun. Und seltsam war es: mit dem Wechsel des Gewandes war ein anderer Geist in ihn gefahren, wurde sein ganzer Vorstellungskreis ein anderer. Die ernsten, mahnenden Worte, die er sich für sein heutiges Vorhaben zurechtgelegt hatte, waren aus seinem Gedächtniß, wie weggeweht, an ihrer Stelle hielten Schlachtenlärm und kriegerischer Glanz ihren Einzug, Regimenter mit wehenden Fahnen und klingendem Spiel, rasselnde Geschütze und schnaubende Geschwader rückten, wie aus weiter nebelhafter Ferne, heran, im Arm ruckte und zuckte es, als müsse er in rasender Lust unablässig um sich hauen und stechen. Auch jener Abend fiel ihm ein, da er den litauischen Buschkleppern auf die Köpfe gefahren war und dem Freiherrn das Leben gerettet hatte. Mochte der letztere sich noch so sehr über seine „zerkodderte Affenjacke“ aufgehalten haben, er wußte es gut genug, daß dieselbe ihm bei jenem Abenteuer nicht schlechtere Dienste geleistet hatte, als sein Säbel. Und von diesem Augenblick ab stand es bei ihm fest: auch heute Abend wollte er nicht als Pastor, sondern als Husar dreinfahren und den Teufelsanbetern ihre frevlen Irrthümer mit der flachen Klinge aus den Köpfen treiben. Es regte sich in ihm etwas von dem gewaltsamen Geist seiner Vorfahren, die mit Kreuz und Schwert in dieses Land gekommen waren. Zwar gedachte er auch jener edlen milden Männer, die allein mit der Macht des Wortes, des Geistes hier gewirkt hatten. Aber von diesen Männern waren nicht wenige als Blutzeugen eines grausen Opfertodes gestorben und auch ihn konnte ein ähnliches Schicksal treffen, denn die Götzendiener seiner Gemeinde waren einer

verzweifelten That wohl fähig. Zu jener Zeit hatte die Kirche der Blutzeugen bedurft, heute lag die Sache anders, heute mußte sie siegen und strafen und das war in seinen Augen jenen rohen, verhärteten Gesellen gegenüber mit dem Säbel in der Faust eher erreichbar, als mit Ermahnungen und Bußpredigten. Beschlossen war es: heute Abend ging es im rothen Husarenkleide und hoch zu Roß in den Wald hinaus. Sein Herz pochte wie das eines jungen Studenten, der seine erste Mensur vorhat, und er konnte kaum den Augenblick erwarten, da er wieder in die verschnürte Jacke schlüpfen konnte.

Endlich war die Dunkelheit hereingebrochen und in voller Kriegs-Ausrüstung, jedoch in einen weiten, dunklen Mantel gehüllt, verließ der Pastor das Wohnhaus und begab sich in den Stall. Da er seinen Kutscher vorher mit einem Auftrage fortgeschickt hatte, so vermochte er unbemerkt zu satteln, zu Pferde zu steigen und durch ein Seitenpförtchen das Freie zu gewinnen. Kräftig setzte er jetzt dem starken und wohlzugerittenen Schimmel, den er häufig auf Krankenbesuchen zu benutzen pflegte, die Sporen in die Seite und in schlankem Trabe ging es auf schmalen Feldwegen dem Walde zu.

Als die düsteren Fichten und die leise wispernden Erlen ihn von allen Seiten umschlossen, vermochte er sich doch nicht eines leichten Unbehagens zu erwehren, namentlich, wenn er der Erzählung des Küsters über den bei dem Götzendienst der Bauern angeblich beobachteten Teufelsspuk gedachte. Mochte er die Sache noch so oft mit einem kräftig gebrummten „Dummes Zeug!“ abzuthun suchen, der gehörnte schwarze Schatten suchte doch immer wieder seine Einbildung heim. Wie, wenn der Böse in der That mit den Abtrünnigen im Bunde war, ihn gegenwärtig beobachtete und die Bauern auf seine Spur leitete, damit diese ihn hinterrücks erschlügen? Viele gelehrte Männer leugneten zwar das Vorhandensein eines persönlichen Teufels, doch wer bürgte ihm dafür, daß dieselben sich nicht auf einem Irrwege befanden? Hatte doch der alte Luther selber, dieser Mann mit dem klaren Kopfe und dem löwenmuthigen Herzen, den Schwarzen so deutlich vor sich zu sehen geglaubt, daß er das Tintenfaß nach ihm warf! War es nicht möglich, daß der Arge in diesem Augenblick dort von jenem düsteren Dickicht aus seinen Ritt verfolgte und bereits seine höllischen Legionen zur Vernichtung des gefährlichen Gegners aufbot? Wie wenn es schwarz und mit hohlem Schlag der dürren Drachenflügel urplötzlich rings aus den Büschen emporrauschte?

Doch das mächtige Gottvertrauen des wackeren Glaubensstreiters vertrieb bald alle diese beklemmenden Gedanken. Den Kampf mit übersinnlichen Gegnern überließ er getrost dem Lenker aller Dinge, mit den irdischen und sichtbaren aber, die etwa seinen Weg kreuzten, wollte er schon selber fertig werden.

Er mochte etwa eine halbe Stunde durch den Wald geritten sein, als er in einiger Entfernung einen hellen Schein erblickte, auf den er sofort zuhielt. In nicht allzunahem Abstande von dem Schein machte er Halt und begann durch eine Lücke in den Zweigen scharf Auslug zu halten. Er sah ein helles Feuer, welches dicke, graue Rauchwolken entsandte, durch die beim Aufschütten neuen Feuerstoffes rothe Funkengarben lustig emporknisterten. Um das Feuer bewegten sich Gestalten in Pelzkappen und grauen Hüten, die, je nachdem sie sich vor oder hinter den Flammen befanden, tiefschwarz oder röthlich angestrahlt erschienen. Auch den unheimlichen gehörnten Schatten glaubte der Beobachter ein paar Mal deutlich zu erkennen, doch kämpfte er das wieder in ihm aufsteigende Grauen tapfer nieder. Nach einiger Zeit kam Bewegung in die Masse, sie strömte seitwärts zu einem großen Stein, auf dem ein alter Bauer in grauem Kittel phantastische Geberden ausführte und seltsame Gesänge anstimmte. Die Uebrigen warfen sich auf die Kniee und heulten mit so lauter Stimme mit, daß der ganze Wald davon wiederhallte. Die infernalischen Mißklänge dieses Gesanges wurden vom Echo so oft und in so unerträglichen Verstärkungen und Variationen an das Ohr des musikliebenden und musikverständigen Pastors geworfen, daß dieser schließlich von Ingrimm übermannt ein kurzes Ende zu machen beschloß, den Säbel zog, dem Schimmel die Sporen in die Weihen stieß und aus seinem Versteck hervorsprengte.

Die Wirkung seines plötzlichen Erscheinens auf die Bauern spottete jeder Beschreibung. Einzelne standen starr und vorgebeugt mit geöffneten Mäulern da gleich Brunnentritonen, deren Sprudel durch irgend eine innere Störung zurückgehalten wird, die meisten aber nahmen mit dem Angstgeschrei: „Spohks, spohks!“ (ein Spuk, ein Spuk!) vom Flecke weg Reißaus und waren im nächsten Augenblick in den Gebüschen und hinter den Bäumen verschwunden. Nur wenigen vermochte der Pastor unter dem Ausruf: „Ich werde Euch lehren, hier Teufelsdienst zu treiben!“ einige kräftige Flachhiebe zu versetzen, durch welche die versteinerten Tritonen wieder zum Leben und zum hurtigen Gebrauch ihrer Glieder

erweckt wurden. Erkannt war er in seinem bunten Mummenschanz und bei der düsteren Beleuchtung von keinem einzigen der Uebelthäter worden, sondern alle flohen, von der Schreckensvorstellung getrieben, einer der Erzengel oder ein anderes überirdisches Wesen jage in rother Himmelsparade hinter ihnen her.

Freund Leberecht befand sich nun allein auf dem weitem Platze, den er triumphirend behauptete, denn durch die engen und verschlungenen Waldwege vermochte er den Bauern selbstverständlich nicht nachzusetzen. Er stieg ab, ließ seinen Schimmel mit übergeworfenem Zügel stehen und spähte nach Gegenständen umher, die er möglicherweise als Belastungsmaterial mitnehmen konnte. Er vermochte jedoch nichts zu entdecken. Das Feuer begann allmählig niederzubrennen und der warme, röthliche Lichtton, der bis hierzu den Platz erhellt hatte, verwandelte sich allmählich in einen kalten, bräunlichen.

Bei seinem raschem Heransprengen hatte der Pastor flüchtig zu bemerken geglaubt, daß etwas Schwärzliches mit größter Behendigkeit an einem Baumstamm emporgefahren war. Beim ungewissen Scheln des Feuers machte er sich nun daran, die einzelnen Baumgipfel zu durchspähen. Sein scharfes Auge entdeckte in der That alsbald auf der Spitze einer Kiefer einen unförmlichen schwarzen Klumpen, der unbeweglich an einen Ast geklammert dahing. Der Späher wurde von einer sehr unbehaglichen Stimmung übermannt und in seinem Kopf begann es alsbald wieder so von Spukgestalten zu wimmeln, wie etwa auf einem Bilde von Teniers oder Breughel. Vorhin als er die Bauernhorde vor sich hatte, da war er ohne Zittern und Zagen dazwischen gefahren. Jetzt da er allein auf dem weiten Platze dastand, das spärlich flackernde Feuer zu seinen Füßen, die stumm und finster dastehenden Bäume rings umher, den dunklen feuchten, schlummerschweren Nachthimmel über sich, jenes räthselhafte, unheimliche Etwas vor Augen, da zog es sich verwünscht enge in ihm zusammen und er hätte tausendmal lieber daheim in seinem gemüthlichen Studirzimmer gesessen. Doch faßte er sich ein Herz und rief mit kräftiger Stimme in lettischer Sprache hinauf: „Wer ist dort?“ — „Der Teufel!“ schallte es mit dumpfer Stimme herab. Er fuhr zusammen, als sei ihm der Schlag ins Gebein gefahren. Also doch, also wandelte dieses furchtbare Wesen, dieses grausige und finstere Gegenbild zu Gottes lichter Schöpfung, doch sichtbar und greiflich auf Erden umher und ihm stand vielleicht ein körperlicher Kampf mit ihm bevor. Doch ein Zurück gab es weder für den Husaren-

offizier noch für den lutherischen Prediger. Er löste sein Säbelgehänge, nahm die Klinge zwischen die Zähne und begann hinaufzuklimmen, obwohl es ihm mit jedem Fuß Baumstamm, den er überwand, schwüler und beklommener zu Muthe wurde.

Von Zeit zu Zeit war es ihm, als senkte sich eine schwere kalte Hand auf ihn nieder und drückte ihn wieder herab. Er biß unter diesem lähmenden Gefühl die Zähne zusammen und arbeitete sich wacker vorwärts. Endlich war er dicht unter der dunklen Erscheinung angelangt und rief sie an: „Du da oben, wer Du auch seist, ob Mensch ob Teufel, ergieb Dich und steige herab, wenn Du nicht willst, daß ich Dich mit dieser guten Klinge hier herunterhole!“ Die Erscheinung blieb stumm und regungslos an ihrem Platze. Der Pastor reckte sich noch ein Stück nach oben und bekam einen herabhängenden Fuß des dunklen Körpers zu erfassen. „He, he!“ rief er, den Fuß kräftig hin- und herschüttelnd, „mach daß Du herunterkommst, Teufelsvieh verfluchtes, oder ich befördere Dich auf dem Fleck an den Ort Deiner Hingehörigkeit, in des Satans Backofen!“ Es erfolgte noch immer keine Antwort. Leberecht hatte sich mittlerweile überzeugt, daß der in seiner Hand befindliche Fuß mit einer „Wihse“ (Bastschuh) bekleidet war, also nur einem seiner Bauern gehören konnte, denn es wäre wirklich gar zu einfältig gewesen, anzunehmen, daß der Höllenfürst in Bastschuhen durch die Welt pedden sollte. Sein nächster Ruck fiel dem entsprechend stärker und rücksichtsloser aus. „Na, was ist denn das“, schrie er, „soll ich Dir denn wirklich die Beine aus Deinem klobigen Leibe reißen, Du dummer Rüpel!“ Als alles nichts half, nahm er, sich mit seinen Beinen an einen starken Ast festklammernd, die andere Hand zu Hilfe und begann nun tüchtig an dem unförmlichen Beinschwengel zu läuten. Im nächsten Augenblick gab es einen Krach, der ungeschlachte Körper sauste herab, riß den Pastor mit und beide brachen sich nun im Falle durch Aeste und Zweige nach unten Bahn, um schließlich auf einem jungen Kiefernbäumchen mit dichter Krone zu landen, das ihren Sturz zwar mildern, aber nicht aufhalten konnte. So fuhren sie denn weiter nach unten und lagen eine Zeit lang nach Luft schnappend am Fuße des Bäumchens, der Pastor unten, der Bauer oben.

Der letztere kam zuerst zu Athem, sprang mit einem plötzlichen Ruck auf die Füße und flog nun auch schon in langen Sätzen davon. Der Pastor richtete sich, als er das sah, ebenfalls empor, fiel aber alsbald

kraftlos zurück. „Verwünscht, da habe ich mir richtig den Fuß verrenkt!“ fluchte er in sich hinein und erhob dann seine Stimme, um dem Flüchtling wenigstens ein drohendes „Halt“ nachzurufen. Dasselbe fiel aber recht bröcklich und gequetscht aus, zudem beschleunigte der Anruf den Lauf des Bauern nur noch mehr. Derselbe kam jetzt an dem in den letzten Zügen liegenden Feuer vorüber und in diesem Augenblick glaubte Leberecht in seiner Gestalt und seinen Bewegungen etwas Bekanntes zu gewahren. Und da hatte er auch schon seine Stimme wieder und ein kräftiges „Mickel, zurück!“ hallte durch den Wald. Der Ausreißer blieb, wie vom Donner gerührt, stehen und blickte mit ängstlicher Ungewißheit bald nach dem Pastor, bald nach den rettenden Baumreihen hinüber. „Na, wird's bald?“ rief der Pastor zornig. Du entgehst mir jetzt, wo ich Dich erkannt habe, doch nicht und Du weißt gut genug, daß ich Niemandem etwas zu schenken pflege. Wenn Du Dir daher im Guten rathen läßt, so komm zurück! Sei vernünftig, Mickel!“ Und so groß waren die Macht und die Autorität dieses sonderbaren Mannes, daß der Bauer richtig mit demüthig gesenktem Kopfe zur Stelle ihres Absturzes zurückkehrte.

Als der Pastor den Zitternden wieder im Bereiche seines Armes hatte, ließ er ein behagliches Knurren hören und streckte sich lang und gemächlich auf seiner aufgezwungenen Lagerstätte aus. „Nun, lieber Mickel!“ begann er in jovialem Ton, „glaubst Du nicht, daß Du ein paar tüchtige Genickstücke verdient hast?“

„Ja—a—a, ich glaube w—o—ohl!“ war die unter hörbarem Zähneklappern hervorgestoßene Antwort.

„Nun gut“, brummte der Pastor zufrieden, „Du siehst Deine Strafwürdigkeit ein, bist also schon auf dem halben Wege zur Besserung. Diese Genickstücke — deren Gewicht Dir ja schon von früher her einigermaßen bekannt ist, lieber Mickel — diese Genickstücke seien Dir geschenkt, wenn Du mir genau und ohne Rückhalt berichtest, was Du heute Abend hier mit den Uebrigen getrieben hast, und wie Du zu diesem geschwärzten Gesichte, diesem nach außen gekehrten Schafspelze und diesen Hörnern auf der Mütze kommst. Ich will nicht hoffen, daß sie Dir von Deinem alten, dürren Weibe aufgesetzt sind!“

Mit stockender und schluchzender Stimme beichtete nun der zerknirschte Mickel, wie schon seit Jahren an dieser Stelle heidnischer Opferdienst getrieben worden. Er habe stets, als Teufel ausstaffirt, auf einem Baum

Ausguck halten müssen, um darauf zu achten, daß kein Unberufener sich dem Platze näherte, und im schlimmsten Falle in seiner höllischen Maske etwaige Eindringlinge zurückzuschrecken. Nur, als der Herr Pastor herangeritten sei, habe er sich zufällig gerade unten befunden, „um mitzubeten und wohl auch einen Schluck Bier zur Stärkung zu nehmen."

„Hm, hm! Ihr scheint Euch das Beten ja recht mundgerecht gemacht zu haben, Ihr Hallunken, Ihr! Das muß ich Dir aber sagen, lieber Mickel, daß Deine sauberen Brüder sich zum Teufel nicht gerade den rechten Mann ausgesucht haben. Man mag vom Teufel sagen, was man wolle, aber Verstand hat der Racker, daß muß man ihm lassen. Du aber bist wohl ein recht, recht dummer Teufel gewesen. Giebst Du das zu?"

„Ja—a—a, gnädiger Herr Vater!" klapperte Mickel wieder.

„Da Du nun so überaus dumm und ungeschickt gewesen bist, so will ich Dich, obwohl Du das reichlich verdient hast, nicht dem Gerichte zur Bestrafung übergeben, sondern Dich bloß auf ein Jahr lang vom heiligen Abendmahl ausschließen. Dasselbe werde ich mit Deinen Genossen thun, von denen ich mir die meisten sehr wohl gemerkt habe."

„Gnädiger Herr Vater!" rief Mickel bestürzt, sich neben Leberecht niederwerfend und dessen roßduftige Reithose umklammernd. „Haben Sie Erbarmen und thun Sie mir nicht diese große Schande an! Ich könnte es nicht überleben, ein Jahr lang nicht den Tisch des Herrn besuchen zu dürfen und so vor allen Menschen als Gebrandmarkter und Ausgestoßener, dazustehen!"

„Ei seht doch einmal diesen Schlauberger an! Den Tisch des Herrn will er besuchen und sich nebenbei an des Teufels Sündenbecher gütlich thun! Nein, lieber Freund, so geht das nicht, man kann nicht zweien Herrn zugleich dienen! Erst halte ein Jahr lang strenge Kirchenfasten, damit ich sehen kann, ob Du Leib und Blut unseres theuren Heilandes wieder in Dein verunreinigtes Schandmaul nehmen kannst. Erst muß doch all' der Höllenkehricht, der sich in dieser Zeit der Gottlosigkeit in Dir angesammelt hat, wieder hinausgetrieben werden, bevor Du wieder würdig bist, mit allen übrigen Gemeindegliedern an unseres Herrn geweihte und ehrwürdige Tafel zu treten. Glaubst Du wirklich, daß Du arme Dr . . . seele jetzt schon in diese ehrbare Gemeinschaft paßt?"

„Ja—a—a, gnädiger Herr Vater!“ heulte der verzweifelte Bauer, der jetzt flehend an einem Stiefel des Paſtors zerrte, „ich paſſe wohl dahin, denn ich habe bereut, ich habe mich bekehrt, und will in meinem Leben nichts mehr mit dem Teufel zu thun haben!“

„Wer Dir altem Lügenſchlauch wohl trauen wird! Nun — unter einer Bedingung will ich Dir die Strafe erlaſſen. Mein Gaul iſt fortgelaufen und ich kann darum nicht zurückreiten. Auch kann ich, wie Du ſiehſt, nicht gehen, da ich mir den Fuß verſtaucht oder gar gebrochen habe. Ich möchte aber nicht, daß meine Leute aufgetrommelt werden und mich in dieſem rothen Mummenſchanz hier ſehen. Wenn Du es übernimmſt, mich auf Deinem breiten Buckel nach Hauſe zu tragen, ſo ſei Dir und Deinen Kumpanen die Strafe erlaſſen! Meinen gewichtigen Leib das ganze Stück weit zu ſchleppen, iſt an und für ſich ſchon Buße genug!

Mickel kraute ſich recht verlegen hinter den Ohren, ſagte aber dann: „Ich will's verſuchen, Herr Paſtor!“ Und mit ſeinen breiten, kräftigen Händen, die gewohnt waren, Getreideſäcke mit Leichtigkeit durch die Luft zu ſchwingen, lud er ſich die ſchwere Laſt auf die Schultern und keuchte langſam mit derſelben dahin. Natürlich ſtöhnte der Paſtor nicht wenig vor Schmerz, aber es fehlte während dieſer ſeltſamen Wanderung auch nicht an ergötzlichen Zwiſchenfällen, die von Leberecht ſtets zu erbaulichen Vermahnungen ausgenutzt wurden. Sie hatten kaum ein paar hundert Schritt zurückgelegt, als Mickel bereits das erſte Mal ſtehen blieb und ſich den Schweiß von der Stirn wiſchte.

„Nun was iſt los?“ fragte Leberecht.

„Es iſt heiß, Herr Paſtor!“

„Ei ſieh, heiß findeſt Du es! Du kannſt Dir jetzt vorſtellen, wie heiß es erſt im hölliſchen Feuer ſein muß. Sei alſo dankbar, daß Du hienieden ſchwitzen mußt, um es droben luſtig und angenehm zu haben!“

Nach einer Weile hielt der Bauer wieder erſchöpft inne. „Na vorwärts!“ drängte Leberecht.

„Es iſt ſchwer, Herr Paſtor!“

„Nun, ſchwer findeſt Du es ſchon, von Deinem Hirten und Seelſorger geritten zu werden. Bedenk ein Mal, wie ſchwer es für Dich ſein würde, den Teufel auf den Nacken zu haben. Der ſchont ſeine Reitpferde nicht, lieber Mickel!“

Der Bauer raffte jetzt seine Kräfte zusammen und legte ein großes Stück Weges ohne Aufenthalt und Murren zurück. Schließlich aber mußte er doch wieder stehen bleiben.

„Es geht doch nicht!“ schnaufte er.

„So, so, also das geht nicht? Du kannst also nicht Deinen faulen Leib um die paar hundert Pfund betrügen? Aber Deinen Herrgott, der alles sieht und weiß, um die ihm zukommenden Ehren zu betrügen, das meinst Du, ginge wohl? O Du dickschädligster aller Heiden und Götzenknechte, wann wird das Licht der Wahrheit wohl durch Deinen dreizölligen Stirnknochen dringen?“

Schließlich sah Leberecht sich doch genöthigt, sich vom Rücken des Bauern niederzulassen, um, blos mit den Händen auf denselben gestützt, auf einem Fuße weiterzuhumpeln. Eine Strecke weit wurde er dann wieder getragen und so ging es unter beständigen Pausen und Verschnaufungen, die der Pastor theils mit lauten Schmerzensrufen, theils mit gemüthlichem Gerede und Geschimpfe ausfüllte, auf das Pastorat zu, das endlich mit Ach und Krach erreicht wurde. Es gelang Leberecht, mit Mickels Hilfe, unbemerkt in das Haus zu gelangen und sich seiner bunten Monturstücke zu entledigen, worauf er dann seine Leute zu weiteren Hilfeleistungen herbeirief.

Der seltsame Vorfall sprach sich aber mit der Zeit doch in der Gegend herum und in der Leute Mund hieß unser Leberecht seitdem nicht anders als: „Der Husarenpastor.“

Das Meer.

Vor zwanzig Jahren reiste man anders als jetzt. Die einzige Eisenbahn in unseren Provinzen war die Riga-Dünaburger, der Verkehr auf den übrigen Strecken wurde durch die Post oder durch Diligencen vermittelt. Doch selbst diese schwerwiegenden Errungenschaften unserer im gemächlichsten Paßgange vorwärtstrottenden Kultur wurden von nicht Wenigen verschmäht. In vielen Häusern hatte man noch „eigengebrautes Bier", „eigengewebte Zeuge", „eigengebaute Wagen" und „eigengezogene Pferde." Warum sollte man seine leibliche Sicherheit der Post anvertrauen, wo man doch wie ein kleiner König, von lauter „Eigenem" umgeben, durch die Lande kutschen konnte? Mein Vater hat mit seinem Planwagen, dessen weiter Bauch von der Ladungsfähigkeit einer alter holländischen Kuff war, mit vier kräftigen Pferden voran, oft Reisen aus dem Herzen Kurlands bis nach Estland gemacht. Diesesmal hatten meine Eltern vor, einen Bruder meiner Mutter zu besuchen, der in dem an der livländischen Küste belegenen Salis wohnhaft war. Die Pferde waren bereits neu beschlagen, der „kleine Familienwagen" (im Unterschiede zum Planwagen und dem „großen Familienwagen") war aus der Remise gezogen und stand geschmiert, gewaschen und blank geputzt, wie ein zu irgend einer hochzeitlichen Gelegenheit festlich ausstaffirter „Oekonomiker" da.

Am Vorabend der Fahrt saß ich, damals ein Knabe von neun oder zehn Jahren, über meiner lateinischen Grammatik und schmiedete mit heimlichem Behagen Pläne, was ich in der durch die Abreise meiner Eltern für mich entstehenden Ferienzeit wohl alles anfangen würde. Mein Vater hatte mir gesagt, er würde mich ganz früh um halb sieben noch einmal das gefürchtete „panis, piscis, crinis, finis" hersagen lassen

Ich wußte jedoch gut genug, daß es in dem Drunter und Drüber der Vorbereitungen dazu nicht kommen würde und nahm daher unter dem Schutze des großen Deckels meines Meyring das „Illustrirte deutsche Seemannsbuch" vor, das mich alsbald mitten in den Lärm der Seeschlacht bei Abukir versetzte. Vor mir hatte ich eine von mir aus Pappe angefertigte Fregatte und eine Anzahl kleiner Borkschiffe aufgestellt, auf die ich hin und wieder einen Blick warf, um mir zu vergegenwärtigen, wie sich die aus dem Norden ansegelnde Flotte Nelsons ungefähr ausgenommen haben konnte. Ich war eben beim Auffliegen des französischen Admiralschiffes „L'Orient" angelangt und hatte mich, um die schrecklich-schöne Schilderung ganz in mich aufzunehmen, auf dem Stuhle knieend vollständig mit der Nase in das Buch hineingebohrt, als ich Schritte im Nebenzimmer hörte und mit einem schon oft geübten raschen Griff das Seemannsbuch unter dem Meyring verschwinden ließ. Im nächsten Augenblick trat mein Vater herein und fragte mich in seiner kurzen Art: „Na, Junge, willst Du mitfahren?"

„Wohin das, Papa?" war meine erstaunte Gegenfrage.

„Unnütze Frage! Nach Salis natürlich!"

Meine schönen Ferienpläne gewannen in diesem Augenblick sämmtlich greifbare Gestalt und flehten und drohten, sie nicht fallen zu lassen. Langsam und zögernd gab ich zur Antwort: „J — ich möchte — ei — eigentlich wohl nicht!"

„Dummes Zeug! Warum denn nicht?"

„Ich wo — wollte in dieser Zeit — ein — ein — Linienschiff bauen!"

„Alfanzereien! Sieh' Dir lieber die Boote und Segler in Salis an!"

„Ist denn dort das Meer in der Nähe?" fragte ich erstaunt.

„Ja freilich! Hast Du denn das nicht gewußt?"

„Nein wahrhaftig nicht! Wenn das so ist, dann möchte ich — doch — wohl — mitfahren!"

„Doch — wohl — mitfahren! Du sprichst ja, als ob Du Nudeln im Munde hättest! Na, geh' zur Mama und laß Dir die nöthigen Sachen herausgeben!"

Mit einer Geschwindigkeit, wie sie etwa der fliegende Holländer bei einem tüchtigen Südwest entfalten mag, stürmte ich in das Zimmer meiner Mutter und bald war das Erforderliche geordnet und gepackt.

. . . Die Fahrt in dem leichten offenen Wagen durch das grüne, sonnige Land war herrlich. Es war, wenn ich mich recht entsinne, im Mai, alles blühte und prangte, die mit hellem, jungem Laub bedeckten Birken sandten ihren frischen, kräftigen, echtnordischen Geruch weit umher, die Fichten hatten röthlichglänzende Zapfen angesetzt und strömten eine Fülle von Nadel- und Harzdüften aus. Schön war es auch (d. h. natürlich nur vom Standpunkte des müssigen Vergnügungsreisenden aus), wenn man auf den klassischen Sandstellen vor Riga, die durch die reichlich aufgeschütteten Abfälle einer Thonfabrik sehr wenig aufgebessert waren, den Wagen verlassen und auf dem weichen Waldboden im Schatten der hochstämmigen Kiefern ein oder zwei Werst zu Fuß machen mußte. Riga kannte ich bereits, doch machte es mir ein besonderes Vergnügen, meine mittlerweile aus dem Seemannsbuche erworbenen maritimen Kenntnisse dadurch an den Tag zu legen, daß ich unter den an der Floßbrücke ankernden Schiffen die Schooner, Briggs und Barken herausfand. Am Abend des nächsten Tages erreichten wir Lemsal, die erste livländische Landstadt, die ich kennen lernte und die mir trotz ihres wirklich recht bescheidenen Aeußern im Gegensatze zu unseren orientalisch angehauchten kurischen Kleinstädten wie Bauske, Friedrichstadt u. a. m. recht angenehm auffiel. Recht bemängelnswerth nahm sich hingegen das Gasthaus aus, in dem wir einkehrten und dessen mit Lapidarbuchstaben hingemalte Inschrift mir noch heute in unvergeßlicher Erinnerung steht. Sie sollte lauten: „Logis für Reisende." Der in den Fremdwörtern jedenfalls nicht sehr starke Maler hatte aber Logis statt mit einem „s" mit einem „c" am Ende geschrieben und Regen und Schnee hatten die Anfangsbuchstaben des letzten Wortes ein wenig verwischt, so daß dem erstaunten Auge des Anreisenden über der Hausthür die wunderbare Zusicherung „Logic für Rasende" entgegenprangte.

Je mehr wir uns am Nachmittag des dritten Tages Salis näherten, desto wilder und düsterer wurde die Gegend. Die einen Flächenraum von etwa fünf Quadratmeilen bedeckenden Strandwaldungen verschlangen den schmalen Weg, der sich zwischen den hohen, fast urwalddicht stehenden Stämmen wie ein furchtsames Schlänglein hin- und herwand. Als mein Vater mir erzählte, daß es in dieser Gegend Bären gebe, wurde ich von einer seltsamen, halb ängstlichen, halb abenteuerlustigen Stimmung ergriffen und faßte mit der Hand wiederholt verstohlen an den Griff eines kleinen Schwertes, das ich mir in Er-

mangelung eines Riemens mit einer hänfenen Schnur um den Leib gebunden hatte.

Endlich begann sich der Wald zu lichten und nach kurzer Fahrt sahen wir vor uns auf weiter kahler Ebene, die von dem recht ansehnlichen Bette des Flusses Salis durchschnitten wurde, das altmodische Gutshaus liegen, das wir bald erreichten. Da Niemand zum Empfang zugegen war, so traten wir, nachdem wir wiederholt an die Hausthür gepocht, in das halbdunkle Vorzimmer.

Ich war der Erste, der eintrat, prallte aber, von Entsetzen ergriffen, zurück, als sich mir aus einer Seitenthür ein seltsames Etwas, das einer großen haarigen Kugel glich, grunzend und brummend entgegenwälzte. Dieses wollige, dunkelbraune Etwas vollführte so seltsame Kapriolen, umsprang uns mit so räthselhaften, halb putzigen und drolligen, halb wilden und drohenden Geberden, daß mein Vater uns anwies, uns hinter ihn zurückzuziehen, und sich mit einem derben, aus einer Ecke aufgegriffenen Knotenstocke in Vertheidigungspositur setzte.

In diesem Augenblicke kam eine dicke Magd herangewatschelt, packte das haarige Ungethüm kurz entschlossen am Genick und schleuderte es in's Nebenzimmer, wo es sich in vergnügtester Stimmung weiterkugelte. „Was ist denn das für ein Biest?" fragte mein Vater. „Ach das ist ja där Bär," gab die handfeste Maid zur Antwort, „vor dän brauchen Sie keine Bange nich zu haben, där at ein gutes Erz und thut keinen Menschen nichts zu Leide!"

Als später mein Onkel aus der Wirthschaft zurückkehrte, machten wir die nähere Bekanntschaft von „Crassus", das war der Name des jungen, etwa 5—6 Monate zählenden Bären. Mein Onkel hatte ihn, nachdem er die Mutter getödtet, mit seinen Geschwistern aus dem Lager gehoben und als schönstes und am intelligentesten aussehendes Exemplar der Familie behalten. Die spätere Entwickelung von Crassus rechtfertigte die Wahl meines Onkels vollkommen. Er legte eine unverkennbare Frühreife an den Tag, zeigte Anstelligkeit zu den verschiedensten Verrichtungen und ergötzte nebenbei durch seine pudelnärrische Munterkeit das ganze Haus. Als wir nach dem Abendessen beisammen saßen, hockte der Bär neben dem Stuhl meines Onkels und knackte Nüsse, die dieser ihm in das dienstfertig breitgezogene Maul schob. Allerdings kostete es zuweilen einige Mühe, dem unwillig Brummenden die Kerne wieder abzujagen, doch gab Crassus, der sich offenbar für den Klügeren hielt, schließlich

regelmäßig nach. Uebrigens wußte er gut genug, daß nach gethaner Arbeit auch für ihn eine Anzahl Nüsse, sogar mit einer kleinen Beigabe von Honig abfallen würde.

Ich habe niemals ein komischeres Geschöpf gesehen als Crassus, er war geradezu ein Clown der Thierwelt. Jede seiner Bewegungen war von einer unbeschreiblichen grotesken Plumpheit und doch zugleich von der ganzen weichen Gelenkigkeit jugendlicher Vierfüßler. Oft sah ich an den folgenden Tagen den Ringkämpfen zu, die er auf dem weiten Grasplatze vor dem Hause mit den Hofjungen abhielt. Er wurde fast regelmäßig geworfen, einmal aber gelang es ihm doch, seinen Gegner auf den Rücken zu schleudern, daß diesem alle Rippen im Leibe krachten. Der nun folgende Triumphtanz des Bären war würdig, von dem Stift eines Busch oder eines Oberländer verewigt zu werden. Er sprang zuerst auf allen vier Pranken heftig auf und nieder, schlug dann einen noch nie dagewesenen Purzelbaum und richtete sich endlich auf den Hinterfüßen auf, um die Nase mit stolzer Siegesfreude zum Himmel emporzustrecken. — Leider hörte, wie ich hier gleich hinzufügen will, mit jedem weiteren Monat die Gutmüthigkeit und Harmlosigkeit des Thieres auf. Es begann wild und bösartig zu werden, so daß mein Onkel sich schließlich genöthigt sah, es, noch bevor es ein Jahr erreicht hatte, niederzuschießen.

Doch wohin bin ich gerathen! Ueber Nebensächlichkeiten habe ich das eigentliche Ziel ganz aus dem Auge gelassen, dem sowohl meine Reise wie diese Skizze galt. Das Meer! Natürlich war eine meiner ersten Fragen, wann ich es zu sehen bekommen würde. Mein Onkel gab mir die Zusicherung, daß wir morgen nach dem Frühstük an den etwa drei Werst entfernten Strand fahren würden. Doch könne ich schon jetzt das Meer rauschen hören. In der That hörte man, da ein starker Westwind herrschte, ganz deutlich die mächtige Stimme der an den Strand prallenden Wogen. In der Nacht wachte ich wiederholt auf und erhob mich im Bette, um auf das wundersame Rauschen zu horchen.

Am nächsten Morgen ging es, nach Einnehmung des ländlich-reichhaltigen Frühstücks im leichten Jagdwagen, den mein Onkel zu Pferde begleitete, dem Strande zu. Mit lebhaftem Auge musterte ich die Gegend, die Bäume, die Hütten, die entgegenkommenden Leute. Das war ein anderer Schlag Menschen, als unsere Binnenländer. Zwar ihre Bewegungen waren lässig und schwerfällig, doch sprachen Wagemuth und Energie aus den gebräunten Gesichtern, den falkenhellen, spähenden Augen, den

länglichen oder leichtgekrümmten Nasen mit den scharfgeschnittenen Nüstern. Der Binnenländer hat, wenn er nicht gerade von Geburt oder Natur Aristokrat ist, meist eine fleischige Nase mit engen Nasenlöchern und einen beschaulichen Blick. Der Bergbewohner, der Fischerbauer, die gezwungen sind, mit heftig arbeitender Brust eine schneidende, strenge Luft einzuathmen, das Auge gegen Sonne und Wind zu richten, bekommen scharfe, harte Züge, die ein heroisches Gepräge tragen. Sind ja doch auch von je die meisten großen und heldenmüthigen Thaten von Berg- und von Seevölkern vollbracht worden.

Schon seit einiger Zeit sahen wir das Meer hinter den Dünen und Strandhäusern hervorschimmern. Immer größer und mächtiger breitete es sich vor uns aus, bis wir endlich am Strande hielten und das weite Halbrund überblicken konnten. Ich werde diesen Augenblick nie vergessen, von so überwältigender Großartigkeit war er für mich. Der Himmel war mit Wolken überzogen und Luft und Wasser waren in eine weiche, verwaschene, grau-violette Färbung getaucht. Man konnte kaum unterscheiden, wo Himmel und Meer sich berührten, es schien, als ob das Wasser zu den Wolken empordunstete oder als ob diese sich auf die Meeresfläche niederbreiteten. Fern auf der See schaukelten zwei Fischerboote, deren Segel sich bloß in etwas dunklerem Violett von dem hauchigen, verschwimmenden, zartkolorirten Hintergrunde abhoben.

Wir fuhren eine Zeitlang am Strande entlang und ich konnte mein Auge nicht von diesem wunderbaren, räthselhaften, gewaltigen Meer abwenden. War dieses seltsame Auf- und Niederwogen der Wellen nicht der Herzschlag der Welt, war dieses Ineinanderfließen von Wasser und Luft nicht der Austausch, die Versöhnung des Irdischen mit dem Himmlischen, das Emporstreben des Niederen, die milde Herabneigung des Höheren?

Ich bat zu halten, kletterte von meinem Platze auf dem Bocke herab und ersuchte die Anderen weiterzufahren und mich beim Zurückkommen wieder aufzunehmen, ich wolle mir das Meer mittlerweile „ganz aus der Nähe besehen." Lächelnd wurde mir gewillfahrt und bald stand ich auf dem festen, dunkelfeuchten Ufersande und ließ die Wellen an meine Stiefel klatschen. Ich schöpfte sogar etwas Salzwasser in meine hohle Hand, kostete es und fand es gar nicht so übelschmeckend wie man mir gesagt.

Starr auf das Spiel der Wellen blickend, hatte ich gar nicht bemerkt, wie sich fern im Westen ein Stückchen blauen Himmels geöffnet

hatte. Wie vor einer überirdischen, märchenhaften Erscheinung fuhr ich darum zusammen, als längs des ganzen Horizontes plötzlich ein breites flüssig-silbernes Band aufblitzte. Das war das Licht, das war die Freiheit, die sich vor meinem Auge aufthat, die ferne vom hohen Meere kommend, näher und näher zu mir armem, staubgewohnten und glanzscheuen Binnenländer heranrückte und die düsteren Wolkenschatten siegreich vor sich hertrieb. Bald schwamm alles vor meinen Augen in einem Strahlenbilde voller Pracht und Glanz, hellgrüne, blaue, silberne, goldige Lichter spielten auf den tanzenden Wellen, alles glänzte, alles hüpfte, alles frohlockte. Und ich warf mich nieder auf den Strand und küßte ihn und rief aus übervoller Brust: „Ja, Du bist das Größte und Gewaltigste auf Erden, Du Meer, Du spendest Luft, Frische, Glanz, Großsinn, Heldenmuth, Du einst die Länder, Du befreist die Völker, Du bist das Salz der Erde! Wer Deinen Hauch eingeathmet hat, der weiß, wie es thut, sich dem Staube entrückt zu fühlen, der weiß, daß die Seele des Menschen nicht dazu geschaffen ist, in ihrer engen Körperhülle zu verkümmern und zu ersticken, sondern daß sie sich erheben, fliegen, in die Weite stürmen kann!"

Ob ich das alles schon damals gedacht und gerufen, oder ob ich es erst später in Erinnerung an jenen unvergeßlichen Augenblik weiter ausgesponnen habe, weiß ich nicht. Eins jedoch weiß ich, daß der Eindruck, den ich an jenem Tage empfing, mächtig und dauernd war, daß er für mein ganzes Leben in mir fortwirkte. Ich habe im Leben viel Enttäuschungen erfahren, unzählige Aussichten und Erwartungen scheitern sehen müssen. Es tröstet mich jedoch und versöhnt mich mit Vielem, daß es mir vergönnt ist, am Meere zu leben, daß ich täglich in sein wundersames, alle Stimmungen und Schwingungen des Menschenherzens wiederspiegelndes Antlitz sehen, daß ich meine Seele in seinem Odem stärken und erheben kann. Das Meer ist mir ein Born steter äußerer und innerer Erquickung, ein Wahrzeichen der unablässigen Erneuerung und Wiedergeburt alles Irdischen, es ist mir zugleich vollste sinnliche Anschauung und geheimnißvollstes mystisches Symbol. Und oft habe ich mir gedacht: Wenn es einen Menschen giebt, der so unglücklich ist, kein Vaterland zu haben, so wähle er sich zu seiner Heimath das Meer!"

Auf nächtlichen Wegen.

Na, Du willst wohl Fledermäuse schießen?“ fragte der Baron lächelnd seinen Wagger (Aufseher), der, eine doppelläufige Flinte über der Schulter, soeben aus dem Abenddunkel auftauchte, um den am Gutsgebäude vorüberführenden Weg zu den Feldern einzuschlagen.

Der Angeredete, eine hohe, breitschultrige Gestalt mit eisgrauen Bartstoppeln über das ganze Untergesicht, nahm ehrerbietig die Mütze ab und erwiderte: „Gnädiger Herr, es ist wohl möglich, daß mir eine Fledermaus oder ein anderes Nachtgethier vor den Schuß kommt, es streichen verschiedene sonderbare Vögel in der Gegend umher. Sollte ich aber wirklich einen vor's Korn kriegen, dann wird er Federn lassen müssen, ich habe Pulver und Hasenschrot nicht gespart.“

Der Baron wurde ernst und sagte, sich mit der Hand über die silberweißen Bartkotelettes und das behäbige Kinn streichend: „Es ist eine vertrackte Zeit, man weiß, wenn man sich Abends schlafen legt, wahrhaftig nicht, ob man am nächsten Morgen noch seine Stiefeln vor dem Bett findet. Wir können aber nicht mehr thun, als unsere Vorsichtsmaßregeln treffen, helfen die nichts, dann hat es der alte Herr da oben in seinem Rathe eben anders beschlossen.“

„Herr Baron halten zu Gnaden“, versetzte der Wagger mit bescheidenem Nachdruck, „ich meine aber, daß dem Menschen darum die Augen in den Kopf gesetzt sind, damit er überall, wo es nicht richtig steht, selber nachsieht und sich nicht all zu sehr auf seinen Schöpfer verläßt.“

„Na ja, na ja!“ gab der alte Herr ungeduldig zurück,“ das ist schon richtig, aber gegen Gauner und Hallunken kann man sich nie vollständig sicherstellen, das ist Ungeziefer, für das noch kein Wanzenpulver erfunden ist. Unsere Kleeten (Speicher) sind verschlossen und ver-

rammelt, unser Gutshof ist bewacht, auf der Weide haben wir zwei Jungen und einen Mann, alle unsere Klepper haben eiserne Spannseln, was sollen wir denn noch thun? Du solltest darum aufhören, Alter, Tag und Nacht auf den Beinen zu sein und Deine Nase in jeden Dr . . . zu stecken, Du bist auch nicht einer von den Jüngsten und hast Ruhe nöthig."

„Gnädiger Herr", antwortete der Wagger, „Sie glauben nicht, was das heut' zu Tage für ein Volk ist! Ein jeder will es sich so bequem und angenehm wie möglich machen, die Arbeit den anderen zuschanzen und sich selbst im Schatten auf den Bauch legen, um Speck mit Butter drauf zu fressen. Nur dann thun die verwünschten Kerle ihre Schuldigkeit, wenn man beständig mit „Njo" (lettischer Zuruf) und „Marsch" hinter ihnen her ist. Darum will ich eben hinunter zur Peegula (Nachtweide), um nachzusehen, ob dort alles in Ordnung ist. Die Jungen machen, wenn sie nicht beaufsichtigt werden, nichts als Dummheiten und auf den alten Needre ist ganz und gar kein Verlaß."

„Na, geh' mit Gott, Alter", nickte der Baron leutselig, „und wenn Du eine Fledermaus schießt, dann nagle sie mir hübsch über die Stallthür!"

Der alte Herr wandte sich ab, um in's Haus zu treten und der Wagger setzte, nachdem er eine tiefe Verbeugung gemacht, seinen Weg fort. Ein Gefühl der Befriedigung, ja des Stolzes erfüllte ihn jedes Mal, wenn der Baron freundlich und vertraulich mit ihm gesprochen hatte. Der Alte fühlte, daß in solchen Augenblicken die Kluft zwischen Herrn und Diener schwand, daß der Baron zu ihm als Mann zum Manne sprach, dessen Sorgen und Interessen er mit den seinigen übereinstimmend wußte, dessen Tüchtigkeit er schätzte, und dessen Urtheil ihm etwas galt. Der physische Arbeiter, der sein Leben im Dienste eines und desselben Brodgebers verbracht hat, verliert oft gänzlich das Gefühl der eigenen Individualität, seine geistige Entwickelung vollzieht sich in einer außerhalb seiner Ich-Sphäre liegenden Richtung, sein Denken und Streben geht im Interesse seines Herrn auf, mit dem er sich eins fühlt und dem er sich angliedert wie der Arm sich in den Dienst des Hauptes, die Kraft sich in den des Verstandes stellt. Es ist der Einfluß der höheren Vernunft auf die niedere, des geistigen auf das körperliche Element, der sich hier geltend macht. Ein verständiger, wohlwollender Herr, der ein fühlendes Herz für seine alten treuen Diener zeigt, hat eine unendliche Macht

über sie. In ihm verpersönlicht sich für sie alles, was in ihr eintöniges, arbeitshartes Leben aus einer höheren, bedeutenderen, inhaltsvolleren Welt hineinragt, sein Lächeln ist für sie eine Ermuthigung, ein Sporn zu neuer Anstrengung, sein Lob eine Auszeichnung, eine Dekoration, die sich, nur ihrem eigenen Auge sichtbar, in hellem Glanze an ihre Brust heftet. So gewiß ein derartiges Aufgeben der eigenen Persönlichkeit, ein solches Aufgehen in den Zielen eines anderen nicht gerade der Bestimmung selbstständiger Entwickelung entspricht, die wohl jeder Mensch auf diese Welt mitbringt, so gewiß ist es in bestimmten Entwickelungsperioden der Gesellschaft nur auf diesem Wege möglich, daß ein höherstehender Geist die Kraft niederer Intellekte in seinem Dienst zu gemeinsamer, nutzbringender Thätigkeit versammelt. Kein großer Herrscher, Feldherr oder Staatsmann, kein Bahnbrecher einer neuen Geistes- oder Kunstrichtung wäre denkbar ohne diese magnetische Kraft der hohen Stellung, der Bildung oder des Geistes, welche Naturen von untergeordneter Eigenart und Energie dazu zwingt, sich blindlings um den geheimnißvollen Pol zu schaaren, damit sie ihn mit ihrer physischen Eisenhärte decken und schützen. Was im Großen immerhin noch zu den Seltenheiten gehört, vollzieht sich im Kleinen unaufhörlich unter unseren Augen, es ist durchaus nicht immer der Besitzende, der den Nichtbesitzenden zum willenlosen Werkzeug seines eigenen Interesses macht, sondern häufig genug nichts anderes, als die höhere Kulturmacht, welche die erdentsprossene Elementarkraft zu sammeln, zu schulen und zum beiderseitigen Vortheil zu den von ihr in's Auge gefaßten Zielen zu lenken weiß. Hoffentlich kommt einst eine Zeit, in der jeder Gesellschaftskörper sein eigenes Streben, seine eigene Initiative hat. So lange das aber noch nicht durchweg der Fall ist, ist es oft gerade der intelligentere Theil der unteren Schichten, der sich am Willigsten einer verständigen Leitung hingiebt. So war denn auch unser alter Wagger ein Mann von nüchternem scharfem Verstande, aber jede Regung desselben vollzog sich im Einklange mit dem Interesse seines Herrn, jedes Hinarbeiten auf den eigenen Vortheil war ihm im Laufe der Zeit fremd, ja undenkbar geworden.

Es war nicht immer so gewesen. Auch Wagger Sillup hatte seine Zeit gehabt, wo er keineswegs der willige, unermüdliche Diener, sondern nichts anderes als der verdrossen schaffende Durchschnitts-Lohnarbeiter war, der zwar das Mindestmaß seiner Pflicht that, aber auch nicht um ein Haarbreit mehr. Sein Streben war das durchaus natür-

liche und menschliche, einmal selbstständig zu werden und mit Sehnsucht erwartete er den Augenblick, da der Baron, seiner Zusage gemäß, ihm ein freiwerdendes Gesinde (Pachthof) verleihen würde. Nicht sowohl zur Belohnung seiner hervorragenden Leistungen war ihm dieses Versprechen ertheilt worden, als in Anerkennung seiner unwandelbaren, wiederholt bewährten Ehrlichkeit.

Sillup war über dem Warten auf das Gesinde an die äußerste Grenze des Mannesalters gerückt, denn sein Brotherr war nicht der Mann dazu, einem seiner Wirthe (Pächter) oder dessen hinterlassener Familie ihren Wohnsitz zu nehmen, wenn nicht ein zwingender Grund dazu vorlag. Der Wartende hatte sich unterdessen ein hübsches Sümmchen zusammengespart, mit dem er sich, wenn sich ihm auf den Besitzlichkeiten des Barons nichts bot, anderwärts anzusiedeln gedachte. In jedem Falle kam das kleine Kapital seinem einzigen Sohn Andrei zu Gute, der sich damals noch auf dem städtischen Gymnasium befand, das er mit Unterstützung des Barons besuchte.

Dieser Sohn war des Alten ganzer Stolz, seine einzige Lebensfreude. Für ihn darbte und sparte er, sein Andrei mußte es einmal besser und leichter haben, als er selbst, ihm sollte es weder an Geld noch an Bildung fehlen, die ganze Welt sollte ihm offenstehen. Was war das aber auch für ein Bursche, der Andrei, schlank wie eine Tanne, kräftig, hübsch und gescheidt, o wie gescheidt! Der sonst so nüchtern und praktisch denkende Mann wurde seinem Sohn gegenüber rein zum Narren. Andrei, der ein geweckter Bursche war, merkte die Schwäche des Alten bald und lernte sie in seiner Weise auszunutzen. Er wußte gut genug, daß der Vater, wenn er mit seiner fließenden und freundlichen Beredsamkeit etwas von ihm erbat, geradezu unfähig war, ihn abzuweisen. Der Andrei oder Andreas, wie er sich jetzt nannte, war ja schon ein halber Deutscher, ein halber Jaunskungs (Jungherr) kein Wunder, daß er trotz der reichlichen Zuschüsse des Barons noch immer große Bedürnisse behielt. Er mußte sich anständig kleiden, gewiß, war er doch ein Junge, der sich auf jedem Herrenball zeigen konnte, er mußte viele und kostbare Bücher haben, denn er studirte ja so überaus fleißig, er mußte sich auch hin und wieder ein Vergnügen erlauben, um sich von der angestrengten Arbeit zu erholen!

Andrei hatte von Anbeginn Neigung zum Ausschlagen gezeigt, denn er war ein fahriger, unruhiger und wilder Bursche. Bei alledem war er früher fleißig gewesen und hatte bei seiner guten Begabung erfreuliche

Fortschritte gemacht. Ein lettischer Schüler, der faul wäre, ist eine große Seltenheit, das Bildungsbedürfniß und das zielbewußte Streben dieses Volksstammes sind geradezu erstaunlich. Die meisten lettischen Knaben werden jedoch durch das beständige Vorwärtstreiben seitens ihrer Eltern in einer fieberhaften, sich fast überstürzenden Arbeitshetze erhalten, während bei Andrei dieser äußere Antrieb völlig fehlte. Da ihm das Lernen leicht fiel, so begann er sich in seinen Freistunden allmählig auf ein zielloses Umherschweifen zu legen, das ihm, da er in der That ein ungewöhnlich hübsches Bürschlein war, schon früh manches interessante Abenteuer eintrug. Seine Zeugnisse fielen im Allgemeinen auch jetzt noch recht günstig aus, doch begannen die Urtheile, welche seine Führung betrafen, immer schärfer und tadelnder zu lauten. Die Lehrer, denen er schließlich gar mit vorlauter Keckheit die Spitze bot, schritten zu immer härteren Strafen, doch es war vergebens, er schien unverbesserlich. Als alle Strenge nichts fruchtete, wurde über den hoffnungsvollen Jüngling der Ausschluß aus der Schule verhängt.

Das war ein harter Schlag für den Alten. Mit gramdurchfurchtem Antlitz empfing er den Sohn und bittere Vorwürfe regneten auf dessen Haupt nieder. Das war aber noch lange nicht das Schlimmste. Am nächsten Tage wurde Andrei zum Baron beschieden und hier brauste eine wahre Gewitterbö auf den Schuldbeladenen herab. Der gutmüthige Herr liebte im Allgemeinen das Dreinfahren nicht, erschien es aber einmal nothwendig, dann ließ er allen Zündstoff, der sich in ihm bis dahin angesammelt hatte, schonungslos explodiren, so daß der Schuldige sich so recht kurz und klein gesprengt, so recht mitten durchgerissen fühlen mußte. Was Andrei da zu hören bekam, hätte in ihm eigentlich den Entschluß reifen lassen müssen, im wahren Sinne des Wortes aus der Haut zu fahren, um einen vollständig neuen Menschen anzuziehen. Sein Starrsinn wurde aber durch das Uebermaß der Vorwürfe nur zum heftigsten Widerstande gereizt. Der ein wenig weinerliche Gram des Vaters auf der einen Seite, der sich überkollernde Zorn des Barons auf der anderen waren nicht die Faktoren, durch welche auf ein Gemüth wie das seinige eingewirkt werden konnte. Er konnte nur durch unbeugsame, aber mit äußerer Milde verbundene Strenge auf den rechten Weg geführt werden. Sowohl gegen die überströmenden Thatfluthen des väterlichen Kummers, wie gegen die prasselnden Hagelkörner des Unwillens des Barons blieb er gleich unempfindlich und hüllte sich beiden gegenüber in ein starres, trotziges Schweigen.

Nach längerer Hin- und Herberathung zwischen dem Baron und dem alten Sillup wurde beschlossen, Andrei in die Stadt in ein Kolonialwaarengeschäft zu geben. Der Baron besorgte ihm auf einer Fahrt in die Stadt selber eine Stelle und drückte, von seinem alten Wohlwollen übermannt, dem Wagger schließlich noch fünfzig Rubel als Beihilfe für das erste Lehrjahr des Sohnes in die Hand. Doch fügte der alte Herr, als der Wagger ihm zu Thränen gerührt die Hand küßte, in strengem Tone hinzu, daß er sich zu weiteren Zahlungen nicht mehr verstehen könne. Sillup lächelte still in sich hinein, er kannte seinen Herrn zu gut, um nicht zu wissen, daß dessen weiches Herz ihn selten an so entschlossenen Aussprüchen festhalten ließ. Im Stillen machte der Wagger sich freilich Vorwürfe darüber, daß er seinen Sohn vom Baron unterstützen ließ, während er doch selbst ein kleines Vermögen besaß. Es wurde ihm jedoch nicht allzu schwer, sich vor sich selber zu rechtfertigen. Die Summe, soweit sie nicht schon durch die Ausgaben für Andrei's Erziehung angegriffen war, sollte diesem möglichst unangetastet verbleiben. Wenn der Baron einmal so gütig war, aus freien Stücken hin und wieder eine Kleinigkeit zuzuschießen, warum sollte er dem alten Herrn die „Freude des Wohlthuns" verderben?

Der Wagger sah bald, daß sein angesammeltes Geld durch Andrei's Bedürfnisse fortgesetzt stark in Anspruch genommen werden würde. Es war erstaunlich, was so eine kaufmännische Lehrzeit kostete, wieviel der Sohn gebrauchte, um sich allein seiner Stellung gemäß ansehenswürdig auszustatten. Wer diesen jugendlichen Stutzer mit der blauen tellerförmigen „Baronsmütze" auf dem Kopfe und in einen hellgrauen Paletot gehüllt durch die Straßen wandeln sah, hätten in ihm nimmermehr einen Ritter vom Orden des heiligen Koriander vermuthet. Es geschah freilich keineswegs ohne Kampf, daß der Alte seine Ersparnisse hergab, um seines Sohnes nimmersatten Geldbeutel zu füllen. Die Bauern des Baltenlandes sind ein Geschlecht, das seinen Erwerb gewöhnlich mit viel zu saurem Schweiß dem Boden abringen muß, um die hartverdienten Silberlinge so leicht wieder davonspringen zu lassen. Andrei wußte jedoch dem Vater sowohl brieflich, wie auch, wenn derselbe gerade in der Stadt war, mündlich, die außerordentlichen Anforderungen des städtischen Lebens so lebhaft und überzeugend zu schildern, daß der Alte, wenn auch seufzend, schließlich doch immer wieder sein abgegriffenes schweinsledernes Beutelchen hervorholte.

„Du schmälerst Dein eigenes Erbtheil, mein Junge," pflegte er bei solchen Anlässen bekümmert zu sagen.

„Keine Sorge", erwiderte Andrei leichtherzig, „Ihr lebt noch lange Vater und wenn Ihr einmal abgerufen werdet, dann bin ich sicher schon ein gemachter Mann und brauche Eure Ersparnisse gar nicht mehr. Mir kann es nicht fehlen, ich habe nicht das schwere Leben eines Bauern, sondern das eines Herrn vor mir. Kein Mensch sieht mir an, daß ich ein gewöhnlicher Lette bin, mir wird es so gut gehen, als ob schon mein Urgroßvater aus der herrschaftlichen Bratenschüssel gegessen hätte."

Dem Alten schmeichelte es nicht wenig, daß man seinen Sohn für einen Deutschen hielt und mit diesem Köder angelte Andrei fast regelmäßig die Silberfische aus seiner Tasche.

Merkwürdigerweise nahmen jedoch Andrei's Reden schon vor Jahresfrist eine ganz andere Tonart an; er wollte jetzt nicht mehr ein Deutscher sein, sondern kehrte bei jeder Gelegenheit sein Lettenthum hervor. Dem Alten war auch dies recht, freute er sich doch, daß sein Sohn sich seiner Abkunft nicht schämte. Unverständlich war es ihm aber, warum dieser nun urplötzlich auf die Deutschen zu schmähen begann und gar voraussagte, binnen Kurzem würden sie alle aus dem Lande gejagt werden und die Letten dann die alleinigen Herren auf dem heimathlichen Grund und Boden sein. „Spaß!" pflegte Andrei zu sagen, „als ob wir nicht ebenso gut in Kaleschen fahren und auf kurzschwänzigen Pferden zur Jagd reiten können, wie diese stolzen Narren!"

„So?" fragte der Alte ereifert, „und den Baron, Deinen Wohlthäter, willst Du dann wohl ebenfalls aus dem Lande jagen, um Dich in seine Kalesche zu setzen?"

„Nun", gab der Sohn lächelnd zurück, „ich werde ihm gewiß nichts zu Leide thun, wenn aber andere ihm seinen Paß ausfertigen, wird er ja wohl nicht mehr als einen Wagen brauchen, um von hier fortzukommen. Seine übrigen schönen Equipagen kaufen wir ihm dann für ein Billiges ab."

„Pfui!" Sillup spie aus und warf seinem Sohn einen Blick voll äußerster Verachtung zu. Zum ersten Mal wurde er von einem rechten grimmigen Herzenszorn gegen seinen hoffnungsvollen Sprößling übermannt und es hätte nicht viel gefehlt, daß er ihm einen derben Schlag in sein spöttisch verzogenes Gesicht versetzt hätte.

Doch Andrei lenkte ein. „Versteht mich recht, Vater“, sagte er, „es handelt sich hier nicht um einzelne Menschen, sondern um das Allgemeine, die Sache. Wer waren die Herren im Lande, ehe die Deutschen hierherkamen? Waren es nicht die Letten und die Esten? Und was sind sie jetzt? Bedrückte Knechte, Sklaven!“

„Das willst Du mir einreden!“ rief der Vater entrüstet, „mir, der ich es mit erlebt habe, wie unsere Herren den harten Frohndienst abschafften, wie sie den Bauern durch ihre eigenen Pferde die Felder umackern ließen, um ihnen die neue Feldwirthschaft zu zeigen, wie sie endlich damit begannen ihnen ihre Gesinde zu verkaufen, um sie zu freien, unabhängigen Grundbesitzern zu machen? Kann es wohl eine frechere Lüge geben, als die, selfständige, besitzliche Leute bedrückte Knechte zu nennen?“

„Ach Vater“, erwiderte Andrei, „laßt Euch doch keinen Sand in die Augen streuen! Die Frohne haben die Herren Barone einfach deshalb abgeschafft, weil ihnen die Geldpacht mehr Vortheil brachte, die Mehrfelderwirthschaft haben sie eingeführt, weil sie größere Erträge abwarf und ihnen Anlaß gab, die Pachten zu steigern. Glaubt doch nicht, daß ein Deutscher je etwas ohne Berechnung thut! Was vollends die Gesinde betrifft, so haben sie sie einzig und allein deshalb verkauft, um einen Theil der Bauern an sich zu ketten und den übrigen dafür um so besser knechten zu können nach dem Wort: „Theile und herrsche!“ Sie wissen sehr gut, daß es keinen härteren Herrn giebt, als einen heraufgekommenen Letten, sie kennen das Sprüchwort „Latweetis Latweeschu wels“ (der Lette ist des Letten Teufel) sehr genau. Nur aus diesem Grunde geschah es, daß sie einen Theil von uns zu Herren machten, die übrigen aber in der Sklaverei beließen. Sie können aber alle diese Ränke und Schliche nur vollführen, wenn wir selber dazu die Hand bieten. Wie aber, wenn wir zusammenhalten wie ein Mann und ihnen zurufen: „Wir wollen alle die Früchte des Heimathlandes genießen, wir wollen alle vorwärtskommen, oder beim Teufel, wir treiben Euch dorthin, wo Ihr hergekommen seid und setzen uns an Eure Stelle!“ — wie dann? Dann, Vater, können sie nichts gegen uns ausrichten, denn wir sind wohl um das Zehnfache stärker als sie. Und warum sollen wir von unserer Stärke keinen Gebrauch machen? Wir sind ebenso gut zu Herren geboren, wie sie, und ihr Gefolge von protzigen, schmeerbäuchigen Gesindeswirthen. Unsere Väter haben hier schon den Speer geschwungen

und die Pflugschaar geführt, als die ihrigen noch in den deutschen Wäldern hockten und Eicheln fraßen, weil sie nichts anderes zu beißen hatten. Und jetzt wollen sie unsere Herren und Meister spielen? Das wird nicht geschehen, wenn wir uns nicht selbst in unserer einfältigen Gutmüthigkeit vor ihren Wagen spannen. Hier vor Euch, Vater, steht Einer, der nicht dazu geboren ist, zu schleppen und zu ziehen, sondern selber die Zügel in die Hand zu nehmen und die Peitsche auch, wenn es nöthig ist."

„Du bist verrückt, geradezu verrückt!" rief der Alte dazwischen, „wo ward je ein Land gesehen, in dem es lauter Herren und keine Knechte gab? Und wer wird uns dann lehren, mit Maschinen zu arbeiten, wer wird große Pferde und Kühe und dickwollige Schafe ins Land schaffen, wer wird uns vor allem mit guten und nützlichen Büchern versorgen? Doch nicht etwa Du und die Leute von Deinem Gelichter!"

Als Andrei mit überlegenem Lächeln schwieg, fuhr der Alte fort: „Was Du da vorhin sagtest, daß kein Deutscher etwas thue, wenn er nicht seinen Vortheil dabei hat, das, mein Lieber, glaubst Du wohl selbst nicht! Wie erklärst Du denn die zahllosen Wohlthaten, mit denen der Baron Dich, undankbarer Bube, überhäuft hat!"

Mitleidig versetzte der Sohn: „Ihr seid auch einer von denen, Vater, die dazu geboren sind, daß man ihnen Wind vormacht. Die Sache liegt doch so einfach. Der Baron hatte einen tüchtigen Gemeindeschreiber nöthig, da der alte Rohrberg ja schon recht abgängig ist und hoffte mich dazu heranzuziehen. Betrachtet doch Euer eigenes Verhältniß zum Baron! Er hat Euch schon lange ein Gesinde versprochen, habt Ihr es etwa bekommen? Und warum nicht? Weil er einen gleich tüchtigen und gleich ehrlichen Wagger, wie Ihr seid, nicht mehr finden wird! Es ist wahr, er hat mir oder vielmehr Euch Wohlthaten erwiesen, aber wiegen sie etwa die Dienste auf, die Ihr ihm geleistet habt? Das ist aber einmal die Art dieser Deutschen, uns das als Almosen hinzuwerfen, was uns gebührt, damit wir ihnen unser ganzes Leben lang hündisch kriechend die Hände küssen. Nur Schwachköpfe und Kinder können sich durch solche Stückchen verblüffen lassen. Wir wollen von den Deutschen das, was unser ist, nämlich unser Land, in den Städten können sie hausen und ihren Geschäften nachgehen, soviel ihnen beliebt."

Der Redefluß des Sohnes hatte den Alten völlig überwältigt, er fand kein Wort der Unterbrechung oder der Gegenrede. Andrei hatte hier und da Recht, das ließ sich nicht leugnen, aber der Sinn, der Kern sei-

ner Aeußerungen war ein schiefer, ja ruchloser, der der von ihm heilig gehaltenen Weltordnung stracks ins Gesicht schlug. Wo aber lag der Punkt, der das Wahre und das Falsche in seinen Worten schied? Als Andrei endlich innehielt, rang der Alte noch eine Zeitlang nach Fassung, sprang dann auf und rief, den Zwiespalt kurz entschlossen mit dem Schwerte der Ueberlieferung zerhauend, indem er seine mächtige Faust auf den Tisch niederschmettern ließ; „Du wirst mir mit all' Deinem hirnlosen Geschwätz das alte Bibelwort nicht zu Schanden machen: „Du sollst nicht begehren Deines Nächsten Gut und alles, was sein ist!" Daran halte ich mich, verstehst Du, kein Wort weiter von Deinen lästerlichen Reden!"

„Die Bibel!" sagte der Sohn mit spöttisch gekrümmter Oberlippe. „Da muß ich freilich schweigen, sonst schließt mich am Ende noch der Pastor vom Abendmahl aus!"

„Da Du gerade vom Abendmahl sprichst", versetzte der Alte scharf, „so sage mir doch, mein Junge, wann Du das letzte Mal kommunizirt hast?"

Andrei schwieg und blickte düster zum Fenster hinaus. Der Alte sah ihn eine Weile an, erhob sich dann und verließ mit einem kurzen „Ardeew" (Lebewohl) das Zimmer.

Andrei blieb etwas bestürzt zurück. Das hatte er nicht erwartet, daß es durch seine ungezügelten Reden zwischen ihm und seinem sonst so nachsichtigen Vater zu einem völligen Bruch kommen würde. Er war sonst ein trotziger, steifnackiger Bursche, mit dem Vater wollte er es aber doch nicht verderben, einestheils, weil er dessen Hilfe vorläufig noch nicht entbehren konnte, anderntheils, weil die unsägliche Liebe und Fürsorge, mit der er von ihm überhäuft worden war, doch ein gewisses Gefühl der Wärme und der Dankbarkeit in ihm erzeugt hatte. Er beschloß, alle Hebel in Bewegung zu setzen, um den Alten wieder zu versöhnen und nahm sich vor, das nächste Mal vorsichtiger zu sein.

Gleich am nächsten Tage ging ein kläglicher Brief an den alten Sillup ab, in dem der federgewandte Bursche ihm in bewegten Worten schilderte, wie nur eine augenblickliche und erregte Stimmung ihm jene unbedachten Reden ausgepreßt. Die Ursache dieser Stimmung sei das Schicksal eines Freundes gewesen, dem nur, weil er ein Lette sei, von den Deutschen viel Unbill zugefügt worden wäre. Was ihn beträfe, so wisse er die Wohlthaten, die der Baron ihm erwiesen, wohl zu würdigen.

Er sei wohl ein leidenschaftlicher und unbesonnener, aber kein schlechter und undankbarer Mensch. Vor allem solle der Vater doch nicht glauben, daß er ohne Religion sei. Er habe in seinem leichten Sinn den Kirchenbesuch zwar bisher vernachlässigt, habe sich aber, durch den Unwillen des Vaters zu ernster Reue geführt, bereits für den nächsten Sonntag zum Tisch des Herrn angemeldet.

Es wäre gegen Sillups innerste Natur gewesen, den reuigen Sohn schroff abzuweisen. Mit Mühe und Noth stoppelte der Alte auf grobem Papier in großen, windschiefen und eckigen Schriftzügen einen Brief zusammen, in dem er Andrei seine volle Verzeihung zusicherte, wenn dessen ferneres Verhalten ihm die Aufrichtigkeit seiner Umkehr bewiese. Da ihn die wirthschaftlichen Angelegenheiten des Gutes öfters in die Stadt führten, so traf er bald wieder mit dem Sohne zusammen. Aus angeborener Gesprächsscheu jedoch, vielleicht auch ein wenig aus der weichlichen Besorgniß, eine weitere Auseinandersetzung könne zu einem neuen Zwiespalt führen, unterließ es der Alte, auch nur mit einem Wort auf den Zwiespalt zurückzukommen. Da auch Andrei es wohlweislich vermied, so heikle Gegenstände wieder zu berühren, so blieb etwas Trennendes zwischen ihnen. Das ehemalige herzliche Verhältniß zwischen Vater und Sohn war unwiederbringlich dahin.

Andrei widmete sich inzwischen mit ungeschwächtem Eifer dem Verkehr mit Gleichgesinnten und stellte alle seine Kräfte in den Dienst der „lettischen Sache". Er war einer von jenen Vertretern der jungen Richtung, die unermüdlich und mit Ueberlegung daran arbeiteten, Tumult und Unfrieden zu erzeugen, weil sie dabei am besten ihre Rechnung zu finden hoffen. Mit der ganzen Verbissenheit des ehrgeizigen Halbgebildeten, der große Erwartungen an das Leben stellt und keine davon sich erfüllen sieht, stürzte er sich in den wüsten, schäumenden Strudel.

Wie alle volksthümlichen Bewegungen, so sind auch die junglettische und die jungestnische im Grunde auf ideale Bestrebungen zurückzuführen, denn es erfordert gewiß viel Liebe zu seinem Volke, viel Hingebung und Selbstentäußerung, um die Sache eines kleinen und armen, unentwickelten und zurückgesetzten Stammes auf seine Fahne zu schreiben. Leider hat die Entfachung der nationalen Triebe eines unkultivirten Volkes ihre mißlichen und zweischneidigen Seiten. Die Bewegung wird hier nicht, wie bei gereifteren Nationen von den Besten und Tüchtigsten, den Einsichtsvollen, Gebildeten, Hochgesinnten auf die Schultern genommen und in

würdige hohe Bahnen gelenkt, sondern sie ist darauf angewiesen, ihre Nahrung fortgesetzt aus der rücksichtslosen Agitation, der Schürung der Leidenschaften der rohen und stumpfen Masse zu ziehen. Daher kommt es, daß bei Strömungen, wie die lettische, estnische, slowenische, kroatische es sind, die ehrlichen, wohlmeinenden Worte der Volksfreunde bald durch die wüste Lärmtrommelei der Volksaufwiegler übertönt werden und daß die auf dieses unausgesetzte „Bumbum" hin sich einstellenden Rekruten häufiger Leute sind, die im Trüben fischen wollen, als aufrichtige selbstlose Diener der Sache.

Andrei war weit entfernt davon, im Dienste seines Volkes wirkliche Opfer bringen zu wollen. Es behagte ihm wohl, auf Versammlungen und Vereinssitzungen „mitzuthun" und, wenn das übrige Spatzenvolk schrie und zeterte, seinen Schnabel ebenfalls wacker aufzureißen, auch kam es ihm nicht darauf an, hin und wieder ein Papierlein mit Wasserschrift und dem Reichswappen in die Sammelbüchse zu werfen. Wo dagegen sein Emporkommen in Betracht kam, da hätte er ebenso wenig Anstand genommen, seine mit so viel Feuer verfochtenen Grundsätze zu verleugnen, wie das seinem Vater gegenüber geschehen war.

Es kam die Zeit, in der die junglettische Bewegung aus Mangel an Nahrung allmählich niederzugehen begann. Alles was im Lande von Alters her festen Bestand hatte und über das Niveau der „breiten Volksschichten" ein wenig hervorragte, war von der aufwieglerischen Lärmpresse gründlich verrissen worden, ja es war kaum mehr eine feudale oder priesterliche Wade vorhanden, an deren sehnigem, beziehungsweise üppigem Fleisch sie nicht die Schärfe ihres Gebisses erprobt hätte. Doch trotz alles Beißens, Heulens und Kläffens gediehen besagte Waden prächtig fort und nahmen geradezu hohnvolle Rundungen an.

In diese Periode fielen bereits die ersten Anfänge der Neugestaltung der Dinge in den Ostseeprovinzen. In der neuen Zeit, welche nunmehr für das Baltenland anbrach, war kein Platz mehr für lettische und estnische Nationalbestrebungen.

Die lettischen Redakteure spritzten betrübt ihre Federn aus und hüllten sich gleich ihren deutschen Kollegen in ein resignirtes Schweigen. Das einzige Blatt nationalistischer Färbung, das in der Stadt bestand, fristete nur noch ein trübseliges Dasein. Der Redakteur, ein junger Arzt lettischer Abkunft, hatte mit unzähligen Widerwärtigkeiten zu kämpfen, doch obwohl er überdies auf das Schwerste unter einem unheilbaren Siechthum

litt, hielt er doch wie ein Held auf seinem Posten aus. Seine lange, nach vorn gebeugte Gestalt wurde täglich schmäler und schattenhafter, sein gutmüthiges, etwas unentwickeltes Gesicht mit dem verlegenen Lächeln auf den Lippen täglich spitziger und bleicher. In diesem gebrechlichen Körper steckte jedoch eine grenzenlose Aufopferungsfähigkeit, eine unbeugsame Willenskraft. Als seine Leiden ihn völlig auf das Krankenbett niederwarfen, redigirte er seine Zeitung noch von hier aus, bis der Tod ihm die rastlose Feder aus der erstarrenden Hand nahm.

Andreis Reden klangen um diese Zeit ganz anders, als ehedem. Er hatte sich in der junglettischen Bewegung getäuscht, sie hatte ihn emporheben sollen und statt dessen ging es sowohl mit ihr wie mit ihren Anhängern herab. Einem Führer nach dem andern sank das erhobene Sturmpanier aus der Hand. Von den Rigaer Parteimännern, zwei Advokaten, war der eine gestorben und der andere begann in rascher Erfassung der Zeitlage in der Presse Versöhnung zu predigen, während in seiner Stadt sich vor seinen Augen der körperliche Auflösungsprozeß des jungen Arztes vollzog. Die lettische Nationalpartei bestand zwar noch, ja sie stand jetzt würdiger, innerlich gefestigter da, als früher, aber sie strebte doch nur das Nächstliegende, das Erreichbare an, wie die Hebung des musikalischen Sinnes im Volke, die Verbreitung nützlicher Kenntnisse und Fertigkeiten, die Pflege des lettischen Schriftthums, die Aufzeichnung alter Sagen und Ueberlieferungen und Aehnliches. Ein ehrgeiziger Feuerkopf fand in ihr nicht mehr den alten Tummelplatz.

„Es steht wohl hoffnungsvoll um unsere Sache", äußerte bitter lachend der junge Streber. „Ihr einer Anwalt ist todt, der andere läßt sich auf's Akkordiren ein und ihr Arzt hat die Schwindsucht. Jetzt fehlt uns nur noch ein stimmloser Pastor, der ihr die Grabrede hält!"

Es fiel Andrei natürlich nicht ein, alle Stufen des Sinkens der lettischen Bewegung mit durchzumachen, dazu war er ein viel zu unruhiger, ungeduldiger Geselle. Von den Ratten, welche das sinkende Schiff verließen, war er eine der ersten. Er hätte wohl, wenn es zu einem muntern Kesseltreiben auf die Deutschen gekommen wäre, in erster Reihe eifrig mitgeholfen, doch für eine utopistische Idee zu wirken und sich zu mühen war nicht seine Sache. Er war ein Charakter, der vielleicht Tüchtiges und Bedeutendes geleistet hätte, wenn er dabei zugleich auch für sich selbst, für seinen Vortheil, oder doch wenigstens für sein Ansehen, für seinen Ruhm hätte wirken können. Zum entsagungsvollen Dulder war er jedoch seiner

ganzen impulsiven Natur nach nicht geschaffen. In der trostlosen Enge der ihn umgebenden Verhältnisse mußte er versumpfen und verstumpfen oder auf unhaltsam bergab führende Wege gerathen. Der beständige Zwang, äußerlich anders zu erscheinen, als er war, das in ihm heimlich knisternde Feuer der Thatkraft niederzuhalten und zu dämpfen, erfüllte sein Inneres mit einer Zerrissenheit, deren er nicht Herr werden konnte. Er wurde immer versteckter, heuchlerischer und immer heißer darauf bedacht, auf irgend einem Wege seine Kraft, seine Geschicklichkeit, seinen Geist an der Außenwelt, die ihn niederdrückte, zu erproben.

Er ließ sich auch jetzt noch dazu herbei, Veranstaltungen der lettischen Vereine fernerhin mit seiner Gegenwart zu beehren und manchen Batzen dabei springen zu lassen, den eigentlichen Versammlungen und Berathungen seiner bisherigen Gesinnungsgenossen begann er jedoch fern zu bleiben. Um so ausgiebiger genoß er die geselligen Vergnügungen, welche das Vereinsleben ihm bot. Tänze, Maskeraden, lärmende, geräuschvolle Landausflüge sahen den flotten Burschen öfters unter ihren Theilnehmern, meist Arm in Arm mit irgend einer imposant „aufgedonnerten" Jaunkundse (Fräulein), trunken von Liebesglück und schlechtem Lagerbier.

Der alte Sillup mußte von Zeit zu Zeit immer wieder bedeutende Summen nach der Stadt schicken, um dem Söhnlein das „standesgemäße" Auftreten zu ermöglichen. Schließlich begann aber der Zufluß der väterlichen Kreditbillette zu versiegen, da der Alte die gebieterische Nothwendigkeit einsah, seinen kräftig entwickelten Daumen fester auf die Oeffnung seines Geldbeutels zu drücken.

Um diese Zeit begann es Andrei zu scheinen, als ob die Waarenvorräthe seines Prinzipals bedeutend die Bedürfnisse der Käufer überstiegen. Einiges davon konnte der Laden gewiß ohne Nachtheil entbehren. Andrei glaubte darum durchaus im Interesse des Prinzipals zu handeln, wenn er ein wenig aufräumte und Platz für nothwendigere Artikel schaffte. Die Bezahlung, die er von einem jüdischen Händler (der schon seit längerer Zeit zu seinen innigsten Seelenfreunden gehörte) für diese nutzlosen Sachen erhielt, war durchaus anständig zu nennen. Allerdings gebührte sie eigentlich dem Prinzipal, aber der hatte ja Geld genug, um einige Wochen oder Monate warten zu können. Wenn Andrei wieder bei Kasse war, wollte er die „weggeräumten" Gegenstände bei Heller und Pfennig wieder ersetzen. Das „Wie" dieser Manipulation näher festzustellen überließ er ganz seinem findigen Kopfe.

Zufällig entdeckte der Prinzipal eines Tages die eigenartigen geschäftlichen Maßnahmen seines Kommis und fand sie im höchsten Grade eigenmächtig und der Kasse des Geschäfts unvortheilhaft. Er beschloß in der ersten Erregung, unerbittliche Strenge walten zu lassen und den frechen Veruntreuer dem Gericht zu übergeben. Andrei wußte ihm jedoch so unermüdlich mit Bitten und Betheuerungen zuzusetzen, daß der Prinzipal schließlich, durch den wiederholten Ansturm mürbe gemacht, sich dazu bewegen ließ, sich mit der einfachen Entlassung des untreuen Burschen zu begnügen, der ihm übrigens versicherte, sein Vater werde den Fehlbetrag nach Möglichkeit zu decken suchen. In der Regel ist es einem Kaufmann ja recht unlieb, wenn es offenkundig wird, daß in seinem Geschäft ein Diebstahl verübt worden ist. Um aller Weiterungen überhoben zu sein, pflegt solch' ein praktischer Mann dem Schuldigen sogar nicht selten mit Empfehlungen und dergleichen bei dessen weiterem Fortkommen behilflich zu sein, ganz unbekümmert darum, ob dieser auch in seinem neuen Thätigkeitskreise dem unheilvollen Einflusse des Dämons Gelegenheit überantwortet ist oder nicht.

Der alte Sillup hatte, als der Kaufmann ihm den Grund der Entlassung seines Sohnes mittheilte, das Gefühl, als wäre alles, was sich bis dahin noch von Hoffnung und Lebensfreude in seiner Brust geregt, wie mit scharfem Messer an der Wurzel durchschnitten, als habe eiseskalte, tödliche Erstarrung Besitz von ihm ergriffen, sein Denken gefesselt, seinen Willen gelähmt. Das, das war also das frühzeitige Ende des neuen, fruchtbringenden und inhaltsreichen Lebens, das, wie er geglaubt hatte, in dem seines Sohnes für ihn emporgeblüht war. Für ihn gab es nun auf dieser Welt nichts mehr zu hoffen — freilich auch nichts mehr zu fürchten! Wenn in alte, wetterharte Stämme der Blitz schlägt, dann treiben sie keine neuen Schößlinge mehr, sondern ragen in düsterer Einsamkeit nur noch als kahles, ausgebranntes Nutzholz zum Himmel empor.

Die Unterredung zwischen Vater und Sohn war kurz gewesen. Der Alte hatte Andrei mit steinernem Gesicht erklärt, daß er von nun an nichts mehr mit ihm zu schaffen haben wolle. Den Rest der ihm nach Deckung des Schadens verbliebenen Ersparnisse hatte er dabei auf den Tisch gezählt, damit, wie er hinzufügte, sein Fleisch und Blut wenigstens nicht durch die Noth auf's Neue zum Verbrechen getrieben würde. Andrei hatte zuerst mit innig beschwörenden Worten in den Vater hinein-

geredet. Als er jedoch dessen Entschluß unerschütterlich fand, hatte er das Geld ergriffen und mit kurzem Lachen bemerkt, der Vater trage eigentlich an dem betrübenden Ereigniß nicht den geringsten Theil der Schuld. Seine Schwäche und Nachgiebigkeit während seiner Schulzeit hätten neben der „ganz überflüssigen" Unterstützung des Barons in einem so jungen und unerfahrenen Menschen, wie er damals gewesen, geradezu schlimme Neigungen wachrufen und großziehen müssen. Der Alte war bei diesen höhnischen Vorwürfen zuerst aufgesprungen und hatte zornsprühenden Auges die Hand gegen den Sohn erhoben. Sich eines Besseren besinnend hatte er ihm jedoch schließlich verächtlich den Rücken gekehrt und war, ohne weiter ein Wort zu verlieren, von ihm geschieden.

Nach Verlauf einiger Monate begegnete er Andrei einmal zufällig auf der Straße. Der Sohn näherte sich ihm mit bittender Geberde und als der Alte unwillkürlich einen Augenblick innehielt, schwor er ihm in hastigen Worten zu, daß er sich gebessert habe und auf dem besten Wege sei, sich durch ehrliche Thätigkeit wieder heraufzuarbeiten. In der That nahm der Bursche sich mit seiner frischen Gesichtsfarbe und in der hübschen modischen Tracht wie ein Mann in den besten Lebensverhältnissen aus. Die Antwort des Alten war jedoch kurz und abweisend. „Deine Worte", bemerkte er schroff und düster, „beweisen mir nichts, dazu hast Du mich zu oft getäuscht und hintergangen. Zeige mir durch angestrengten Fleiß und unwandelbare Ehrenhaftigkeit, daß es Dir mit Deiner Umkehr Ernst ist und Du sollst stets einen offenen Platz an meinem Herzen finden. Bis dahin aber gehe Deiner Wege und laß mich die meinigen gehen!"

Wenige Wochen nach dieser Begegnung kam die Meldung aus der Stadt, daß eine ganze Gesellschaft junger Leute, die als Winkeladvokaten, Geschäftsvermittler, Agenten u. s. w., lediglich von Betrug und Gaunerei gelebt hatten, aufgehoben und in Untersuchung gezogen sei. Unter ihnen befand sich Andrei Sillup als einer der Hauptangeklagten.

Man hätte meinen sollen, daß der neue Schlag den Alten völlig hätte zu Boden werfen müssen. Er war jedoch stumpf und empfindungslos geworden. Er hatte sich bereits völlig daran gewöhnt, seinem Sohne das Schimpflichste zuzutrauen und war darum keineswegs besonders überrascht, ihn endlich von seinem Schicksal ereilt zu sehen. Nur wollten die Leute bemerken, daß der Wagger seit dieser Zeit den Blick nicht mehr frei aufzuschlagen wagte, als ob die offenkundige Schmach des Sohnes sein eigenes Haupt mit belaste.

Nicht lange darauf lief die neue Kunde ein, daß einer der Verhafteten mit beispielloser Geschicklichkeit und Kühnheit aus dem Gefängniß ausgebrochen sei. Der Wagger zweifelte nicht daran, daß der Entsprungene sein Sohn sei und erhielt in der That sehr bald die Bestätigung dieser Vermuthung. Seitdem blieb Andrei verschollen.

* * *

Alle diese Erinnerungen stiegen gleich finsteren, unheimlichen Nachtgebilden vor dem einsamen Fußgänger empor, als er seinen Weg zur Weide fortsetzte. Er war nur noch eine kurze Strecke von ihr entfernt, als plötzlich das Geräusch eilig davongaloppirender Hufschläge und unmittelbar darauf ein lautes Hilfegeschrei an sein Ohr drang. Mit wenigen raschen Sprüngen war er zur Stelle und stand bald vor den beiden Hüterknaben, die, sinnlos hin- und herlaufend, aus Leibeskräften „Glahbeet, glahbeet!" (rettet! rettet!) schrieen, während der alte Wächter, der sich bestürzt die Augen rieb, hilf- und rathlos ins Feuer starrte.

„Heult nicht, sondern erzählt, was geschehen ist!" herrschte der Wagger die Knaben an, „aber schnell, jede Minute ist kostbar!" „Du", rief er dem einen von ihnen zu, „koppelst mir unterdessen den Fuchs hier los und wirfst ihm einen Halfter über!"

„Wir gingen", begann der eine der Knaben in stockendem Ton, „auf der Weide hin und her, nach allen Seiten hin ausschauend, während der alte Needre am Feuer sein Pfeifchen schmauchte, da . . ."

„Das ist gelogen", donnerte Sillup, „Needre hat geschlafen und Ihr habt wahrscheinlich am Feuer „Gailinges mekleht" (Hähnchen suchen — ein sehr primitives lettisches Knabenspiel) gespielt! Erzählt die Wahrheit, Ihr Schandjungen, oder beim Himmel, Ihr sollt Zeit Eures Lebens an diesen Tag zurückdenken! Nun vorwärts, rasch!"

In fliegender Hast berichteten nun die eingeschüchterten Knaben, daß sie in der That am Feuer gesessen, um sich zu wärmen, und wohl auch hin und wieder mit einander gespielt hätten, sowie, daß der alte Needre ein wenig eingenickt gewesen sei. Plötzlich habe ein großer Mann mit einer Pistole in der Hand vor ihnen gestanden und unter der Drohung, zu schießen, ihnen Stillschweigen anbefohlen, während zwei andere sich über den großen Grauen und die beiden braunen Stuten hergemacht und die eisernen Spannseln derselben mit Steinen und Stemmeisen losgeschlagen hätten. Schließlich wären alle drei unter Mitführung von zwei weiteren

Pferden fortgeritten. Da die Diebe aber noch im Wegreiten mit den Pistolen nach ihnen gezielt hätten, so hätten sie nicht eher um Hilfe zu rufen gewagt, als bis die schrecklichen Leute im Dunkel verschwunden wären.

„Nehmt dies hier für Eure Feigheit!" brach der Wagger los, indem er den Knaben ein paar gewaltige Schläge versetzte und sich dann auf das bereitgehaltene Pferd schwang. „Gott sei Dank!" rief er, den Hals des Thieres klopfend und es zugleich mit den Fersen zur Eile anspornend, „daß sie uns wenigstens Dich gelassen haben, so schnell wie Du ist doch keines von den anderen! Nun vorwärts, vorwärts, mans Kodolinsch (mein Nußkernchen) jetzt zeige einmal, was Du kannst!"

Das Pferd streckte den Leib und stürmte in mächtigen Sätzen vorwärts, die Beine jetzt gewaltig auswerfend, jetzt dicht unter dem Leibe zusammenraffend. Bäume und Sträucher flogen gespensterhaft vorüber, nur die Landstraße schimmerte dem Reiter durch den düstern Wust, die verschwommenen Umrisse der nächtlichen Landschaft in etwas hellerem Grau entgegen. Noch war von den Dieben nichts zu spüren. Er zog die Zügel an und horchte. Kein Laut in der drückenden Stille der Nacht! Weiter, weiter! Da endlich — das waren Hufschläge, die Fliehenden mußten dicht vor ihm sein! Aufs Neue trieb er sein Thier an und nahm in der Voraussicht eines heftigen Kampfes mit den Verbrechern die Flinte von der Schulter in die rechte Faust. Noch einige rasche und lange Sprünge und die schwarzen Silhouetten der Verfolgten tauchten vor ihm auf. „Haltet, Hallunken, oder ich schieße!" donnerte er hinter ihnen her.

Statt der Antwort blitzt es drüben auf und ein paar Revolver-Kugeln pfeifen an ihm vorüber. Mit der Schnelligkeit des Blitzes hat er jetzt die Flinte an die Wange gerissen und aufs Gerathewohl in die bewegten dunklen Schatten vor sich hineingefeuert. Mit noch rasenderer Eile stürmt jetzt die wilde Jagd dahin — er hat augenscheinlich gefehlt — doch nein — eins der Pferde stürzt, während die anderen weiterjagen — eine schwarze Gestalt löst sich von dem gefallenen Thier und sucht über den Graben hinweg das Weite zu gewinnen. Mit federgleicher Schwungkraft nimmt jetzt auch der Fuchs den Graben und die Hetzjagd über das Blachfeld beginnt. Der Verbrecher eilt mit der Schnelligkeit eines verfolgten Wildes dahin — er läuft um sein Leben — aber lange kann das ungleiche Spiel nicht dauern, zumal sein etwas schleppender

Lauf auf eine Verwundung des Fußes schließen läßt. Obwohl er durch Seitensprünge Vorsprung zu gewinnen sucht, rückt der Fuchs ihm stetig auf den Leib und der erbarmungslose Verfolger macht sich schon bereit, den zweiten Lauf seines Gewehrs aus nächster Nähe auf den Fliehenden abzufeuern, als plötzlich Erlen- und Wachholderbüsche aus dem Dunkel auftauchen und der Dieb mit der Behendigkeit einer Katze im Dickicht verschwindet.

Doch der Wagger ist nicht der Mann dazu, einen Fang aus der Hand zu geben. Mit einem Satze ist er vom Gaul herunter und stürmt, so schnell es ihm seine alten Glieder erlauben, hinter dem Fliehenden her. Niedergetretene Büsche bezeichnen dessen Weg, er hört ihn durch die hindernden Zweige brechen, jetzt schlägt auch schon der schwere, keuchende Athem des Ermattenden an sein Ohr, noch eine letzte Anstrengung und er sieht ihn vor sich, wie er eben über eine kleine Lichtung hinweghasten will.

„Steh' oder ich schieße!" ertönte auf's Neue sein drohender Ruf.

Der Verfolger hält inne und wendet, die Arme über der Brust kreuzend, seinem Verfolger trotzig das Antlitz zu. „Schießt doch Vater!" ertönt eine scharfe Stimme, die Sillup in's innerste Herz schneidet, „schießt und nehmt dies Leben, das Ihr mir ohne meinen Willen gegeben habt und das wahrlich werthlos genug ist, wieder an Euch!"

„Andrei!" hallt des Alten Stimme hohl und mit markerschütterndem Ausdruck durch die Nacht. „Hier! hier muß ich Dich wiederfinden!"

„Und warum nicht hier?" tönt es höhnisch von drüben zurück. „Bin ich doch hier geboren und sehnt sich doch jedes Menschen Herz nach der Stätte zurück, wo seine Wiege stand!"

„Schamloser Bube!" ruft der Alte, „so fügst Du zu Deiner Schandthat noch frechen Spott. Wie weit muß es mit Dir gekommen sein! Kein Vogel beschmutzt sein eigenes Nest und Du, Du bestiehlst den Mann, der Dir wohlgethan hat, Du trägst das Verbrechen in Deine eigene Heimath, Du bringst Elend und Schande über das graue Haupt Deines Vaters. O Gott!" rang es sich verzweiflungsvoll aus des Alten Brust, „womit habe ich alles dies verdient? Was habe ich denn verbrochen, daß ich eine Schlangenbrut, ein reißendes Thier an meinem Herzen großziehen mußte? — Doch genug", brach er plötzlich ab, sich hoch aufrichtend und das Gewehr emporhebend, während seine Stimme einen ganz andern, harten und düstern Klang bekam. „Hier hilft kein Jammern und Klagen,

hier muß gehandelt werden, damit Du nicht noch weiteres Unheil um Dich verbreitest. Gott hatte mich zum Erzeuger Deines Lebens bestimmt, sein Wille hat mich auch zu Deinem Richter gesetzt! Sprich ein Vaterunser und mach' Dich bereit, denn bevor der Mond dort hinter jenen Bäumen hervorgekommen ist, wirst Du vor Gottes Angesicht stehen!"

Andrei zuckte die Achseln. „Schießt!" sprach er gleichmüthig, „ich habe Euch gesagt, daß mir am Leben nichts liegt. Das Vaterunser werde ich wohl schon vergessen haben!"

Sillup machte einen schwachen Versuch, das Gewehr anzulegen, aber es entsank seinen zitternden Händen. Er wurde durch das, was er sah und hörte, geradezu in eine Art von Betäubung versetzt, er wußte nicht mehr, ob er wachte oder träumte, ob dies wirklich sein Sohn war, oder ein Geschöpf aus einer anderen Welt, mit dem er nichts gemein hatte, ein böser Geist, ein Teufel, der alles verachtete, was er hochhielt, der alles verhöhnte, was er glaubte. In diesem Augenblick trat der Mond in röthlichem Nebel hervor und warf einen ungewissen Schein auf das trotzige, leidenschaftdurchfurchte Gesicht Andreis, in dem ihn kaum mehr eine Linie an die geliebten Züge von ehemals erinnerte. Das Verbrecherleben hatte offenbar alles, was hier ehedem an guten Keimen vorhanden gewesen war, bis in die Wurzel hinein ausgebrannt und zerstört. Und doch konnte der Alte seinen Blick von diesem Antlitz nicht abwenden, dessen Anblick er so lange, ach so lange hatte entbehren müssen.

Andrei gab Zeichen von Ungeduld von sich und sagte endlich: „So lebt denn wohl, Vater, ich gehe! Grüßt mir den Herrn Baron und sagt ihm, daß er keine Sorge haben soll, ich werde seine Klepper nicht mehr anrühren, da ich nicht möchte, daß Ihr in Eurem Alter wieder einmal bei nachtschlafender Zeit über Stock und Stein jagen müßt."

Er wandte sich zum Gehen. „So nimm denn wenigstens meinen Fluch mit auf den Weg, entarteter Sohn!" rief der Wagger mit brechender Stimme ihm nach.

Andrei wandte sich um und streckte seine schlanke Gestalt stolz empor. „Euren Fluch!" sagte er verächtlich. „Glaubt Ihr, daß ich noch in dem Alter bin, in dem man Kinder gruseln macht? Gebt Ihr mir Euren Fluch auf den Weg, nun wohl, so nehmt denn dafür den meinigen, das ist ein Tausch, bei dem keiner etwas gewinnt oder verliert. Ich fluche Euch, weil Ihr mich erzeugt habt, ich fluche Euch, weil Ihr in mir Wünsche und Hoffnungen erwecktet, die nie und nimmer erfüllt werden

konnten. Ich fluche nicht minder den aufwiegleriſchen Schurken, die Unzufriedenheit und Haß in meine Bruſt ſenkten, die mich aber feige im Stich ließen, als ſie ihre Saat aufgehen ſahen. Ich fluche dem zu ewiger Knechtſchaft verdammten Lettenvolke, das den Aufſtrebenden mit eiſerner Kette niederhält und dem, der ſich den höchſten Preis erobern will, höchſtens ein Tagelöhner- oder ein Spießbürgerglück bietet. Vor allem fluche ich dem Geſchick, das mich mit dieſem Trotz, mit dieſer Kraft, mit dieſem Thatendurſt in der Niedrigkeit geboren werden ließ. Falls meine Frau Mutter ſich nicht etwa einmal mit dem Herrn Baron verſündigt hat, dann hat der allweiſe Herr es wohl arg genug mit mir verſehen, dann hat er einen Adlerjunges aus einem Krähenei ſchlüpfen laſſen. So mögt Ihr denn weiter in den Ackerfurchen und in dem Abfall der Herrentiſche Euer Futter ſuchen, ich fliege auf und der ſoll meine Krallen fühlen, der ihnen wieder zu nahe kommt. Bleibt Ihr in Eurer beglückenden Knechtſchaft, ich wähle die Freiheit!"

„Und die Schande!" hallte es dem Davonſchreitenden dumpf aus dem Munde des Vaters nach.

Mechaniſch wandte ſich Sillup jetzt zum Gehen, mechaniſch beſtieg er ſein Pferd, das auf dem Blachfelde zu weiden begonnen hatte und machte ſich auf den Rückweg. Als er auf die Straße kam, unterſuchte er den dort liegenden Pferdekörper. Das verwundete Thier war nicht aufzubringen, die Schrote hatten ihm die ganze Weiche zerriſſen. Von Mitleid ergriffen legte der Wagger dem Thier die Mündung ſeines Gewehrs hinter's Ohr, drückte raſch ab und ſchwang ſich dann wieder auf den Rücken ſeines Fuchſes, der einen kurzen Schlag bekam und während ſein Reiter in finſteres Brüten verſank, in geſtrecktem Trabe der Heimath zueilte.

In der Frühe des nächſten Morgens ſtand der Wagger vor dem Baron. „Und Du konnteſt wirklich den Schurken nicht einholen?" fragte der alte Herr.

„Es war unmöglich, gnädiger Herr!" gab der Angeredete langſam und tonlos zur Antwort. „Mit ſeinem verwundeten Fuße lief er doch wie ein Hirſch vor mir her und ehe ich einen ſichern Schuß hatte, war er im Gebüſch verſchwunden, das ich vergebens nach ihm durchſuchte. Heute wird man nach der Spur wohl ſehen können, welche Richtung er genommen hat. Er muß ſtark geblutet haben, Herr ich hatte das gröbſte Schrot geladen."

„Nun", versetzte der Baron, „immerhin danke ich Dir für die muthige und entschlossene Verfolgung der Banditen, vielleicht daß die Spur uns doch noch den Kerlen auf die Hacken bringt!"

Er reichte dem Wagger mit kräftigen Druck seine Rechte, über welche dieser sich in stummer Bewegung beugte

* * *

Sillup ging in den nächsten Tagen umher wie ein Nachtwandler. Sein Antlitz war bleich und bewegungslos, als ob es aus Stein gehauen wäre, seine Augen starrten glanzlos in die Ferne oder irrten, wenn Jemand mit ihm sprach, ziellos umher. Die Arbeiter, die zusammenzufahren pflegten, wenn er sich nur in der Nähe zeigte, gewöhnten sich jetzt daran, wenn er erschien, mit derselben Gemächlichkeit fortzuarbeiten, als wenn sie sich unbeaufsichtigt wüßten. Die Augen des Waggers richteten sich wohl auf sie, aber sie, denen sonst nichts entging, schauten, ohne zu sehen, schweiften umher, ohne zu gewahren. Es war, als ob diese Augen nicht nach außen, sondern nach innen gerichtet waren, um dort Räthsel zu erforschen, deren Lösung in den geheimsten Falten des Herzens verborgen liegt.

Und Räthsel waren es in der That, über denen der Alte brütete. Er war in einer stillen, einfachen, etwas beschränkten Zeit geboren und erzogen, in der alles seinen geregelten Gang ging, in der kein Mensch über die Grenzen hinausstrebte, die ihm durch die Verhältnisse gesetzt waren. Diese friedlichen, beschaulichen Leute, die sich mit dem bescheidenen Theil von Glück zufrieden gaben, welches das Geschick in ihren unmittelbaren Gesichtskreis gesetzt hatte, hatten keine Ahnung von den Kämpfen und Stürmen, die ein Menschenherz, das von Ehrgeiz und Thatendrang gepackt ist, durchtoben. Ihre Art war es, still und geräuschlos ihre Pflicht zu thun — wenn möglich, etwas weniger — und wenn eine Widerwärtigkeit sich drohend vor ihnen erhob, ihr aus dem Wege zu gehen, oder sie gebeugten Hauptes zu erwarten. Eine verzweifelte Verbrechernatur konnte sich in dieser Zeit des Gehorsams, der Ehrlichkeit und der Achtung vor dem Bestehenden schwer heranbilden, zumal der Charakter des Letten von Natur freundlich ist und wenig Neigung zu Eigenwillen und Gewaltthat besitzt. Erst als neue Errungenschaften neue Hoffnungen erweckten, als in einer Zeit des Ueberganges Altes, vor dem man sich in Demuth gebeugt, machtlos wurde, als Neues, Glänzendes

winkte und lockte, als Gesetz und Recht selbst dem Niedriggeborenen ungeahnte Ausblicke eröffneten und die Geißel harter, unerbittlicher Strafen ihn nicht mehr bedrohte — da begannen sich die Bande zu lösen, die bisher das Handeln des kleinen Mannes bestimmt hatten und ohne für seine neuen Pflichten und Aufgaben recht erzogen zu sein, fand er sich in einen wirren Strudel versetzt, aus dem er nur zu oft die Keckſten, Rücksichts- und Gewissenlosesten sich siegreich emporringen sah. Mit Staunen hatte Sillup oft die Reden der Jungen angehört, denen jede Achtung vor dem Ehrwürdigen, jede Scheu vor Besitz und Recht abhanden gekommen zu sein schien. Doch alles Dies erschien ihm, wenn auch sträflich, so doch bei Leuten ohne Religion und Gewissen begreiflich. Die Wörte jedoch, die er aus dem Munde seines Sohnes vernommen hatte, durchkreuzten seinen ganzen Vorstellungskreis in unfaßbarer Weise, warfen die ganze Weltanschauung über den Haufen, die sich ihm seit frühester Jugend eingeprägt hatte. Er prüfte sich nach Herz und Nieren, er rief sich seinen ganzen Lebensgang, alle seine bösen und argen Gedanken in's Gedächtniß zurück, aber vergebens suchte er nach einem Punkt, von dem aus er das Unerhörte zu begreifen vermochte. Die guten und schlichten Lehren, in denen er erzogen worden war, besagten, daß das Leben das höchste irdische Gut sei, daß selbst den schlimmsten Verbrecher angesichts des gewissen Todes Verzweiflung und Reue packten und nun — wie stimmte das zu dem, was er gehört und gesehen? Wie war das alles so leicht und einfach zu glauben gewesen und wie war doch das, was nun auf ihn eindrängte, so widerspruchsvoll, fremdartig und verworren! Wie konnte ein Mensch, der ungezählte Verschuldungen auf sein Haupt geladen hatte, bereit sein, das Leben von sich zu werfen, wie ein abgetragenes Kleid, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken, ohne einen angstvollen Blick nach oben zu werfen, von wo das Auge des Rächers auf ihn herabsah? Und selbst wenn ihm jeder Glaube an ein Höchstes entschwunden war, mußte er nicht wenigstens so viel menschliches Gefühl besitzen, um seinen Vater, dem er das Leben und unzähliges Gute schuldete, nicht mit Schimpf und Spott zu überhäufen? Wie konnte ein Kind dem Vater, wie gar eine Kreatur dem Schöpfer fluchen, wie war das nur möglich, warum stürzten Erde und Himmel nicht ein, um den Frevler zu zerschmettern?

Die Gedanken Sillup's bewegten sich im Kreise, er kam keinen Schritt vorwärts und sein regelrechten Denkens ungewohnter Verstand

begann sich zu verwirren. Er fand sich jetzt öfters, ohne sich seines Ziels bewußt gewesen zu sein, am Ufer des Stromes oder in einsamen Scheunen, in denen er starren Auges die Sparren des Gebälks musterte, bis er plötzlich zusammenschrak und sich fragte, was er eigentlich da gewollt. „Es ist eine Sünde, eine Sünde!“ rief er erschauernd und eilte, wie von Furien gepeischt, heim. Am nächsten Tage aber befand er sich schon wieder an demselben Ort und dieses Mal hatte er eine starke hänfene Schnur in der Tasche. Eine Macht, gegen die er nicht anzukämpfen vermochte, drängte ihn dazu, Hand an sich zu legen. „Sterben, ja sterben!“ murmelte er vor sich hin, es ist das Einzige, wodurch ich mich vor diesen furchtbaren, marternden Gedanken erretten kann. O warum ist die Welt so anders geworden, warum vermag ein ehrlicher Mann das Leben nicht mehr zu begreifen und zu ertragen? Aber nein!“ rief er dann plötzlich, sich zusammenraffend, „ich kann nicht mit einer Lüge aus der Welt gehen, der Baron soll erst alles, bis auf das Geringste erfahren und sollte ich dabei vor Schmach und Schande vergehen. Dann bin ich frei!“

Nach Hause zurückgekehrt, fand er aber nicht mehr den Entschluß, dem Baron sein drückendes Geheimniß zu offenbaren und so trug er sich denn eine lange, bange Zeit mit seinen selbstquälerischen Gedanken. Sein Gesicht wurde schattenhaft, seine Augen glühten in tiefen Höhlen, der helle Wahnsinn schien bereits in ihnen aufzuglimmen. Dieser Zustand war einfach nicht mehr zu ertragen. Mit einer letzten verzweifelten Anstrengung überwand Sillup sein krampfhaftes inneres Sträuben und begab sich gebeugten Hauptes in das Zimmer des Barons.

„Ich bin gekommen,“ begann er dumpf, „den gnädigen Herrn um meine Entlassung zu bitten.“

Der Baron sah ihn groß an. „Sillup, Du wirst doch nicht unverständig sein, bedenke doch, daß Du Dich in Deinem Alter nur schwer mehr in andere Verhältnisse hineinfinden wirst, daß Du nicht allein einen Herrn, sondern einen Freund in mir hast und daß spätestens in einem Jahr ein Gesinde für Dich frei werden muß.“

„Es ist nichts damit,“ rang es sich beklommen aus der Brust des Waggers, „ich verdiene Eure Güte, gnädiger Herr, nicht mehr, ich bin nicht werth, ferner Euer Diener zu heißen, da ich Euch verrathen und feige belogen und betrogen habe.“

„Du redest im Fieber!“ rief der Baron, besorgt in das unheimlich

bleiche Gesicht des Sprechenden blickend, „lege Dich zu Bett und lasse Dich pflegen, in zwei Stunden soll der Arzt hier sein."

„Ich bin vollkommen bei Sinnen, Herr", klang es ...rt und entschlossen zurück „und ich wiederhole, daß ich Euch noch vor Kurzem betrogen und verrathen habe. Ich hatte den Pferdedieb in meiner Gewalt und gab ihn gegen Ehre und Pflicht frei!"

Der Baron sprang auf. „Aber wie war das nur möglich? Was konnte Dich dazu treiben?"

Der Wagger stand mit aufeinandergepreßten Lippen da und schien einen furchtbaren inneren Kampf zu kämpfen. Endlich rang es sich fast unhörbar von seinen Lippen: „Es war mein Sohn!"

Der Baron fuhr zusammen und ließ dann seinen Blick voll tiefen Mitleids auf den Alten fallen. Dann trat er auf ihn zu und erfaßte seine Hand. „Armer Mann!" sprach er leise, „armer, armer Mann!"

Während Sillup noch immer bewegungslos dastand, trat der Baron an den Tisch zurück und kramte in den Zeitungen, die dort lagen. Endlich hatte er gefunden, was er suchte. „Du hast Hartes und Furchtbares erleben müssen," sagte er „und doch bleibt Dir auch das Schwerste nicht erspart. Vernimm es denn und ergieb Dich in des Ewigen Rathschluß: Dein Sohn ist nicht mehr unter den Lebenden. Es ist mir nach Deiner Mittheilung unzweifelhaft, daß diese Zeitungsnachricht sich auf ihn bezieht. Sei gefaßt und stark, Du wirst Erschütterndes hören!"

Und der Baron begann zu übersetzen: „Aus dem Oberlande erfahren wir, daß dort eine drei Köpfe zählende Verbrecherbande, welche die Gegend schon seit längerer Zeit durch Pferdediebstähle, Einbrüche, ja selbst frechen Straßenraub unsicher machte, von den erbitterten Bauern aufgehoben worden ist. Die Nachtvögel waren eben dabei, eine Anzahl von Arbeitspferden, deren Wächter sie gebunden und geknebelt hatten, von der Koppel davonzuführen, als sie von einer Schaar Bauern, die eine nächtliche Runde machte, überrascht wurden. Sie suchten über den Zaun der Koppel in den nahen Wald zu entkommen, doch gelang es nur einem von ihnen, das Weite zu gewinnen. Der Zweite fiel von einer ihm nachgefeuerten Flintenkugel und der Dritte (der Baron schien hier etwas zu überspringen) wurde von seinen Verfolgern eingeholt und umstellt. Es entspann sich jetzt ein wüthender Kampf zwischen den racheschnaubenden Bauern und dem verzweifelten Verbrecher, der erst zwei seiner Verfolger niederschlug, bevor er überwältigt und gebunden werden konnte. Die Bauern übten

jetzt an ihm einen jener schrecklichen Akte der Lynchjustiz aus, wie sie sich leider in unseren Provinzen einzubürgern beginnen. Nachdem sie erst mit Riemen und Knütteln auf ihn losgeschlagen hatten, bis er leblos dalag, warfen sie den gefesselten Körper in den Fluß. Am nächsten Tage war der Gehilfe des Polizeichefs zur Stelle, dessen Bemühungen es gelang den Körper aufzufinden. Es ist der eines berüchtigten Vagabunden und Pferdediebes, der Jahre hindurch den südlichen Theil unserer Provinzen unsicher gemacht hat und offenbar auch an dem vor einigen Wochen im W'schen Kreise beim Baron H. verübten Pferdediebstahl betheiligt gewesen ist."

Der Wagger war mit weitgeöffneten starren Augen immer näher zum Lesenden herangetreten und hatte, da er etwas deutsch verstand, ihm in das Papier zu blicken begonnen, welches der alte Herr vergeblich seinen Blicken zu entziehen suchte. „Da steht noch etwas, was der Herr nicht gelesen hat," rief er aufgeregt „ist da nicht gesagt, daß der Getödtete einen lahmen Fuß hatte und dadurch am Fliehen gehindert war?"

Der Baron antwortete nicht, sondern sah bewegt zur Seite.

„Sie hätten sonst den Andrei auch nicht gefangen," kam es hohl von des Waggers Lippen, „mit Rehen und Elennen hätte er um die Wette laufen können. Also todt — todt — erst geschlagen und dann ertränkt! Wie sind sie gegen dich, mein Sohn, doch so unbarmherzig gewesen! — Und mich, dem er sein Leben zu danken hatte, hat Gott auch zum Urheber seines Todes werden lassen, hat er schließlich doch zum Richter seines eigenen Sohnes bestellt! Es ist hart — fast zu hart — aber sein ewiger Wille geschehe!"

Der Baron war zu dem gebrochenen Alten herangetreten und hatte auf's Neue seine Hand ergriffen. Sillup schlug langsam seinen Blick empor und sah jetzt, daß die Augen seines vor ihm stehenden Herrn in feuchtem Glanze schimmerten. Jetzt war auch der Bann, der ihn gefesselt hielt, gebrochen, und laut aufschluchzend preßte er die Hände des gütigen Greises an seine Brust. Diese Thränen echtmenschlichen Mitgefühls in den Augen des Mannes, zu dem er voll ehrfurchtsvoller Scheu emporzublicken gewohnt war, waren der befruchtende Thau, der auf sein verwüstetes, verödetes Herz fiel und es auf's Neue an das Leben kettete. Noch war es nicht Zeit, aus der Welt zu gehen, noch konnte er arbeiten und nützen, noch gab es ein Leben, welches dem seinigen Zweck und Inhalt zu verleihen vermochte. Alles, was in ihm fühlte, dachte und glaubte,

stimmte darum aus tiefster Seele zu, als der Baron endlich in ernstem Ton sagte: „Vom Fortgehen aber rede mir nicht mehr! Wir zwei gehören für die kurze Spanne Leben zusammen und gemeinsam soll unsere Arbeit sein, so lange unsere Augen noch nicht trübe sind und unsere Hände noch etwas schaffen können!“

Heimkehr.

Es war im Juni des Jahres 1889. Der ausländische Zug brauste vor den Bahnsteig der Station Mosheiki. Rufen, Pfeifen, Thürenklappen, Hin- und Herlaufen, dann war alles wieder in Ordnung und diejenigen, die herauswollten, standen jetzt draußen, die hineinwollten, saßen in den Waggons und schauten mit beruhigten Mienen aus den Fenstern. Ganz zuletzt sprang noch ein schlanker blasser Herr mit rasirtem Gesicht auf den Bahnsteig herab, wo er mit einem behäbigen Manne zusammenstieß, der mit einer großen Reisetasche in der Hand mühsam herankeuchte. „Was seh ich!“ rief der Blasse, „Hermann, alter Freund!“

Der Andere blickte ihn erstaunt an.

„Du erkennst mich wohl nicht?“

„Nein, in der That —“

„Ich bin Rudolf Eßler.“

„Du, Du bist Rudolf Eßler, der die Medizin an den Nagel hängte, um Tragöde zu werden — ein ganz verrückter Streich, aber er sei Dir verziehen, da Du ja nun doch wieder da bist! Du hast Dich stark verändert und sogar statt des ehemaligen spirituösen einen spirituellen Gesichtsausdruck bekommen. Was hat Dich denn wieder ins Land verschlagen? Hast Du Dich für eine unserer einheimischen Bühnen „verpflichten“ lassen, wie der anstrengende Ausdruck lautet, den Ihr an die Stelle eines glatten Fremdwortes gesetzt habt?“

„Nein das nicht, ich habe bereits eine feste Stellung an einer kleinen Hofbühne. Was mich hertreibt, ist einzig und allein die Sehnsucht, wie-

der einmal die Heimath zu sehen. Wir Kurländer sind und bleiben doch die Schweizer des Nordens. Es ist noch nicht eigentlich kurischer Boden, auf dem wir stehen und doch sehe ich dieses grüne, buschige Gelände bereits mit so begeisterten Augen an, als wäre es der schönste Fleck der Erde. Ich kann Dir nicht sagen, was für eine kindische Freude ich empfand, als ich auf einer der letzten Stationen zwei Bauern lettisch mit einander reden hörte. Es fehlte nicht viel, so wäre ich den Kerls um den Hals gefallen und hätte sie auf ihre borstigen Mäuler geküßt. Es ist mir überall in der Welt besser gegangen, als zu Hause. Und doch kann mein Herz von dem nüchternen, hausbackenen Mütterchen Heimath nicht lassen, der guten alten Frau, die mich nährte und großzog, die mich die ersten Lieder und Märchen lehrte, deren Fühlen und Denken meine junge Seele in sich aufnahm und noch heute auf ihrem Grunde bewahrt. Wie sagt der Dichter? „Des Vaterlandes Rauch selbst scheint uns süß zu duften!" Wie sieht es denn heute im lieben Gottesländchen aus?"

„Die Leute sind ernst und sorgenvoll geworden und haben sogar zu arbeiten gelernt. Doch ich kann mich jetzt nicht näher darüber auslassen, der Zug, der mich zu einem Patienten führen soll, geht gleich ab. Wohin fährst Du denn?"

„Zunächst auf ein paar Tage nach Mitau zu meinen Verwandten, dann auf längere Zeit nach E."

„Nach E.? Da treffen wir uns ja, denn auch ich will in den nächsten Tagen mit meiner Frau dorthin, um meine Schwiegereltern zu besuchen. Doch da erschallt schon die zweite Glocke. Auf Wiedersehen!"

* * *

Der Freund hatte Recht gehabt. Rudolf fand die Heimath in der That sehr verändert, wenn auch noch manches von dem alten breiten Lebenszuschnitt, der alten naiv-souveränen Weltanschauung übrig war. Erst als er sich nach dem in einem stillen Winkel der Provinz inmitten weiter grüner Fichtenwälder belegenen E. aufmachte, fand er ein vom Hauche des modernen Lebens noch fast ganz unberührtes Stückchen Welt. Die Leute hatten noch dieselben Gewohnheiten, am Stammtisch wurden dieselben Scherze erzählt und auf den Tanzkränzchen erschienen dieselben Damen, die ihm zur Herrschaft über den Polka- und Walzerpas verholfen hatten. Nur die Eine, um deretwillen er eigentlich seine Heimreise angetreten hatte, seine liebliche Jugendfreundin Martha Livonius, befand

sich gerade auf einem Ausfluge im Nachbarstädtchen und Rudolf verwünschte die Reise-Epidemie, die zuerst von allen modernen Seuchen ihren Einzug in die zurückgezogensten Erdwinkel hält. Doch seine Geduld sollte nicht allzulange auf die Probe gestellt werden. Schon an einem der nächsten Tage war sie plötzlich wieder da und Rudolf stieß an einer Straßenecke ebenso unvorbereitet mit ihr zusammen, wie mit seinem Freunde Hermann auf der Station. Aus dem anmuthigen Backfisch war eine stattliche junge Dame geworden, die ihn zuerst überrascht und prüfend anschaute, ihm aber dann mit freudigem Ausruf beide Hände zum Gruß entgegenstreckte

Der junge Tragöde ergriff, sich galant niederbeugend, die schmalen feinen Hände und führte sie mit zugleich ehrfurchtsvollem, wie zärtlichem Ausdruck an die Lippen. Zu seiner Ueberraschung zog Martha, als der Kuß auf die erste Hand gefallen war, die zweite mit erröthendem Antlitz heftig zurück. Er blickte sie zuerst erstaunt an, schlug sich aber dann lächelnd vor die Stirn: „Ach so, ich habe ja ganz vergessen, daß hierzulande einem jungen Mädchen nicht die Hand geküßt werden darf. Verzeihen Sie, verehrte Freundin, es einem unstäten Weltwanderer, daß er die würdigen Sitten der Heimath so ganz vergessen und dazu auf offener Straße ein derartiges Attentat auf Sie verüben konnte, das gewiß schon in einer halben Stunde der Gegenstand eifrigster Besprechung und Kommentirung in der ganzen Stadt ist!"

Sie lächelte. „Nun so arg war das Attentat denn doch nicht, wir stehen hier aber einmal noch alle unter dem Banne des Althergebrachten. Der Begrüßung eines alten Jugendfreundes gegenüber die Unnahbare zu spielen lag mir durchaus fern. Seien Sie mir herzlich in der Heimath willkommen, lieber Rudolf. Es freut mich sehr, daß Sie uns nicht vergessen haben. Erzählen Sie mir recht viel von Ihren Erlebnissen. Doch nein, erzählen Sie jetzt nicht, ich könnte doch nicht müde werden, Ihnen zuzuhören und dazu haben wir ein längeres und ungestörteres Beisammensein nöthig, als das gegenwärtige. Sie werden uns doch jedenfalls von nun ab täglich besuchen und vor allem heute Abend unser Gast sein? Ihren Freund, den Dr. Graff, der am Nachmittag mit seiner Frau hier erwartet wird, werden Sie ebenfalls bei uns treffen."

„Ihre Eltern sind bereits so freundlich gewesen, mich einzuladen. Ich freue mich unendlich auf das Viertelstündchen, das Sie heute Abend gewiß für mich übrig haben werden. Weniger um zu erzählen, als um zu

hören. Ich habe nie aufgehört, Ihrer zu gedenken, Martha, und habe stets schmerzlich die Lückenhaftigkeit der wenigen Nachrichten empfunden, die ich von Ihnen erhielt."

„Nun ich werde wenig hinzuzufügen haben, denn wir erleben hier in unserer Abgeschiedenheit so wenig. Sie dagegen werden in Ihrem Künstlernimbus der Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit sein und Mühe haben, das Viertelstündchen für sich und mich zu erobern. Doch ob Sie es mir heute oder morgen widmen, jedenfalls bin ich ungemein auf Ihre Mittheilungen gespannt, die gewiß viel Interessantes enthalten werden."

Sie reichte ihm zum Abschied die Hand und setzte dann ihren Weg fort. Er schaute ihr lange mit verklärten Blicken nach. Wie prächtig hatte sie sich entwickelt, wie liebenswürdig und sicher war ihr Auftreten geworden. Diese Kleinstädterin hätte manche Residenzdame in den Schatten gestellt. Und dabei doch noch ganz der herzige Blick, das schelmische Lächeln von ehedem, das ihm über jede unnöthige Förmlichkeit hinweghalf, das zu sagen schien: „Zwischen uns ist alles beim Alten."

. . . Als Rudolf am Abend im Hause des Notars Livonius, des Vaters von Martha, eintraf, fand er eine große Gesellschaft beisammen. Die Kunde, daß dort ein paar neue Erscheinungen erwartet wurden, hatte fast alle Honoratioren des Städtchen angelockt. Die Hausfrau eilte voll gastgeberischer Unruhe durch die Wirthschaftsräume, um für die Zufriedenstellung der zahlreichen, meist recht verwöhnten Mägen Sorge zu tragen. Der Hausherr, ein behaglicher alter Herr mit rosigem Doppelkinn, das während eines großen Theils des Tages durch das blendende Schneeweiß einer untergebundenen Serviette in seiner ganzen sanftleuchtenden Fülle wunderbar hervorgehoben wurde, hieß Rudolf in seiner ungezwungenen Art herzlich willkommen und wies ihm einen Platz inmitten der dem Gaste bereits fast durchweg von früher her bekannten Gesellschaft an, unter der dieser sich natürlich sofort seinen Freund, den Dr. Hermann Graff hervorsuchte, dessen Bekanntschaft der Leser bereits am Anfang dieser Erzählung gemacht. Die meisten der Anwesenden hatte Rudolf übrigens schon während seines bereits einige Tage währenden Aufenthaltes im Städtchen begrüßt. Da war der kleine, beständig vergnügt in sich hineinlächelnde Postmeister. Neben ihm saß der lebhafte Assessor Kuno v. Borstell, dessen Redeweise ein beständiges Stocken mit unerwartet hervorgesprudelten originellen Wendungen war, und etwas

weiter Hr. Fehst, Arrendator eines benachbarten Gutes, dessen rammsnasiges Profil jedem unvergeßlich blieb, der es einmal gesehen. Dann waren da die beiden Brüder Ade und Thade Sonnenfeld, zwei liebenswürdige alte Privatiers, die sich so ähnlich sahen wie ein Ei dem andern. Diese Aehnlichkeit war aber nur eine äußerliche, ihre Charaktere bildeten diametrale Gegensätze, denn Ade war gesprächig und reizbar, Thade still und sanft. Aus diesem Grunde gab es nie Streit zwischen ihnen. Wer aber war der schlanke Herr mit dem eleganten Vollbart, der schweigsam in einer Ecke lehnte und die blauen Rauchwolken einer Cigarette in wohlabgemessenen Ringeln vor sich hinblies? Rudolf erkundigte sich bei seinem Nachbar nach den Personalien des interessanten Schweigers, dessen Namen er bei der Vorstellung überhört hatte. Das sei der Instanzsekretär Hr. v. Baschen, wurde ihm bedeutet. Von Baschen? Ach so, das war ja sein alter Studiengenosse Baschen, den er noch gekannt hatte, als noch kein aristokratisch zugestutzter Bart seinen biedern Bürgermund umgab! Der neugebackene „Ritterbürtige" hatte, wie Rudolf später erfuhr, nach beendetem Studium eine längere Reise gemacht, die ihn sogar bis in den Orient führte und war dann als vollendeter Weltmann wieder in die Heimath zurückgekehrt, wo er gut fortkam und schließlich zum Sekretär des E.schen Oberhauptmannsgerichts gewählt wurde. Seitdem verkehrte er nur mit Edelleuten (den Notar ausgenommen, der eine sehr gewählte Küche und auserlesene Weine führte), trug das Haar in der Mitte gescheitelt, den Bart auseinandergekämmt, in der Brusttasche ein Taschentuch mit zolllangem, weißgesticktem Monogramm nebst Krone und am kleinen Finger einen eleganten Siegelring mit einem Wappen. Dieses Wappen zeigte einen von einem Pfeil durchbohrten Türkenkopf, ein Emblem, das natürlich darauf hindeuten sollte, daß ein Ahnherr des Geschlechts sich bereits in den Kreuzzügen ausgezeichnet. Kuno Borstell freilich interpretirte es anders. Ein Ritter v. Borstell, so bemerkte er halblaut zu Rudolf, habe einst von einem Kreuzzuge einen türkischen Sklaven mitgebracht. Von diesem Türken stamme die Familie ab, wofür sowohl der offenbar mit „Baschibozouk" zusammenhängende Name, wie die Reise Baschens in den Orient spreche, wo er doch offenbar noch Verwandte habe, denn aus reinem Wissensdurst werde der doch nicht eine so weite Reise unternehmen.

Rudolf lachte und meinte, die Sache müsse sich doch etwas anders verhalten, da ja das Wappen einen durchschossenen Türkenkopf

zeige und der alte Ritter Borstell doch unmöglich einen Mann mit einem Loch im Schädel aus dem Orient mitgenommen haben werde.

Der Assessor zwirbelte einen Augenblick an seinem buschigen Schnurrbart herum und erwiderte dann schnell gefaßt: „Dieses Lo—loch im Sch—schädel datirt von später. Mi—mein Ahnherr benutzte nämlich seinen Sklaven zuweilen als T—t—treiber auf seinen Jagden und d—da bekam dieser einmal unglücklicherweise einen Sch—schuß vor den K—kopf, der ihm übrigens nicht weiter geschadet haben soll. Seine Nachkommen bilden sich infolgedessen ein, sehr o—offene K—köpfe zu sein. — Uebrigens werde ich diese imposante P—pagode da doch zum Spre—rechen zu bringen suchen!"

Mit listigem Augenzwinkern rückte er näher an Baschen heran und begann mit diesem zuerst über verschiedene naheliegende Dinge zu sprechen. „Wie f—finden Sie R—rudolf Eßler?" fragte er ihn leise. — „Er ist an alter Kommilitone von mir und ich will darum nichts Nachtheiliges von ihm sagen. Es thut mir aber wirklich läd, daß er Schauspieler geworden ist." — „Ho—hofschauspieler!" versetzte Borstell bedeutungsvoll. — „So hm!" — „Sollen wir nicht n—näher zusammenrücken?" wandte der Assessor sich jetzt an Rudolf. Dieser leistete der Aufforderung Folge und knüpfte ein Gespräch mit Baschen an, auf das dieser mit Herablassung, ja selbst unter Gebrauch des altvertrauten „Du" einging. Borstell suchte ihn jetzt allmählich auf seine Reiseerlebnisse zu bringen und hier begann der interessante Schweiger bald eine ganz bedeutende Beredsamkeit zu entfalten. Er sprach fließend und doch mit einer unnachahmlichen Nachlässigkeit, namentlich seine gleichgiltig hingeworfenen Diphthonge machten einen überwältigenden Eindruck, vor allem sein „ei", das wie ein nasales ä mit leicht hinterhergehauchtem i klang.

„Ich versichere Sie, mäne Herren," begann er, „die wahre Vornehmhät findet sich nur im Orient. Wir Europäer sind alle Sklaven der Arbät, der Verhältnisse, der Orientale ist der onabhängige Mann, der über säne Zät frä disponiren kann. Nur im Orient versteht man zu genießen!"

„Es sp—pricht nur für Sie," versetzte hier Borstell mit ernsthaftem Gesicht, „daß Sie so vorurtheilslos gereist sind und den sch—schönen Orient so ausgiebig genossen haben. Wie muß der Or—orient erst Sie gen—nossen haben!"

Baschen blickte ihn etwas mißtrauisch von der Seite an und fuhr dann fort: „Zum Bäspiel zum Haschischrauchen, änem der größten und intensivsten Genüsse die es giebt, gehört vor allem Muße, tiefe, ungestörte Ruhe. Nur der Orientale kennt es darum, nicht der onabläßig um sän Dasän ringende Europäer."

„Aber das Haschichrauchen ist ja ein entsetzliches Laster!" warf hier ganz erschreckt der in der Nähe sitzende Thade Sonnenfeld ein.

„Allerdings. Wer ämal Haschisch geraucht hat, kann nie mehr davon lassen!"

„W—wie oft haben S—sie denn Ha—haschisch geraucht?" fragte Borstell.

„Aenmal!"

Borstell schüttelte sich innerlich vor Lachen und blickte Rudolf mit einem Blick an, der zu sagen schien: „Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß es spaßhaft werden wird?"

Schließlich war Baschen so gütig, sich mit Gönnermiene auch nach Rudolfs Wanderungen und Schicksalen zu erkundigen, über die dieser bereitwilligst Auskunft ertheilte. Die Gesellschaft rückte jetzt zusammen und lauschte aufmerksam seinen Mittheilungen, auf die man schon lange gespannt gewesen war. Rudolf schilderte schlicht und ohne Schönfärberei oder Uebertreibung die modernen Bühnenverhältnisse mit ihren blendenden Lichtseiten und tiefen Schatten und gab manchen charakteristischen Zug aus denselben zum Besten.

„Der schlimmste Auswuchs im heutigen Bühnenleben," bemerkte Graff, „scheint mir jedenfalls das reisende Virtuosenthum zu sein, das mit der Zeit jedes Weiterstreben, jeden höheren Aufschwung in der Kunst ertödten und in geschäftsmäßige Routine, in berechnete Geldmacherei ausarten muß."

„Das Virtuosenthum ist allerdings ein großer Uebelstand, wie ich denn überhaupt glaube, daß unsere Aera des Goldes der Sache der neun Musen keineswegs besonders förderlich gewesen ist. Der ideale Kern der Kunst wird zu sehr von der Schale, von äußerem Glanz und Prunk überwuchert, was früher Mittel zum Zweck war, wird Selbstzweck, es entsteht ein Haschen, ein Jagen nach dem Schein, das nur zu oft mit einem Sturz ins Leere, in das Nichts endet."

„J—ja, ja" warf Borstell nachdenklich hin, „das alles ist sch—schlimm genug Es k—kommt aber auch der umgekehrte Fall vor, ob einer

K—künstler ist oder nicht. Ich z. B. habe nie nach dem Sch—schein gejagt, im Gegentheil sind mir alle meine Sch—scheine von meinen Gläubigern abgejagt worden und doch bin ich schließlich auch beim N—nichts angelangt. Vor dem Urtheil der Gegenwart steht jedenfalls so ein m—materiell gesinnter Künstler gerechtfertigter da, als ein ideal veranlagter Ass—ssessor!"

„Da haben Sie leider recht!" versetzte Rudolf belustigt. „Hier haben Sie jedenfalls einen Umstand, der die Virtuosen entschuldigt. Der Mensch wird heute zu sehr nach dem Inhalte seines Portemonnaies abgeschätzt, als daß irgend jemand noch so heiter und sorglos mit leeren Taschen durch das Leben pilgern könnte, wie ehedem. Soll in einer Zeit, in der alles nach dem Golde drängt, dem Künstler allein dieses Streben versagt werden? Die Kunst als solche kann dadurch, wie ich schon vorhin hervorgehoben habe, allerdings nicht gewinnen, wohl aber die Stellung ihrer Vertreter und das ist auch ein Moment, das seine Bedeutung hat. Heutzutage braucht sich der Künstler, der Dichter nicht mehr von jedem Tölpel, der zufällig einmal eine reiche Erbschaft gemacht hat oder zu Rang und Titeln emporgekrochen ist, über die Achsel ansehen zu lassen, er braucht sich nicht mehr nach einflußreichen Gönnern umzusehen, wie noch ein Cervantes, ein Molière, ein Shakespeare das nöthig hatten, sondern er kann dem Aristokraten, dem Geldmanne mit dem Stolze der Unabhängigkeit, der Gleichberechtigung entgegentreten. Sein einziger Gönner ist das Publikum und wenn auch dieses seine Launen hat, denen er Rechnung tragen muß, so beugt er sich eben nicht mehr vor einer Person, sondern vor jenem tausendköpfigen Ungeheuer, das jeder Mensch mehr oder weniger respektirt. Schädigt er durch Gewinnsucht sein eigenes ideales Streben, so nützt er doch der Sache seines Berufes, der früher stets Gegenstand rücksichtslosester Ausbeutung durch spekulative Köpfe war. Fließt ihm das Gold auch in breiten Strömen zu, so wird es in seinen Händen doch immerhin bessere, edlere Verwendung finden, als in denen des Lebemannes, des Gründers und Börsenspekulanten.

„Das sind ja räzende Ansichten," näselte Baschen. „Die kann man doch nur hegen, wenn man den vornehmen Anschauungen der Hämath längere Zät hindurch entfremdet worden ist."

In Rudolfs Gesicht stieg eine heiße Röthe auf. „Den vornehmen Anschauungen der Heimath? Zugegeben, daß der sein Talent allein zu

lukrativen Zwecken ausnützende Künstler zu tadeln ist, so steht in meinen Augen der leichtsinnige Schuldenmacher, der arbeitsscheue Lüderjahn, wie sie bei uns zu Dutzenden umherlaufen, doch noch viel tiefer und verurtheilswerther da. Und das nennt man vornehm? Ich rufe Pfui über eine solche Vornehmheit! Ich kann den Künstler wohl verstehen, der heute, wo man dem größten Geldsack die tiefste Reverenz macht, den Leuten zuruft: Nun wohl, ich werde euch schon zwingen, auch mir den gebührenden Respekt zu erweisen! In den schlaffen Genußmenschen aber, der seinen gutmüthigen Nebenmenschen auf der Tasche liegt, kann ich mich nicht hineinfinden. Heute heißt es vor allem arbeiten und erwerben und mir für meine Person thut jeder außer Acht gelassene Kopeken leid, den ich mir rechtschaffen hätte verdienen können."

Graff, der bis dahin schweigend zugehört hatte, holte bei diesen Worten ein Kopekenstück aus der Westentasche und legte es schmunzelnd auf den Tisch. „Willst Du Dir dieses Kupferstück rechtschaffen verdienen, Rudolf?" fragte er.

Der junge Schauspieler, der mit feurigem Schwung der Rede gesprochen hatte, hielt verblüfft inne und fragte? „Was soll das Hermann? Wodurch denn?"

„Dadurch, daß Du uns in der nächsten Viertelstunde keine Volksreden mehr hältst, mein Alterchen!"

Rudolf der sich über diesen kalten Wasserstrahl zuerst nicht wenig ärgerte, mußte doch erkennen, daß derselbe nicht ganz unberechtigt gewesen war, da er für den gesellschaftlichen Ton in der That etwas zu sehr in Eifer gerathen war. Er machte daher gute Miene zum bösen Spiel, warf Graff lächelnd vor, daß er noch immer die alte, unverbesserliche Schnauze habe und ging dann auf einen andern Gegenstand über.

Der alte Ade Sonnenfeld, der mit lebhaftem Ausdruck in seinem prächtigen graubärtigen Gesicht dem Gespräch gefolgt war, wandte sich jetzt an Rudolf und erzählte ihm, offenbar in der Absicht, jeden Mißklang zu beseitigen, daß er für seine Person immer eine große Neigung für die Bühne besessen habe und einmal in jungen Jahren nahe daran gewesen sei, seinen Eltern durchzubrennen und ebenfalls auf dem Thespiskarren durch die Lande zu kutschen."

„Es ist wahrhaft'gen Gott ein Glück, daß es nicht dazu gekommen ist," mischte sich hier sein Bruder Thade ins Gespräch.

„Na warum denn?"

„Bei Deinem Temperament, Deinem Feuer wärst Du in diesem Landstreicherleben liderlich geworden, alter Bruder, das wäre so sicher gekommen, wie das Bier nach dem „Linnu-talks“ (Flachs-Erntefest).“

„Chotz Schwäärenoth“ brauste der alte Kunstfreund ganz beleidigt auf, „was wääre denn das für ein Unglück gewesen? Als mein Bruuder müßtest Du übrigens gut genug wissen, daß ich auch oohnedas liderlich genug geworden bin!“

In die von allen Seiten sich erhebende Heiterkeit stimmte der Alte kräftig mit ein und schlug dann Rudolf mit den Worten auf die Schulter: „Hören Sie nicht auf solche Schwachmaatiker, wie mein lieber Bruuder, und genießen Sie Ihr junges Leben, das ist Ihr Küünstler-Recht!“

Es wurde jetzt zu Tisch gebeten und die Herren vereinigten sich jetzt mit den Damen, die in einem abgesonderten Zimmer, der „K—kemenate“, wie Borstell sagte, gesessen hatten. Der bewegliche Assessor pürschte sich sofort an Martha heran, die in ihrer hellen, geschmackvollen Abendtoilette entzückend aussah. „Mein gn—nädiges Fräulein!“ stotterte er eifrig hervor, Sie ha—haben mir verboten, Ihnen irgend etwas über Ihr Aussehen zu s—sagen, aber Sie können mich nicht verhindern, davon zu t—träumen. Sie kennen ja doch das sch—schöne Lied: „D—dem T—t—träumer z—zürne nicht!“

„Seit wann träumen Sie denn, Herr v. Borstell?“ fragte Martha spöttisch. „Ich habe immer geglaubt, daß Sie einen sehr tiefen Schlaf haben!“

„All—llerdings, aber wenn ich sehr t—tiefe Eindrücke empfange, dann st—stören sie mir selbst meinen t—tiefen Sch—schlaf!“

Man setzte sich und die Unterhaltung schwirrte hin und her. Borstell hatte zur rechten Hand eine heitere alte Dame, mit der er sich vortrefflich unterhielt, zur linken Rudolf Eßler, dem er ab und zu Sottisen über die übrigen Tafelgenossen zuflüsterte. Rudolf hörte mit halbem Ohr hin, denn alle seine Sinne konzentrirten sich auf die ihm schräg gegenübersitzende Martha, von deren edelgeformtem Gesicht und blüthenweißen Händen er das Auge nicht abwenden konnte, deren helle, metallische Stimme erfrischend und belebend an sein Ohr klang. Alle seine Bemühungen richteten sich darauf, ihre Aufmerksamkeit zu gewinnen, er unterhielt sich anscheinend mit den Nächstsitzenden und sprach doch in Wahrheit nur für sie, er erhob seine starke, sonore Stimme, daß dieselbe die ganze Tafel beherrschte, er war beredt, geistreich, blendend. Es war verlorene Liebesmüh, Martha blickte wohl ab und zu zu ihm herüber, doch

schien jeder Scherz Vorstells sie mehr zu unterhalten, als seine anregendsten Erzählungen. Gehörte Martha wirklich zu jenen leichtfertigen Geschöpfen, die nur Gefallen am leichten Gesellschaftsgeplauder finden, denen alles, was die Brust des strebenden und ringenden Mannes bewegt, was das Leben der sich zu höheren Zwecken emporarbeitenden menschlichen Gesellschaft treibt und erfüllt, ein Buch mit sieben Siegeln ist? Sie war früher anders gewesen, sie hatte mit ihm in großen Hoffnungen und Entwürfen gelebt, sie hatte ihn angespornt, wenn er wagte und unternahm, sie hatte ihn getröstet und gestärkt, wenn er zagte und verzweifelte. Rudolf warf einen rechten Grimm auf Vorstell, dem er die Schuld an der mit seiner Jugendfreundin vorgegangenen Veränderung beimaß und dessen Wesen er jetzt auffallend schal, selbstzufrieden und frech fand. Und doch konnte er dem originellen Kauz wieder nicht recht gram sein, wenn dieser ihm seine pfiffigen Augen und seine knochige Hakennase zukehrte, um irgend eine seiner überraschenden Bemerkungen an ihn zu richten.

Mit besonderer Freude betrachtete der Assessor den ihm gegenübersitzenden Arrendator Fehst. Es waren soeben neben anderen Schüsseln gebackene Lammsköpfe umhergereicht worden, eine Speise, die nur für die Feinschmecker bestimmt war, zu denen auch Hr. Fehst gehörte. Mit liebevoller Andacht sah sein langes, ödes Aztekengesicht auf den Inhalt seines Tellers herab, den er alsbald eifrig zu bearbeiten begann.

Vorstell stieß Rudolf an. „Wie gefällt Ihnen dieses stille T—tête—à—tête?“

Der Angeredete führte das Taschentuch an den Mund und biß hinein, um nicht laut aufzulachen. In diesem Augenblick nahte sich von rückwärts der Hausherr, um die Gäste auf einen besonders empfehlenswerthen Wein aufmerksam zu machen.

„Nun Herr v. Vorstell“, fragte er, diesem freundlich die Hand auf die Schulter legend, „was haben Sie eben wieder für eine Bosheit gesagt?“

„Nichts Besonderes, ich meinte nur, daß Herr F—fehst da d—drüben heute sehr „s—sur son ass—ssiette“ sei!“

Sie sprudeln ja förmlich von Kalauern“ warf der noch immer lachende Rudolf ein. „Deutsch oder französisch, es scheint Ihnen ganz einerlei zu sein!“

„J—ja, ja,“ versetzte Vorstell fast wehmüthig, „es ist aber auch nur K—karlsbader Sprudel. Rein zum Verst—teinern!“

„Jedenfalls," bemerkte der Notar, „freut es mich, daß Sie Ihre gute Laune nicht verloren haben. So ist es recht: je schwerer es Einem geht, desto höher muß man den Kopf halten, damit man zu dem Schaden nicht noch den Hohn erntet."

„Ganz m—meine Meinung. Ein M--mensch kann alles verlieren und braucht sich d—darum nicht ärmer zu fühlen. Wer sich aber seinen H—humor rauben läßt, der ist in meinen Augen ein Tro—ro—ropff!"

Die Tafel wurde aufgehoben und die Gesellschaft versammelte sich in dem großen schönen Saal, wo konversirt und musizirt wurde. Rudolf sah sich seitens der Damen bald mit den verschiedensten Fragen bestürmt. Er antwortete freundlich, höflich, theilte auf jedes liebenswürdig-theilnehmende Wort eine angenehme Redensart aus, kurz er verhielt sich etwa wie ein junger Prinz in einem Kreise anmuthiger Hofdamen. Nur seine Bemühungen mit Martha eine längere Unterhaltung anzuknüpfen, schlugen zu seinem Bedauern fehl.

Schließlich wurde auch er gebeten, etwas zur allgemeinen Unterhaltung beizutragen. Er wählte Wildenbruchs leidenschaftdurchglühtes „Hexenlied", dessen wilden phantastischen Strophen die Anwesenden alsbald voller Spannung lauschten. Seine klangvolle, jedes Ausdrucks fähige Stimme flüsterte bald in heißem, inbrünstigem Liebeswerben durch den Saal, bald schwoll sie in Ausbrüchen des Zornes und der Verzweiflung zu donnergleicher Gewalt an. Als die letzten in tiefernstem, dumpfem Ton gesprochenen Worte „Geh' beten mein Bruder und richte nicht!" verklungen waren, da lastete der Bann des Gehörten noch einige Sekunden lang auf der Gesellschaft, dann rang sich ein spontaner Ausbruch der Begeisterung von aller Lippen und ein vielstimmiges „Bravo!" schlug an das Ohr des Künstlers, der sich mit fieberhaft gerötheten Gesicht und fliegendem Athem stumm verbeugte. Die Bitten um weitere Spenden mußte er unter dem Hinweis auf völlige Erschöpfung mit höflicher Entschiedenheit ablehnen.

Die sich an die Deklamationen knüpfenden Bemerkungen riefen den von seinem Gegenstand Ueberwältigten bald wieder in das prosaische Reich der Alltäglichkeit zurück. Nur einige wenige Zuhörer drückten ihm in ein paar ruhigen, schlichten, aufrichtigen Worten, wie sie den Künstler stets am meisten erfreuen, die tiefe Wirkung aus, die sein Vortrag der schönen Dichtung auf sie hervorgebracht. Andere erschöpften sich in nichtssagenden Redensarten, die ihn nur bedauern ließen, sein Gold in die Spreu

geschüttet zu haben. Die Superklugen machten ihm ihrerseits kritische Ausstellungen, die meist sehr wenig zutreffend waren und zudem den noch unter der Nachwirkung seiner seelischen Erregung stehenden Künstler keineswegs angenehm berühren konnten. Die meisten hielten sich schweigend bei Seite und diesen war Rudolf, der ja durch den bereits erfolgten Beifallssturm vollauf belohnt war, nächst den schlichten warmherzigen Leuten am meisten dankbar.

Nur von einer einzigen Seite, von Martha, erwartete er mit Ungeduld ein Urtheil über seinen Vortrag, er sehnte sich nach einem natürlichen, ungeschminkten Wort von ihr, einem freundschaftlich ermuthigenden Lobe, einem verständigen, von aufrichtiger Theilnahme eingegebenen Tadel. Doch war Martha den ganzen Abend über nur die um die Unterhaltung der Gäste bemühte Tochter des Hauses und der junge Künstler erhob in der Tiefe seiner Seele die bittersten Anklagen gegen das „Gesellschaft" genannte unnatürliche Gebilde, das die Menschen, die zusammengehören, nicht verknüpft, sondern trennt, in dessen Mitte man sich einsamer und verlassener fühlen kann, als auf dem ödesten Fleck der Haide, im tiefsten Grunde des Waldes. Man sieht, man spricht die Menschen, die man liebt, zu denen man sich hingezogen fühlt und streift sie doch nur in flüchtiger, gleichgiltiger Berührung, die für ein sich nach Verständniß und Mitgefühl sehnendes Herz weniger ist als nichts.

So ging der Abend und der größte Theil der Nacht dahin und man sah bereits die Gattinnen ihren Männern allerhand mystische Zeichen machen und die letzteren nach der in der hohlen Hand verborgenen Uhr blicken, während mancher in einem stillen Winkel vereinsamt dasitzende Gast die Augenlider um ein paar Linien herabsinken ließ und verstohlen durch die Nasenlöcher gähnte. Bald erhob sich denn auch das allgemeine Gescharr des Aufbruches und eine Gruppe nach der andern fluthete in das Vorzimmer. Zuletzt räumten Borstell, der Martha bis zum letzten Augenblick noch allerhand Spaßhaftes zu erzählen hatte und Rudolf, der ihn nicht aus den Augen ließ, das Feld. Beide gingen jetzt Seite an Seite durch die stillen Straßen des Städtchens, der Erstere unausgesetzt plaudernd und lachend, der Andere still mit seinen Gedanken beschäftigt.

„A propos", fragte Borstell schließlich, „k—kennen Sie den Unterschied zwischen einem M—maschinenheizer und einem mit falschem P—pathos deklamirenden Sch—schauspieler?"

„Nein," versetzte Rudolf.

„Der Eine f—feuert mit Kohlen, der Andere k—kohlt mit F—feuer."

Rudolf der in seiner schlechten Stimmung annahm, daß Vorstell dieses blutige Wortspiel auf ihn gemünzt habe, erwiederte schroff: „Ich verbitte mir ein für allemal jede Anzüglichkeit über meinen Beruf."

Der Assessor blieb stehen und sah ihn groß an: „Ueber Ihren B—beruf?" fragte er erstaunt. „B—von dem habe ich ja garnicht gesprochen! Wie k—ommen Sie mir denn v—vor, mein G—gutester!"

„Wir wollen uns heute nicht weiter darüber auseinandersetzen. Morgen werde ich mir gestatten, Sie um nähere Erklärungen bitten zu lassen."

„Sch—schön!" versetzte Vorstell gleichmüthig und bog in eine Seitengasse ein.

Als Rudolf, von Unruhe und Ungeduld getrieben, bereits am Vormittag des folgenden Tages im Hause des Notars erschien, traf er nur Mutter und Tochter zu Hause, von denen die Erstere alsbald mit gewohnter Geschäftigkeit verschwand, um für das „Ewig-Leibliche" Sorge zu tragen. Martha führte ihren Jugendfreund unterdessen in den Garten, wo sie in regem Zwiegespräch zwischen den Blumenrabatten hin- und herwandelten. Sie war heute dunkel gekleidet und einfacher frisirt, ihre Züge erschienen ihm daher ernster, strenger und abweisender, als am verflossenen Tage. Längere Zeit fand er nicht den Entschluß, seine Frage von gestern Abend zu wiederholen. Da sie aber gar keine Anstalten machte, aus freien Stücken darauf zurückzukommen, so faßte er sich endlich ein Herz und sagte: „Ich kann Sie doch nicht mit der Bitte um Ihre Meinung über meinen gestrigen Vortrag verschonen. Sie wissen, daß ich auf Ihr Urtheil viel gebe, Martha, haben Sie doch, als ich noch allein für mich meine künstlerischen Studien betrieb, mir manches gute und zutreffende Wort gesagt, manchen nützlichen Wink gegeben."

Sie blickte eine Zeitlang vor sich hin und begann dann: „Ich hätte am Liebsten diesen Gegenstand vermieden, da ich bei aller Anerkennung Ihnen doch nicht mehr dasjenige Verständniß entgegenbringen kann, dessen Sie bedürfen, nach dem Sie verlangen. Ihr Vortrag war voller Gluth und Kraft, das ist unbestreitbar, er muß auf den gewöhnlichen Hörer fortreißend, packend gewirkt haben. Mit mir, die ich Sie früher gekannt habe, ist das anders. Ich kann es Ihnen nicht sagen, was für einen seltsamen Eindruck es auf mich hervorbrachte, als ich Sie zum ersten Mal nach unserer langen Trennung sprechen hörte. Sie sprachen früher wie alle die anderen Menschen, die ich kenne und liebe, jetzt

ist Ihre Rede so seltsam gekünstelt und gefeilt, jedes einzelne Wort klingt so prunkvoll aufgebaut, so voll rauschend und gehörfordernd, daß diese imposanten, gewissermaßen festtäglich herausgeputzten Laute mich in meiner Schlichtheit und Alltäglichkeit beengen und bedrücken. Dies ist der Grund, weshalb ich auch nicht den vollen Genuß von Ihrem Vortrage haben konnte. So wohl ich auch bemerkt habe, wie sehr Sie mit vollem Gefühl, mit voller Leidenschaft bei der Sache waren, so konnte mich die mir so fremdartig erscheinende Sprache doch nicht ergreifen und erschüttern, sie hatte für mich etwas Gemachtes und gemacht klangen mir darum alle die von ihr zum Ausdruck gebrachten Affekte."

„Aber Martha", versetzte Rudolf in etwas verletztem Tone, „wie ist es möglich, daß Sie, meine einstige Freundin und Gesinnungsgenossin, mir jetzt so theilnahmlos und ungerecht gegenüberstehen! Es hat mich, ich versichere Sie, Mühe genug gekostet, mir alle heimathlichen Härten und Unebenheiten abzugewöhnen und meine Redeweise in den tönenden Schalltrichter der Bühnensprache hineinzuzwängen. Es geht aber einmal nun nicht anders, der Schauspieler *muß* so sprechen und deklamiren, wie ich es jetzt thue, das ist ein Grundsatz, der sich auf hundertjährigen Erfahrungen aufgebaut hat. Oder gehören Sie auch zu denen, die sich neben anderen schönen Phantastereien einbilden, daß wir Ostseeprovinzialen das weitaus reinste und beste Deutsch sprechen und darum in dieser Hinsicht nichts zuzulernen haben?"

„Das nicht, ich gebe vielmehr zu, daß Sie in allem recht haben mögen. Wenn ich Sie zum ersten Mal gehört hätte, würde ich vielleicht Ihre Sprache sehr hübsch und wohlklingend gefunden haben. Da ich Sie aber schon einmal anders habe reden hören, so bin ich in meinem persönlichen Gefühl irregemacht, aus dem Gleichgewicht gebracht. Die fremdartige Sprache braust an mir vorüber wie etwas rein Aeußerliches, wie die Töne eines künstlichen Musikwerkes, einer sorgfältig ausgearbeiteten, aber nur mit den Lippen vorgetragenen Rede. Auch Ihr Wesen ist ein anderes geworden. Sie waren früher rauh und eckig und doch gefiel mir das, weil Sie sich dabei stets offen und gerade zeigten. Jetzt sind Sie ein glatter Weltmann geworden, der den Leuten angenehme Dinge sagt. Sehen Sie dagegen alle die Menschen an, mit denen wir gestern zusammen waren. Jeder von ihnen spricht im Grunde, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, er spricht aber auch, wie es

ihm ums Herz ist. Da liegt doch Natürlichkeit und da liegt auch Charakter drin!"

„Sagen Sie Individualität. Man findet bei uns viel Individualität, aber nicht allzuviel Charakter im Sinne einer Selbsterziehung, einer Niederbeugung der angeborenen Regungen, Neigungen und Gefühle unter ein festes, zielbewußtes Streben. Gewiß hat auch die Individualität ihre Rechte und die würdigste Aufgabe bleibt stets, den Charakter ins Gleichgewicht mit ihr zu setzen. Nur bei uns Schauspielern muß der Charakter sich leider in fast völliger Ertödtung der Individualität äußern. Wir sind ja zugleich Künstler und Werkzeuge, wir müssen vollständig aus uns herausschlüpfen können, um uns selber von außer her zu betrachten, wir müssen das ganze Gewebe unserer Muskeln, Fibern und Nerven vollständig in unsere Gewalt bekommen, es durch einen einzigen festen Druck unseres Willens zur Ruhe verweisen oder entfesseln können. So kommt es denn, daß unser ganzer äußerer Mensch mit der Zeit so abgeschliffen und facettirt wird. Wir bringen unser ganzes Sonderwesen, unsere ganze Persönlichkeit den Zwecken der Kunst zum Opfer."

„Und geht damit nicht auch mehr verloren, fällt nicht oft auch der ganze Gehalt und Besitz der Seele dieser äußeren Selbstbespiegelung zum Opfer? Ich fragte mich, als Ihre Stimme so fremd und seltsam an mein Ohr klang: Ist das noch derselbe Mensch? Die Sprache ist es doch, die das Empfinden vermittelt, Freundschaft und Vertrauen begründet. Kann, wenn dieses Verständigungsmittel nicht mehr das gleiche ist, auch noch dasselbe Verständniß, dieselbe Gemeinschaft bestehen, kann der innere Mensch derselbe bleiben, wenn der äußere umgestaltet ist?"

„Ja, Martha", rief Rudolf in tiefer Bewegung, „und eben, um Ihnen das zu sagen und zu zeigen, bin ich in die Heimath gekommen. Als ich von Ihnen schied, da nahm ich in meinem Innern Ihr Bild mit mir in die Fremde. Ich konnte Ihr Glück damals noch nicht an meine ungewissen Schicksale ketten und mußte daher über das schweigen, was mich am Tiefsten und Innigsten erfüllte. Jetzt habe ich eine sichere, auskömmliche Lebensstellung und nichts würde mich glücklicher machen, als wenn Sie als mein Weib mit mir ziehen wollten. Wagen Sie es mit mir, Martha. Ich habe viel erlebt und gesehen und mein Auge hat, wie ich offen gestehen will, die schönen Frauen, die meinen Pfad kreuzten, oft mit flüchtigem Wohlgefallen betrachtet. In meinem Herzen aber, da hat

nichts Sie verdrängen können, da glüht Ihr Bild in den alten, frischen Farben. Meine Herreise, meine Worte, meine bebende Unruhe, sie alle müssen es Ihnen sagen. Willigen Sie ein, Martha, und befreien Sie mich von dieser zwischen Furcht und Hoffnung schwebenden, alle meine Kräfte lähmenden Erwartung!"

Während sie ihm noch mit ihrem sinnenden Blick prüfend ins Auge sah, fuhr er fort: „So glauben Sie mir doch, Martha, Heißgeliebte, so lassen Sie sich doch davon überzeugen, daß auch ein Schauspieler ein Plätzchen in seinem Innern hat, in dem er er selber ist, in dem er die starken und guten Gefühle seiner Jugend hegt und aufbewahrt. Helfen Sie mir dieses Plätzchen erhalten, denn wahrlich, ein Künstler braucht solch einen warmen Fleck in seinem Herzen! Ich kann Ihnen nichts mehr sagen, denn in einem solchen Augenblick verstehe ich keine schönen Worte zu machen. Ich bin weit von der Heimath verschlagen worden und ich habe viel Heimathliches abstreifen müssen, aber den Kern und Ruhm von uns Nordländern, die Treue, die habe ich bewahrt. Wir können uns äußerlich umformen, aber unser Eigenstes geben wir nicht auf. Ist Ihnen das nicht genug? Reden Sie, Martha, entscheiden Sie sich bald. Sie sind eine feste und ganze Natur und brauchen nicht Zeit zu langen Erwägungen. Sagen Sie mir, ob Sie mit mir gehen wollen, oder ob ich einsam, wie ich gekommen bin, wieder von hier scheiden soll?"

Nur einen Augenblick zögerte sie, dann reichte sie ihm die kleine feste Hand hin und sagte mit zugleich herzlichem und entschlossenem Ausdruck: „Ja, ich will es!"

„Habe Dank, Martha, habe Dank!" rief er jubelnd und zog sie stürmisch an seine Brust.

Die Dulderkrone.

Durch das mit einem einfachen, dunkelblau-gemusterten Rollvorhang bedeckte Fenster fällt ein gedämpfter Lichtstrahl. Die blasse Kranke im Bett richtet sich auf und fragt die mit der Steifheit und Starrheit einer egyptischen Königssäule dasitzende Diakonissin in ängstlichem Tone: „Schwester Mathilde, hat mein Bruder nicht gerufen?“

„Wenn er gerufen hätte, wäre ich schon längst bei ihm.“

„Mir war aber doch so. Ich glaube, wir werden jedenfalls im nächsten Augenblick seine Stimme hören!“

„Warum meinen Sie das? Er ist doch erst vor Kurzem eingeschlafen!“

„Ich weiß nicht warum. Ich bin so unruhig, ich habe solch ein dumpfes, schreckhaftes Vorgefühl.“

„Das macht das Fieber!“

„Nein, nein, ich habe häufig solche unbestimmte Ahnungen betreffs der Menschen, die meinem Herzen am Nächsten stehen. Ich weiß nicht was das ist. Jedenfalls habe ich mich und meine Lieben schon oft schwer damit aufgeregt und gequält und leider, leider trat nur zu oft die Rechtfertigung meines Vorgefühls ein. Ich habe das Zeug zu einer Kassandra!“ schloß die Kranke mit einem schwachen Versuch zu scherzen, der ein mattes und schwermüthiges Lächeln auf ihre schönen, feingeschnittenen Züge rief.

Ihre letzten Worte waren kaum verhallt, als aus dem Nebenzimmer ein Schrei ertönte, so wild und grausig und markerschütternd, wie ihn nur ein grausam gehetztes und gequältes Thier oder ein Mensch in höchster Todesnoth auszustoßen vermag. Mit einem vor Schreck zur Weiße des Marmors erblaßten Gesicht war die Kranke aus dem Bett gesprungen und hatte eilig ein paar Kleidungsstücke übergeworfen.

„Um Gotteswillen, Fräulein, was thun Sie!“ rief die entsetzte Diakonissin, die jetzt mit einem Schlage ganz Bewegung, Rührigkeit, Hilfsbereitschaft geworden war. Zurück ins Bett, ich bin im nächsten Moment bei Ihrem Bruder und lasse Ihnen durch die Magd sofort mittheilen, wie es um ihn steht!“

„Ich lasse mich nicht zurückhalten“ stieß die Kranke in höchster Erregung hervor. „Er stirbt vielleicht schon, während wir hier unnütze Worte wechseln. Mein Bruder ruft um Hilfe und ich soll nicht an seiner Seite sein? Sie wissen nicht, wie treu wir bisher zusammengehalten, wie wir einander in Stunden des Leides und der Gefahr gestützt und aufrechterhalten haben. Was mein Bruder an mir gethan hat, das bin auch ich ihm schuldig. Mein Platz ist bei ihm!“

Sie hatte die mit flehend erhobenen Händen dastehende Diakonissin bei Seite gedrängt und war in fliegender Hast durch das anstoßende Zimmer geeilt, vor einer Seitenthür desselben Halt machend. Leicht und geräuschlos drückte sie die Klinke los und trat in den verdunkelten Raum ein. Ein betäubender und beklemmender Geruch von allen möglichen scharfriechenden Arzneiwassern und Präparaten umfing sie. Sie holte noch einmal in der Thür tief Athem, dann schloß sie dieselbe hinter der mittlerweile ebenfalls eingetretenen Schwester Mathilde und näherte sich mit unhörbaren Schritten dem Bett, aus dem ihr ein dumpfes Röcheln und Stöhnen entgegendrang. Ihre freie Hand tastete in der Dunkelheit hin und her und blieb dann auf einer heißen, schweißbedeckten Stirn besänftigend liegen. Das Seufzen und Stöhnen ließ nach. Eine abgezehrte, fieberglühende Hand suchte die ihrige und führte sie innig an die Lippen.

„Ich danke Dir, daß Du gekommen bist, Klara“, flüsterte er gebrochen und matt zu ihr empor. „Bitte ziehe das Rouleau auf, ich möchte in meinen letzten Stunden — auch mehr Licht haben — das ist nicht bloß das Privilegium berühmter Männer.“

„Sprich nicht so, Wilfried,“ gab sie, während sie seinem Wunsche nachkam, flehend zur Antwort, „Du wirst auch diese Krankheit überstehen, Du wirst gesund werden und wieder zu Kräften kommen!“

„Weibertrost!“ kam es mürrisch zurück. „Ich muß sterben, soviel Urtheil habe ich sowohl als Arzt wie auch einfach als fühlender und denkender Mensch. Vor einer Minute — da fühlte ich die kalte Hand des

Sensenmannes — so deutlich an meiner Kehle, auf meiner Brust, daß ich sofort wußte, daß — mein letztes Stündlein geschlagen hat. Es war das erste, mit der üblichen Zartheit der knöchernen Würgerhand gegebene Signal — mich reisefertig zu machen! Der dumme Kerl weiß nicht, daß — meine Vorbereitungen längst getroffen sind. Er hätte mich gleich abholen können — wozu die unnütze Quälerei!"

„Verzage nicht!" bat Klara. „Hoffe, vertraue! Es lebt ein guter Gott, der alles zum Besten wenden wird."

Ein spöttischer Laut, eine Art leisen Pfeifens kam von den Lippen des Leidenden. „Worauf soll ich denn hoffen und vertrauen? Darauf, daß ich diese Krankheit überstehe? Zu welchem Zweck? Um unmittelbar darauf in eine neue zu verfallen! Seit langen Jahren bemühe ich mich — das Siechthum aus meinem Körper zu treiben. Kaum ist es mir aber mit heißem Bemühen geglückt, es an einer Stelle zu besiegen und zurückzudrängen, so bricht es an einer anderen wieder hervor! Weiß ich denn — wissen denn alle meine Berufsgenossen, was mir fehlt? Ich bin eben siech und — „der Weisheit letzter Schluß" ist bei uns Heilkünstlern — daß ein Siecher nicht gesund zu machen ist. O was ist das für eine Zeit! Das heutige Leben heischt Aerzte, Techniker, Redakteure, Krieger, Forschungsreisende — alles Leute, die eine eisenfeste Gesundheit und stählerne Nerven haben müssen! Und was findet es vor? Ein Geschlecht von Papier!"

Nach einer längeren Pause, in der Klara ihn unverwandt mit traurigen, aber milden und liebenden Augen anschaute, sagte Wilfried leise: „Ich möchte allein mit Dir sein!"

Schwester Mathildes feines und geübtes Ohr hatte die Worte vernommen. Sie stand sofort bescheiden auf und verließ auf leisen Sohlen das Zimmer.

Der Kranke hustete ein paarmal hart auf und begann dann in etwas freierer und leichterer Rede: „Alle Bücher sind jetzt voll von Vererbungsspuk und Deszendenzschreckbildern. Man spricht vom „Fluche der Kinder", der die leichtfertigen und gewissenlosen Eltern treffen soll. Ich sage Dir, es ist viel Thorheit bei dem ganzen Geschrei! Unsere Eltern waren weder leichtfertig noch gewissenlos. Sie lebten einfach und ehrlich dahin und widmeten einen großen Theil ihrer Zeit der Erziehung ihrer Kinder. Das heißt der Erziehung nach ihren Begriffen! Was konnten sie dafür, daß diese Begriffe falsch waren? Es war ja damals

eine Zeit der Verbohrtheiten und Verschrobenheiten, der vollständigen Abkehr von dem geraden, einfachen Wege, den Mutter Natur uns vorgezeichnet hat. Durchaus unnatürlich und mißrathen sind darum die Gebilde und Geschöpfe, welche jene Zeit erzeugt hat. So auch wir beiden beklagenswerthen Kreaturen! In was für einer beklemmenden und beengenden Luft sind wir aufgewachsen! Unsere Familie arbeitete, schaffte und rührte sich nicht, sondern sie war bloß thätig, thätig im Staube und der Stickluft des Zimmers. Sie hatte es ja dazu, sich in stille Abgeschiedenheit zurückzuziehen und ausschließlich sich selbst zu leben. Unser Vater hatte es dazu, ein verknöcherter Gelehrter und Sammler von allerlei wunderlichen Raritäten zu sein, unsere Mutter hatte es dazu, ihren künstlerischen und schöngeistigen Neigungen zu leben. Beide zehrten in gesundheitlicher und wirthschaftlicher Hinsicht von ihrem Kapital und die Generation, an welcher die Reihe war, sich bankerott zu erklären, waren wir. Es traf sich einmal so, es mußte so kommen, was haben wir also für ein Recht uns zu beklagen! Bitter und schwer zu ertragen war nur der Hohn, mit dem die Alten sich über die Hinfälligkeit von uns Jungen aufhielten, unleidlich waren die Prahlereien mit den Heldenthaten, die sie angeblich in ihrer Jugend vollführt. Selbst wenn diese epischen Schilderungen, — was erst zu beweisen ist — im Wesentlichen auf Wahrheit beruhten, was konnten sie uns nützen? Was konnten wir dafür, daß wir nicht im Stande waren, Gleiches zu vollführen? Waren wir schuld daran, daß man uns, anstatt uns mit Peitschen und Skorpionen in die freie Gottesluft, in das brausende Leben zu treiben, in der schwülen Atmosphäre des Treibhauses hatte aufwachsen lassen, waren wir schuld daran, daß man, anstatt unsern Charakter zu stählen und unsere Sehnen und Nerven schon früh mit einem entschlossenen „Halt aus oder zerspringe!“ auf die Probe zu stellen —, daß man statt alles dessen unsern Geist mit Illusionen und Phantasieen erfüllt und unsern Körper verzärtelt und verweichlicht hatte? In einem Alter, in dem ein junger Engländer oder Amerikaner bereits die halbe Welt kennen gelernt hat, wurden wir mit Zittern und Zagen aus dem Elternhause gegeben. Das klassische Gymnasium und die höhere Blödsinnsschule — pardon höhere Töchterschule! — diese geistigen Marterstätten, die mehr Opfer auf dem Gewissen haben, als alle Inquisitionsgerichte und Hexentribunale des Mittelalters, nahmen uns auf und vollendeten den großen Entnervungsprozeß, für den wir Armen, unschuldig Leidenden vom unbarmherzigen

Geschick ausersehen waren. Ein Mann, der vom Laster entkräftet und ausgehöhlt ist, hat sich doch wenigstens sein Schicksal selbst geschmiedet, er hat den Becher der Freude bis auf die Neige geleert und geht nun an den Folgen seiner eigenen Maß- und Haltlosigkeit zu Grunde. Für uns aber gab es keine Freude, die nicht zur Hälfte mit Wermuth vermengt war. Wir waren noch nicht einmal völlig ausgereift und erblüht, als bereits die ersten Zeichen des Verfalls, des Niederganges eintraten und uns jeder Frische, jeder Freudigkeit beraubten. Noch nicht einmal die steile, unwegsame Höhe erklommen und schon bergab und schon bergab! O uns ist grausam mitgespielt worden!"

„Wir haben aber doch auch viel Güte und Liebe erfahren, für die wir von Herzen dankbar sein müssen!" wandte Klara fast schüchtern ein.

Ein langer Seufzer des Leidenden war die Antwort. „Ich wollte, es gäbe weniger Güte und Liebe und mehr Vernunft auf der Welt! Wären wir doch ärmer an Liebe und dafür reicher an Gesundheit und — an Geld gewesen!"

„Du lästerst!" rief die Schwester entsetzt.

„So, ich lästere? Nun es freut mich, daß ein Schwachmatikus wie ich im Angesichte des Todes doch wenigstens den Muth zu einer Lästerung findet! Das ist doch ganz — stramm! Nicht?"

Nach einer längeren Pause fuhr der Kranke fort: „Ich erhebe keinen Vorwurf gegen unsere Eltern und Erzieher. Sie gaben uns das Beste, was sie nach ihrer Meinung hatten. Sie wußten ja nicht, daß dieses Beste nichts werth, daß es Truggold, Irrwischgefunkel war. Unwissenheit und Einfalt sind nicht strafwürdig, das sind finstere Mächte, die nur dem fortschreitenden Lichtkreise der Zeit weichen. Die ganze Welt stöhnt ja noch heute unter dem nämlichen dumpfen Bann. Erst ganz allmählich beginnt uns der erste Schein wahrer Erkenntniß aufzudämmern. Wir gleichen Moses, der sterbend einen Blick in das gelobte Land werfen durfte. Nur mit dem Unterschiede, daß Moses eine Schuld auf sich geladen hatte, während wir unschuldig leiden und vergehen. In gleicher Weise wie die unglücklichen Schlachtopfer finsterer, barbarischer Zeitalter sind wir nichts anderes als zuckende Versuchsthiere auf dem Vivisektionstische der menschlichen Erfahrungen. Glaube nicht, daß die Menschen wirklich vernunftbegabte Wesen sind. Es giebt keinen Wahnsinn und keine Verruchtheit, auf die der menschliche Verstand nicht schon verfallen wäre. Sich selbst überlassen schlägt er stets Irrwege ein. Aber die Men-

schen haben die Fähigkeit Beobachtungen zu machen. Erfahrungen zu sammeln und sie zu Begriffen zu ordnen. So werden Sie denn jetzt in dem Augenblick, wo sie sich stolz vergegenwärtigen, daß sie es so herrlich weit gebracht, einsehen müssen, daß sie — wieder von vorn anzufangen haben. Oder wenigstens, daß sie ein weites, weites Stück zurückgehen müssen! Wir leiden für den menschlichen Fortschritt. Unser Angstschweiß und unsere Thränen feuchten den Boden, auf dem das Glück der Gesammtheit entsprießen soll. Und da will man noch von Vernunft und Gerechtigkeit auf der Welt reden! Was geht mich das Glück der Gesammtheit an? Fühle ich es, sehe ich es, kann ich mir einen Begriff davon machen? Ich selbst will mich wohlbefinden, ich selbst will glücklich sein!"

„Hast Du denn aber", fragte Klara, „nicht auch Augenblicke reinsten Glückes durchlebt? Bot Dir die Ausübung Deines Berufes, bot Dir das Zusammenleben mit Deiner lieben verstorbenen Frau nicht unzählige lichte und freundliche Stunden?"

„Mein Beruf hat mir keine Sekunde der Befriedigung und der Freude verschafft! Dazu empfand ich das Gefühl meiner Unzulänglichkeit in zu niederdrückender und lähmender Weise. Wie kann man die Schwachen stützen, wenn man selbst hinfällig ist, wie den Leidenden beistehen, wenn man selbst krank ist? „Arzt hilf Dir selber!" wird jeder einsichtige und denkende Mensch sagen. Der Arzt muß, wenn er nicht ein Hohn auf sich selbst sein will, ein Bild blühender Gesundheit sein. Ich that unrecht, diesen Beruf zu wählen, aber ich hatte es mir in meinen Jugendträumen eben so schön ausgemalt, einen Kampf gegen das Heer der Leiden führen, die Wunden und Schwären der gepeinigten Menschheit lindern und heilen zu können. Zu spät erkannte ich, daß das Uebel sich bereits zu tief eingefressen hat, daß hier Linderung und Heilung nicht mehr möglich ist, sondern daß nur noch das Messer des Operateurs Rettung bringen kann. Man muß diese eiternden Beulen ausschneiden und ausbrennen, damit nicht auch die gesunden Theile des Organismus dem um sich fressenden Gift verfallen! Eine schonungslose Radikalkur thäte hier noth! Doch auf die ist nicht zu hoffen, die Menschen fühlen sich ja am Wohlsten im — hergebrachten alten Schlendrian, wenn sie auch dunkel fühlen und ahnen, daß alles morsch ist, daß alles bebt und wankt. Da reden und faseln sie von den Grundlagen des Staates und lassen die wahre und einzige Grundlage, die Gesundheit, die Lebenskraft und Lebensfreudigkeit der

Staatsbürger, verkümmern und vermodern! Traf jenes kranke Bäuerlein in ſeiner Herzenseinfalt nicht das Richtige, als es mich fragte: „Herr Doktor, erklären Sie mir bitte, warum es doch ſo viele Krankheiten und nur eine einzige Geſundheit giebt?“ Nur eine einzige Geſundheit! Weder er der Rathſuchende, noch auch ich der Rathgebende, konnten uns von dieſem einzigen köſtlichen Gut eine rechte Vorſtellung machen, denn uns beiden war es ſo fern, ſo fern gerückt, daß es uns im tobenden Meer unſerer Leiden wie ein leckgeſchlagener armſeliger Nachen auf Nimmerwiederſehen davonzutreiben ſchien. Wie oft mußte ich ſelber ärztlichen Rath in Anſpruch nehmen und wie oft habe ich dann mit dem konſultirten Arzt enſthaft über die Möglichkeit einer Heilung geſprochen, während wir mit Augurenblicken aneinander vorbeiſahen. Dieſe Zeiten der Bettlägerigkeit und der hilfloſen Ohnmacht waren nicht bloß voll Leid und Qual für mich, ſondern ſie gefährdeten auch meine ganze Exiſtenz. O was iſt das für ein harter Beruf, wie frißt er ins innerſte Lebensmark, wie ſaugt er vampyrgleich alle Friſche und Spannkraft aus dem Körper! In dieſer Noth warf ich mich der Wiſſenſchaft in die Arme und begann mediziniſche Werke zu ſchreiben. Ich Narr, der ich nicht wußte, daß in der Wiſſenſchaft nicht die Gründlichkeit und Richtigkeit der Forſchungen, nicht die Begabung des Forſchenden den Ausſchlag giebt, ſondern der rein zufällige Umſtand, ob eben dieſer Forſchende ſich im Centrum oder in der Peripherie einer Geiſteswelt befindet. Trotzdem hoffte ich, hoffte ich immer wieder — die dumme Hoffnung iſt ja das Einzige, was den rettungslos Verlorenen hindert, im rechten Zeitpunkt den ganzen Plunder von ſich zu werfen!“

Der Kranke, der mit ſteigender Erbitterung und Leidenſchaft geſprochen hatte, hielt erſchöpft inne und führte mit zitternder Hand ein auf dem Tiſche ſtehendes Glas mit einem erfriſchenden Getränk an die Lippen. Klara bewegte ſich beſorgt um ihn, zog ihm die Decke zurecht, füllte den Eisbeutel neu, ordnete die auf dem Tiſche ſtehenden Gegenſtände. Er ließ alles willig geſchehen und folgte ihr mit dankbaren Blicken. Nach längerer Pauſe fuhr er mit mattem Ausdruck fort:

„Du ſprachſt vorhin von meinem Weibe. O ſie war ein gutes, ſüßes Geſchöpf, geſchaffen Liebe zu empfangen und um ſich zu verbreiten. Und doch war es thöricht von mir gehandelt, daß ich ſie heirathete. Ich war damals längere Zeit frei von Krankheit und Beſchwerden geweſen, ich war jung, verliebt bis über die Ohren, was redet man ſich in dieſem

Alter und diesem Zustande nicht alles vor! Erst später mußte ich zu meinem tiefen Schmerze erkennen, daß ich meiner Frau kein rechter Gatte, keine Stütze und kein Halt fürs Leben sein konnte. Was ist das für ein Mann, der wie ein hilfloser Säugling gepäppelt und gehegt werden muß! Meine Frau hätte kein Mensch, sie hätte ein Engel an Güte, Erbarmen und Geduld sein müssen, um ein so elendes Wesen, das in seinem ewigen Siechthum nicht einmal im Stande war, den Unterhalt des Hauswesens andauerd und regelmäßig zu bestreiten, nicht bloß zu pflegen und zu bemitleiden, sondern dauernd so zu lieben, wie man einen Gatten lieben muß. Ich würde es ihr wahrhaftig von Herzen vergeben haben, wenn ihre Seele sich von mir abgewandt und einem Anderen, Würdigeren zugeneigt hätte. Ich glaube, es war in der Hauptsache das Zusammenleben mit mir gebrochenem und trübsinnigem Menschen, der auch ihren Lebensmuth und ihre Gesundheit so frühzeitig erschütterte. Nach der Geburt Erichs begann sie vollends dahinzusiechen und frühzeitigem Ende entgegenzuwelken. Auch sie, dieses Bild blühender Gesundheit, auch sie innerlich morsch und widerstandsunfähig! Man hat ja unsere Frauen zu Grunde gerichtet, sie können nicht einmal das, wozu sie von der Natur bestimmt und ausgerüstet sind, sie können nicht einmal gebären! Als auch sie leidend und elend wurde, da wurde unser Haus eine Stätte unsagbarer Qual und Verzweiflung. Ich sage Dir, man kann für einen unrettbaren Kranken wohl sorgen, man kann ihm die größten Opfer bringen, aber man kann ihn nicht lieben wie man einen gesunden Menschen liebt, man kann nicht sein Herz an ihm erfrischen und erwärmen, man kann nicht seine Lebensfreude an ihm haben. Ich vollends, den mein Studium, meine Beobachtungen, mein Nachdenken dazu gebracht haben, alles Schwache und Kranke und somit auch mich selbst auf das Tiefste zu verabscheuen und zu verachten, ich wurde durch dieses an Bitterkeiten, Mißverständnissen, kleinlichen Sorgen und Leiden überreiche Leben fast dem Wahnsinn in die Arme getrieben. Es ist leichter mit einem Straßenräuber zu thun zu haben, als mit einem nervösen, hilflosen, unruhigen, allmählicher Fäulniß und Auflösung entgegengehenden modernen Menschen. Wir verfluchten beide innerlich tausendmal die Stunde, die uns zusammengeführt. Gesundheit, Gesundheit, das ist das Erste und Köstlichste! Glücklich sind wir nun soweit, daß wir sagen können: Lieber ein Leben ohne Sitte, ohne Recht, ohne Wissenschaft, ohne Kunst, als ein Leben ohne Kraft und Gesundheit! Ewiger Haß,

ewiger Krieg allem Siechen, Faulen, Hinfälligen, Verrotteten, Absterbenden! Soweit, soweit haben wir stolzen Kulturmenschen des neunzehnten Säkulums es gebracht, daß Mitleid, Erbarmen, Hilfbereitschaft, Menschenliebe überrast und überschäumt werden von dem wüthenden Haß gegen das Elende und Kranke."

„Hassest Du mich denn auch?" fragte Klara mit bekümmertem Antlitz. „Auch ich bin schwach und krank, doch ließ Deine sorgliche Hilfe und Pflege mich oft glauben, daß Du mich liebtest und daß es Dir Freude mache, mir die schweren Stunden des Leides erleichten zu können."

Wilfried wand sich unruhig hin und her und stieß nach einiger Zeit unter augenscheinlichem Kampfe mit sich selbst hervor: „Ich kann im Angesichte des Todes nicht lügen. Es ist nur meine Seele Klara — oder was man gemeinhin so nennt — die Dich liebt. Mein körperliches Auge, meine Erfahrung, meine Weltanschauung, alles das haßt Dich, haßt Dich, gute, einzige Schwester, ebenso wie ich mich selber hasse. Und wüßte ich, daß Erich sich gleich uns dereinst als hinfälliger, schleichender Schatten durch dieses harte, erbarmungslose Dasein schleppen muß, ich würde mein eigen Fleisch und Blut hassen und verabscheuen und es lieber tödten, als es einem Leben zuführen, wie wir es haben führen müssen."

Klara gab keine Antwort. Nach einiger Zeit bemerkte der Kranke, daß sie still vor sich hinweinte. „Vergieb liebste, süßeste Schwester, rief er, leidenschaftlich ihre Hand erfassend, „vergieb, ich habe Dich nicht kränken und verletzen wollen. Ich mußte aufrichtig gegen Dich sein, ich mußte, verstehst Du mich? Du hattest ein Recht darauf!"

„Nein, ich verstehe Dich nicht!" gab sie unter Thränen zurück. „Was soll mir eine solche schreckliche Philosophie! Kann ich mich denn ändern? Bin ich denn schuld an meinem Elend? Ist die Menschheit darum in tausendjähriger Kulturentwickelung zur Nächstenliebe, zum Erbarmen, zum Opfermuth erzogen worden, damit die Schwachen und Leidenden zu ihren sonstigen Qualen auch noch den Haß und die Verfolgung ihrer stärkeren Mitmenschen auf sich nehmen müssen!"

„Nein, so meine ich es nicht, Klara, so gewiß nicht! Wir dürfen uns vom Evangelium der Menschenliebe, das uns so lange mild und freundlich vorangeleuchtet hat, nicht lossagen. Wer schwach und krank ist, hat ein heiliges Anrecht auf die Pflege und Unterstützung seiner Nebenmenschen. Aber muß dieses Schwache und Kranke sich denn fortpflanzen oder gar dem Kräftigen und Gesunden schädlich und verderblich

werden? Oder darf durch verkehrte Bildung und Erziehung Schwaches und Elendes künstlich erzeugt werden? Der wüthende, schonungslose Haß gegen das Kleinliche, Schwächliche, Matte, Ungesunde, der mit der Zeit alle, die sich in ihren besten und werthvollsten Gütern bedroht sehen, mit flammender Gewalt ergreifen wird, muß sich vor allem gegen die Weiterverbreitung und die erneute Erzeugung des furchtbaren Uebels richten. Wir sollen das Kranke in uns und außer uns, wo wir es nur immer finden, bis zum letzten Blutstropfen bekämpfen. Wer nur immer einen gesunden Kern in sich trägt, wird aus diesem Kampfe als Sieger hervorgehen. Wer nicht zu retten ist, wird, von der öffentlichen Stimme bedroht, wenigstens nicht mehr die verdammenswerthe Leichtfertigkeit besitzen, seine Leiden auf andere zu übertragen. In diesen Anschauungen — so will und bestimme ich es — soll mein Sohn erzogen werden!"

„Ich kann ihn nicht in diesen Anschauungen erziehen," erklärte Klara mit Entschiedenheit. „Wenn seine Erziehung von Unwahrheit und Widersprüchen frei sein soll, so kann ich ihn nur in meinen eigenen Anschauungen, denen der Liebe und des Friedens unterweisen. Wenn Du willst, daß er in anderem Geiste geleitet werde, so bestimme eine Erziehungsanstalt für ihn."

Nach längerem Nachsinnen versetzte der Sterbende: „Du hast vielleicht Recht mit Deinen Grundsätzen! Handle so, wie Du es für gut findest und wie es Deinem innersten Wesen entspricht. Dies ist unter allen Umständen der sicherste und geradeste Weg. Ist der Knabe so weit herangereift, daß er sich ein eigenes Urtheil über das Leben bilden kann, dann weiß ich, daß Du ihn nicht zu beeinflussen und zu bevormunden suchen wirst. Vielleicht gehört er gerade zu jenen Naturen, die des Sonnenscheins der Liebe bedürfen, um sich reich und voll zu entfalten, vielleicht ist er eine jener zarten Blumen, die unter einer übersorglichen Behandlung nicht verkümmern, sondern dieselbe mit um so lebenskräftigerem Wachsthum lohnen. Möglicherweise vermag er nur in der Welt des Gemüthes seine besten Kräfte zu entwickeln. Es giebt solche Männer, wenn ich mir auch keinen rechten Begriff von ihrer geistigen Struktur machen kann. Nebenher bemerkt wird ja Erichs erste Jugend durch das kleine Kapital, das seine Mutter hinterlassen hat, frei von Sorgen und Entbehrungen sein. Wie es später mit ihm wird, müssen wir schon dem blindwaltenden Geschick anheimgeben. Meine Frist ist nur noch kurz bemessen, ich höre den dürren Finger des Mahners schon draußen an die Pforte pochen."

Klara erhob sich, verließ eilfertig das Zimmer und erschien nach einiger Zeit mit einem zarten, goldlockigen Knaben von etwa vier Jahren an der Hand. Mit freundlichem Ausdruck auf dem rundlichen, rosigen Gesichtchen trat der Kleine an das Bett seines sterbenden Vaters. Wie ein farbenheller Lichtschein, der in nächtliches, drückendes Dunkel fällt, wie eine liebliche Blume, die sich über eine Stätte des Grauens und der Verwesung neigt, nahm sich das blühende Kind neben dem todtenbleichen, hohlwangigen Manne aus. Kann frisches junges Leben aus Fäulniß und Tod emporblühen? Die Natur bejaht diese Frage und so soll uns denn die Hoffnung auf eine dereinstige Erneuerung und Wiedergeburt des Menschengeschlechts nie verlassen.

„Wie deht es Di', Papa?" fragte der Kleine.

„Gut, mein Sohn. Es geht mir so gut, daß ich heute eine große Reise unternehmen werde. Sei unterdessen nur hübsch artig und gehorche der lieben Tante Klara stets aufs Wort."

„Dewiß Papa! Wist Du denn Dein g'oßes Bett auf die 'eise mitnehmen? Ode' kannst Du schon aufstehen?"

„Ich kann schon aufstehen. Ich bin so fix, daß ich nächstens sogar schon durch die Luft fliegen werde. Allerdings wird mich (diese Worte sprach der Kranke mit grimmigem Lächeln mehr in sich hinein) eine schwarze Krallenhand dabei wohl am Genick haben, denn ich scheide ja als ein sogenannter „Unbußfertiger" aus dem Leben. — Lebewohl, lieber kleiner Junge, ich werde Dir oft schönes Spielzeug schicken, das Tante Klara Dir übergeben wird. Lebewohl, mein Kind, und empfange noch die heißen Segenswünsche Deines Dich von ganzem Herzen liebenden Vaters. Wenn Du größer geworden bist, wird Tante Klara Dir erklären, was das ist."

Der Sterbende reichte dem Knaben seine magere Hand, welche dieser mit seinen zarten, rosigen Lippen berührte. „Es ist genug!" sagte er dann mit erstickter Stimme zu seiner Schwester „ich kann nicht mehr!"

Als der Knabe hinausgebracht war, schien es, als ob der Kranke von Neuem etwas einschlummern wolle. Klara ließ den Rollvorhang herab und setzte sich geräuschlos in eine Ecke. Als bald darauf der behandelnde Arzt erschien, flüsterte sie diesem die erforderlichen Mittheilungen zu, welche mit zustimmendem Kopfnicken entgegengenommen wurden. Nachdem der Arzt noch einen Blick auf den Kranken geworfen und die Weisung gegeben hatte, ihn bei der geringsten Aenderung in dessen Zu-

stande sofort rufen zu lassen, verabschiedete er sich mit ernster Miene. Es wurde jetzt todtenstill im Zimmer. Nur eine im Fliegenglase gefangene Fliege summte unruhig hin und her und stieß unablässig gegen die Decke ihres Gefängnisses. Das arme Thier war ja nicht klüger als wir modernen Fortschrittsmenschen, die wir ebenfalls nur nach vorwärts, nach oben streben und nicht wissen, daß der rettende Ausgang hinter uns liegt.

Einmal wurde die Stille doch unterbrochen und die arme, sorgende und bangende Samariterin durch ein häßliches, hartes Lachen aufgeschreckt, das vom Lager des Leidenden kam. Als sie aufsprang und ihn fragte, ob er vielleicht etwas wünsche oder bedürfe, war die einzige Antwort, die ihr wurde, der beständig wiederholte, von schneidendem Hohn erfüllte Satz: „Es ist alles so dumm, so ohne Sinn und Verstand!"

Bald darauf riß der Kranke plötzlich die Augen auf, warf die Arme hinter den Kopf zurück und richtete sich halb im Bette empor. Seine Bewegungen waren hastig und fieberhaft, seine Augen glühten wie im Wahnsinn.

„Es naht", rief er mit heiserer Stimme, „es naht!"

„Um Gotteswillen Wilfried, was hast Du, was naht?" rief Klara angstvoll.

„Das letzte Ringen — der letzte Kampf!" stieß der Kranke hervor. „Ein Kampf, in dem es keinen Sieg für mich giebt, aber doch immer ein Kampf, etwas Hartes, Gewaltsames, Starkes, Mächtiges, kein Dulden und Stillehalten, das Einem die Brust beklemmt und die Kehle zuschnürt, so daß man alles, was man an Leben in sich hat, ekelübermannt hinauswürgen und hinausspeien möchte! Komm her, Tod, Du elender im Finstern schleichender Feigling, komm heran und zeige Dich, daß ich Dich mit den Fäusten packen und mit den Nägeln zerfleischen kann. Gebt mir Kampf, gebt mir Rache und dann — Tod — Tod!"

Der Sterbende phantasirte noch weiter, aber seine Worte begannen bereits von einem dumpfen Stöhnen und Röcheln übertönt zu werden, das von Neuem aus der Tiefe seiner Brust hervorquoll. Sein Bewußtsein verdunkelte sich und nur seine rein körperlichen Lebensäußerungen waren es noch, welche in die Qualen des Todeskampfes eintraten. Der Ausgang konnte nicht zweifelhaft sein. Nach wenigen Stunden schon hatte der Tod sein schauerliches Siegesmal auf diese trotzige Stirn gedrückt, unter der ein gepeinigter und mißhandelter Feuergeist wieder einmal ver-

gebens gegen den troſtloſen Unverſtand der menſchlichen Einrichtungen proteſtirt hatte.

Klara drückte naſſen Auges einen Kuß auf das eingefallene Antlitz des Todten und begann dann emſig den Tiſch, das Zimmer zu ordnen und der ganzen Umgebung jenen letzten wehmüthigen Schmuck zu verleihen, mit dem wir liebe Entſchlafenen zu ehren pflegen. Sie wußte, daß ſie ſich nicht einen Augenblick der Ruhe gönnen durfte, wenn ſie den grauſigen Eindrücken der letzten Stunden widerſtehen wollte. Der Arzt, ein in langen Jahren mühevoller Amtsthätigkeit hart und ſtumpf gewordener Mann, ſah ihrem unermüdlichen Schaffen voll Staunen zu. „Legen Sie ſich nieder, Fräulein," drängte er, „Sie ſind ja ſelbſt leidend und können von dieſer übermäßigen Anſtrengung den Tod haben!" — Klara blickte ihn mit ſanfter Hoheit an und erwiederte leiſe: „Ich darf jetzt nicht krank ſein, Herr Doktor, nur jetzt nicht. Soll auch ich den armen kleinen Erich im Stich laſſen? Dieſe ernſte Stunde hat mir ſchwere, erhöhte Pflichten auferlegt und wenn es eine Gerechtigkeit auf der Welt giebt, ſo wird ſie auch meine Kräfte verſtärkt und geſtählt haben. Solange noch ein Funken Lebenskraft in mir glüht, will ich von dieſem Poſten, auf den eine höhere Macht mich geſtellt hat, um keinen Fußbreit weichen!"

Die untergehende Sonne, die einen letzten warmen Strahl zum Fenſter hereinſandte, wob in dieſem Augenblick einen goldigen Schimmer um das Haupt der Sprechenden. Und dem ſkeptiſchen Arzte ward zu Muthe, als kröne eine unſichtbare Hand ſie mit dem Glorienſchein der Liebe und des Duldens, wie er, wenn man vereinzelte gotterfüllte Märtyrer ausnimmt, hinnieden nur die reinen Stirnen edler und ſelbſtloſer Frauen verklärend umgiebt.

Das verwunschene Prinzeßchen.

Es ist bekanntlich das beklagenswerthe Loos unserer jungen Mädchen, unabläßig gescholten und zurechtgewiesen zu werden. Dieses Loos ist noch halbwegs erträglich, wenn die Weisungen und Vermahnungen von der Mutter ausgehen, deren liebendes Herz ja meist den rechten Ton finden und die rechte Grenze einhalten wird. Sie werden aber höchst läßig und widerwärtig, wenn sie unter der scheinheiligen Maske warmer Freundlichkeit und Theilnahme von einem Tribunal älterer Basen, Muhmen und Gevatterinnen verhängt werden, die keine wichtigere Aufgabe kennen, als eine liebliche junge Menschenblume in ihrer frischen natürlichen Entwickelung zu hemmen und zu hindern, zu meistern und zu überwachen, an ihr zu modeln und zu künsteln, bis eine farb- und duftlose Zierpflanze aus ihr wird. Von einer solchen niedergehaltenen und widersinnig behandelten jungen Menschenblume will ich meinen schönen Leserinnen erzählen.

Die Natur hatte sie dazu bestimmt, sich herrlich zu entfalten und aller Herz und Auge zu erfreuen. Seit sie die träumerischen großen Augen, die dunkel und geheimnißvoll waren, wie der Sammet des schwarzen Stiefmütterchens, mit süßer Scheu zum Himmel emporgeschlagen hatte, war es, als ob dieser seine Sonne nur für sie scheinen, seinen Aether nur für sie blauen, seinen Regenbogen nur für sie prangen und funkeln ließ. Gott freut sich, wenn ihm auf dieser Erde, die ja der heißumstrittene Kampfplatz des Guten und Bösen, des Lieblichen und Häßlichen, des Freundlichen und Widerwärtigen, des Hohen und Niedrigen ist, wenn ihm auf dieser zwiespältigen, unvollendeten, zerrissenen Welt einmal ein Werk so recht aus einem Gusse gelingt. Der Schöpfer liebt

schöne und heitere Geschöpfe und spendet ihnen zu ihrem angeborenen Licht und Glanz gewöhnlich noch eine reiche Fülle von goldenem Lebenssonnenschein. War die kleine Leontine — oder wie sie genannt zu werden pflegte: Lonny — nicht ein Wesen, das herabgesandt schien, um die kluge, aufgeklärte Welt wieder an das Vorhandensein von Elfen und Lichtgeistern glauben zu machen?

Lonny's eigentliche Kinderzeit war reich an Glück und Freude gewesen. Ihr Vater, ein begüterter Kaufmann in unserer stolzen Handelsmetropole Riga, machte ein großes Haus, das Verwandten und Freunden stets offen stand. Lonny, sein einziges Kind, bildete von früh auf den Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit. Man gab ihr tausend Kosenamen, umgab sie scherzweise als „Prinzeßchen Lonny" mit Huldigungen, küßte ihr die kleinen Pätschhändchen, die sie ganz gnädig zum Kusse darreichen lernte, überschüttete sie mit Konfekt, Spielzeug und unzähligen hübschen Nichtigkeiten. Die Mutter suchte zuerst dem Ansturm von Aufmerksamkeiten und Zärtlichkeiten zu wehren und ihr Kind diesen pädagogisch so wenig vertrauenswürdigen Kreisen fernzuhalten, damit es vor Eitelkeit und Ueberhebung bewahrt bleibe. Doch waren alle die dahin gerichteten Bemühungen erfolglos: in ihrem gastfreien Hause ließ sich der einzigen Tochter einmal keine klösterliche Erziehung geben, das Kind mußte sich inmitten der unstreitigen Gefahren diesen von süßen und betäubenden Düften erfüllten Atmosphäre entwickeln. Zum Glück war Lonny's Naturell zu gesund veranlagt, als daß die sie umgebenden Einflüsse ihr wirklichen Schaden hätten bringen können. Sie nahm die mannigfaltigen Huldigungen als etwas Gewohntes und Unvermeidliches hin und ließ sie mit heiterer Ergebung über sich ergehen. Oft auch kam ihr die übereifrige Art, mit der einige ältere und jüngere Herren an ihr den „guten Onkel" zu spielen suchten, recht abgeschmackt und lächerlich vor.

Tiefen Eindruck brachte nur ein einzigen Vorfall auf sie hervor, der sich ereignete, als sie die Zeit der Verhätschelung bereits hinter sich hatte und als angehende Jungfrau in jene ernste, der Schule und der engsten Häuslichkeit gewidmeten Lebensweise eingetreten war, wie sie das protestantische Bürgerhaus seinen weiblichen Mitgliedern in dem Alter des Ueberganges und der Entwickelung zur Pflicht macht. Sie stand damals im Alter von etwa dreizehn Jahren, war körperlich blühend, prangend und über ihre Jahre hinaus entfaltet, geistig noch ein vollkommenes Kind. Eine weitläufig verwandte Familie war um diese Zeit aus weiter

Ferne zum Beſuch gekommen und Lonny befand ſich, wenn die Väter und Mütter nebſt den bereits erwachſenen Töchtern ſeiner Familie im Gaſtzimmer oder auf der Veranda verſammelt waren, meiſt in der Geſellſchaft eines an Jahren nicht viel von ihr unterſchiedenen Vetters, eines fröhlichen Kauzes, mit dem ſie raſch vertraut wurde. Sie vertrieben ſich die Zeit mit Reifenwerfen, Boccia, Croquet u. a. m, doch arteten dieſe verhältnißmäßig ruhigen und geſetzten Spiele oft genug in ein tolles Jagen und Haſchen durch die buſchigen Gänge des Gartens aus. Während einer ſolchen Jagd hatte ſich Lonny einmal, um ſich vor dem Ungeſtüm ihres Verfolgers zu retten, friſchweg auf einen breiten, niederhängenden Baumaſt geſchwungen, und ihm von hier aus mit elegantem Schwunge einen ihrer kleinen Schuhe an den Kopf geſchleudert. Der Vetter zeigte ſich höchſt ungehalten über dieſe Art der Vertheidigung und verſetzte barſch: „Dergleichen verbitte ich mir, oder es ergeht Dir ſchlecht!“ Wupps, da ſpürte er auch ſchon das zweite Schühchen an der Naſe. Mit einem Satze ſtand er jetzt vor Lonny und blickte ſie aus funkelnden Augen an. Dieſe aber zeigte ſich gar nicht eingeſchüchtert, ſondern ſchaute mit lächelnder Miene auf ihn hernieder. „Was willſt Du mir eigentlich jetzt thun?“ fragte ſie ſchelmiſch. — „Das wirſt Du ſchon ſehen, komm nur herab, denn mit Gewalt will ich Dich nicht herunterholen, da könnte Dein Kleid leicht auf den Lauf gehen!“ — „Wie kann ich denn aber herunterſteigen, wenn ich meine Schuhe nicht habe?“ — „Die werde ich Dir holen.“ — „Schön!“

Und nach wenigen Sekunden ſtand der ſoeben noch ſo zornmüthige Jüngling dienſtfertig vor ſeiner reizenden Kuſine und ſtreifte ihr eigenhändig die Schuhe über die roth beſtrümpften Füßchen. „Nun komm jetzt herunter!“ ſagte er nach beendeter Prozedur, ohne jedoch die Füßchen loszulaſſen. — „Sag mir erſt, was Du mir thun willſt!“ forderte die Kleine, indem ſie ſich aus ſeiner Gewalt zu befreien ſuchte. Der eifrige Schuhanpaſſer, der die ganze Zeit über auf die beiden zierlichen Gefangenen in ſeinen beiden Händen herabgeſehen hatte, ſchlug jetzt den Blick zu ihr empor und Lonny war höchſt überraſcht durch den völlig veränderten Ausdruck ſeines Geſichts, aus dem eine ſinnloſe Hingebung und Anbetung ihr völlig unvermittelt entgegenlohte. Das feuchtglänzende und doch brennende Auge ſchien ihr Bild für immer feſtbannen zu wollen, die Wangen glühten, die bebenden Lippen ſtammelten unzuſammenhängende Worte hervor. Lonny überlief es heiß und kalt und dennoch er-

füllte ein wundersames Gefühl der Befriedigung ihr Herz. Es regte sich in ihr etwas wie eine Ahnung der siegreichen Macht der Schönheit und des Liebreizes, mit der sie begnadigt war und durch die sowohl die Entfesselung wie die Beschwörung von Seelenstürmen in ihre kleinen Hände gelegt war. Es war ein unbeschreiblich schöner und seliger Augenblick, dem nichts von dem, was sie bisher durchlebt und empfunden hatte, sich vergleichen ließ. „Nun", wiederholte sie mit gedämpfter Stimme, „was willst Du mir thun?" — „Nichts, nichts," war die leidenschaftliche Antwort, „wer kann Dir süßem kleinem Prinzeßchen etwas thun?" Er drückte die kleinen Füße fest aneinander und bedeckte sie abwechselnd mit Küssen, bis die erschrockene Lonny sie an sich riß und von ihrem luftigen Sitz herabsprang.

Keines von ihnen gedachte später auch nur mit einer Silbe dieser Szene. Der Vetter schien sich derselben sogar zu schämen, denn er veränderte völlig sein Benehmen gegen seine anmuthige Kusine und trat ihr ohne jeden stichhaltigen Grund schroff und abweisend entgegen. Bald darauf reiste auch die Familie in ihre Heimath zurück.

Einige Zeit später warf das Geschick den ersten schweren und düsteren Schatten auf Lonny's bis dahin so sonnigen Lebensweg. Ihre Mutter erkrankte an einer in der Stadt wüthenden Epidemie, und schon nach wenigen Tagen hatte ihr liebevolles Herz zu schlagen aufgehört, war ihr edler und klarer Geist erloschen. Es wurde nach diesem schmerzlichen Ereigniß bedeutend stiller und einsamer in dem früher so heiteren Hause. Von weiblichen Gästen fuhren nur die nächsten Verwandten fort, dasselbe zu besuchen. Wenn beim Vater Herrengesellschaft war, blieb Lonny natürlich auf ihrem Zimmer unter der Aufsicht ihrer alten und sauertöpfischen Erzieherin, die es für ihre Pflicht hielt, alles was sie als „Mucken" ansah (und das war sehr vielerlei) aus dem hübschen und ein wenig zu heiterer Gedankenlosigkeit geneigten Köpfchen ihrer Schutzbefohlenen hinauszutreiben. Da sie noch wenig Gelegenheit gehabt hatte, Freundschaft mit Altersgenossinnen zu schließen, so sah sie sich mehr und mehr auf die Einsamkeit angewiesen. Sie las viel, verlor dadurch ihre frischen Farben und auch ihr ehemaliger froher Uebermuth stellte sich immer seltener ein. In der Regel befleißigte sie sich jenes unendlich steifleinenen und verschüchterten Wesens, das man in unseren Provinzen als „Mädchenhaftigkeit" zu bezeichnen pflegt und nur wenn ihr lebhafter und heiterer Vater von seinen Geschäften heimkam und sich behaglichen Antlitzes mit irgend einer

schönen Ueberraschung in der Tasche zu seinem Töchterlein begab, wagte sie ab und zu so recht nach Herzenslust ausgelassen zu sein.

Die arme Kleine war recht betrübt und entmuthigt, als nach einiger Zeit der sonst so liebreiche Papa ernst und in sich gekehrt zu werden und sich so angelegentlich seinem Geschäfte zu widmen begann, daß die Tochter ihn oft Tagelang nur bei den Mahlzeiten und selbst hier nur unregelmäßig sah. Das junge, im weichen Nestlein aufgewachsene Geschöpf konnte sich freilich keine Vorstellung von den Sorgen und Bekümmerungen machen, die ihn bedrückten. Es herrschte damals eine schwere Krisis im Geschäft, der Fall zahlreicher auswärtiger Firmen hatte verschiedene einheimische erschüttert, von denen einzelne die Gelegenheit benutzten, um sich durch einen vortheilhaften Bankerott aus ihren bereits Jahrelang andauernden Verlegenheiten zu ziehen, während die älteren, angeseheneren und befestigteren Häuser noch mit verzweifelter Energie gegen den drohenden Sturz anzukämpfen suchten. Seinen Bankerott zu überleben war für einen stolzen Rigaer Handelsherrn der alten Schule wie Ernst Christian Förster — dies war der Name von Lonny's Vater — eigentlich ein nahezu unfaßlicher Gedanke. Er wußte allerdings, daß seine zahlreichen Freunde ihn nicht untergehen lassen würden, daß irgend ein Posten, der seinen Mann nährte, sich schon für ihn finden lassen müßte. Aber nach seinem geschäftlichen Zusammenbruche noch in der Düna-Stadt zu verbleiben, täglich in die Gesichter zu blicken, aus denen ihm einst der Widerschein des vollen Glanzes seines Hauses entgegengeleuchtet hatte, das konnte er nicht ausdenken, das konnte er nie und nimmer über sich gewinnen. Und anderwärts hinziehen hieß ins Elend gehen, denn ein sogenanntes „nahrhaftes" Fallissement war ein Begriff, der durchaus außerhalb seines Vorstellungskreises lag.

In dieser Zeit erhielt Förster den Besuch seines älteren Bruders, eines reichen ländlichen Gutsbesitzers. Dieser Bruder hatte eine seltsame und düstere Lebensgeschichte hinter sich. Als Jüngling hatte er ausschweifend und verschwenderisch gelebt und seinem Vater, dem damaligen Chef der Firma A. Chr. Förster, solche Unsummen gekostet, daß dieser ihn für längere Zeit auf einen englischen Amerikafahrer gab, auf dem er Zucht und Gehorsam lernen sollte. Doch schon nach zwei Jahren war der junge Förster, — der die Namen Theophil Christian führte — nach Zurücklegung von mancherlei Irrfahrten wieder in Riga, trieb sich in Matrosenschenken und anderen zweifelhaften Lokalen umher und fristete

seinen Unterhalt dadurch, daß er Wechsel auf den Namen seines Vaters fälschte. Es kam zu schrecklichen Auftritten, die damit endeten, daß der Vater die Wechsel bezahlte und Theophil für immer aus Riga verschwand. Später drangen zu seiner Familie dunkle Gerüchte, nach welchen er Sekretär, später Bevollmächtigter und Oberverwalter eines reichen polnischen Grafen geworden war, der mehrere Güter an der litauisch-preußischen Grenze besaß. Durch Bodenspekulationen, Geldgeschäfte, Branntweinhandel, namentlich durch geheime Geschäftsverbindungen mit preußischen Spiritusschmugglern hätte, wie es hieß, der ehemalige Taugenichts sich ein beträchtliches Vermögen erworben. In der That kehrte er nach etwa zehn Jahren als wohlhabender Mann in die Heimath zurück, kaufte sich zwei Rittergüter und wußte sich durch rationelle Bewirthschaftung derselben bald einen Namen als Landwirth zu erwerben. Er beschickte alle Ausstellungen, wurde stets prämiirt und gelangte allmählich zu einer gewissen Zeitungsberühmtheit als leuchtendes Vorbild in allen wirthschaftlichen Angelegenheiten, als Stütze und Säule aller zeitgemäßen Unternehmungen. In einigen ländlichen Korrespondenzen wurde er, wenn auch Anfangs nur in verschämter Weise, sogar als väterlicher Wohlthäter seiner Bauern gefeiert. Doch nicht allein in öffentlichen Angelegenheiten wußte sich Theophil Christian hervorzuthun, nein, er gründete trotz seiner vorgerückten Jahre auch einen Hausstand und wurde ein musterhafter Familienvater. Seine Frau, ein schönes Mädchen, aus armer, aber guter und angesehener Familie, verschaffte ihm in der Gegend den ihm bis dahin mangelnden persönlichen Rückhalt. Sie verstand prächtig zu repräsentiren, führte ein glänzendes Haus und wußte den Kreis ihrer Bekannten stetig und planvoll zu erweitern. Sechs Töchter entsprossen diesem Ehebunde, die, soweit sie nunmehr bereits erwachsen waren, durch ihre klassische Schönheit und ihre Bildung auf allen Gesellschaften und Bällen der Gegend die unbestritten erste Rolle spielten.

Als Förster der Vater starb und sein Testament eröffnet wurde, zeigte es sich, daß Theophil Christian aus demselben ausgeschlossen war, Ernst Christian jedoch bot dem Bruder die Auszahlung des von Rechtswegen auf ihn entfallenden Vermögensantheils bezw. die Verwaltung und Verzinsung desselben im Geschäft an. Der reiche Gutsherr wies den brüderlichen Vorschlag stolz zurück, doch blieben die wiederholten Anknüpfungsversuche des gutmüthigen Ernst in persönlicher Beziehung nicht ohne Erfolg, ja Theophil erwies dem Bruder schließlich die Gunst, wenn

er mit den Seinigen nach Riga kam, mit der ganzen Familie in dessen Hause abzusteigen.

Diesmal war Theophil Christian allein gekommen. Mit seinen eigenen Gedanken und Projekten beschäftigt, achtete er garnicht auf das ernste und sorgenvolle Gesicht des Bruders, sondern begann, nachdem er sich bequem in dessen amerikanischen Schaukelstuhl niedergelassen hatte, alsbald in wohlgesetzter Rede die Vorzüge der zweispännigen Pflüge, die Vortheile der Untermischung des Viehfutters mit Timothy-Gras, die Nothwendigkeit der Errichtung einer Käsefabrik auf einem seiner Güter und ähnliche Themata zu erörtern. Ernst Christian hörte zerstreut zu. Als der Bruder endlich seinen Redefluß mit dem eintönigen Geplätscher einer Bodenberieselung abgeschlossen hatte und im Geiste noch in den beseligenden Anblick von dreihundert Dessjätinen berieselten oder gar nach Kennedy'scher Methode flüssig bedüngten Landes versunken war, ging Ernst auf seine eigenen Angelegenheiten über und suchte in kurzen und knappen Zügen seine Lage zu schildern.

Theophil Christian, der, mit einem schwierigen Kopfrechenexempel beschäftigt, mit zusammengezogenen Brauen, unstät umherschweifenden Blicken und ein wenig herabhängendem Unterkiefer dagesessen hatte, begann aufzuhorchen. Die Augäpfel richteten sich scharf und durchbohrend auf den Sprechenden, die Kinnladen schlossen sich mit einem hörbaren Zusammenklappen der großen viereckigen Zähne, die den gelblichen Tasten eines angejahrten Klaviers glichen, aneinander. „Das heißt also soviel, daß Du fertig bist?" fragte er in einem Ton, der eigentlich eine Antwort überflüssig machte.

„Vollständig."

„Hm so! Nun was ist denn dabei Besonders? Das kommt heutzutage in den besten Familien vor."

„Was dabei Besonderes ist, wenn ich ruinirt bin?" fragte Ernst Christian befremdet.

„Ruinirt? Nun, Du brauchst die Sache doch nicht gleich so tragisch zu nehmen. Ich sprach heute früh im Laden meines Eisenlieferanten vor. Ich fand in dem Lokal ein Manufakturwaarengeschäft und als ich verwundert fragte, wo denn der Eisenhändler geblieben sei, hieß es: „Ach der ist pleite gegangen und ins Griene gezogen!" Der Mann kann jetzt im Grünen der Ruhe pflegen, was ihm früher nicht möglich war. Auch Dir wird die Ruhe vortrefflich bekommen, Du bist ja schon an die

Fünfzig und hast Dich Dein Lebelang tüchtig in der staubigen Kontorluft abstrapaziert."

„Ich verstehe Dich nicht, Bruder," gab Ernst Christian mit kalter Vornehmheit zur Antwort. „Als unser schöner Dreimast-Schooner, die „Anna Therese" unterging, da weigerte der Kapitän sich das Schiff zu verlassen und sank mit hinunter in das nasse Grab. Soll ich, wenn das alte stolze Schiff unseres Wohlstandes zusammenkracht, meine kleinlichen Privatinteressen zu retten suchen? Soll ich den schnöden Mammon höher halten, als Kapitän Bruhns sein Leben schätzte?"

Theophil Christian stocherte mit dem langen harten Nagel seines kleinen Fingers zwischen seinen Zähnen herum und warf dann mit überlegener Miene hin: „Ich habe nicht gewußt, daß Du eine poetische Ader hast, lieber Ernst. Wieviel kannst Du denn Deinen Kreditoren in den Rachen werfen?"

„Ich habe nicht mehr als etwa drei- bis vierundvierzig Prozent Aktiva, die letzten Krachs im Auslande haben mich gar zu stark in Mitleidenschaft gezogen. Ueberdies will ich, falls die Kreditoren überhaupt auf eine Einigung eingehen, eine Cessio bonorum eintreten lassen, wodurch vielleicht acht bis zehn Prozent mehr disponibel werden."

„Was verstehst Du unter diesem gelehrten Ausdrucke?"

„Eine Hergabe aller meiner Habe zur Befriedigung der Gläubiger, meines Hauses, soweit dasselbe noch nicht belastet ist, meiner Equipagen, meiner Möbel, meines Silberzeuges, meiner Gemälde u. a. m."

Theophil Christian sprang auf und stellte sich mit auf die Stirn gerichtetem Zeigefinger vor den Bruder hin. „Mit Dir ist ist es wohl nicht ganz richtig!" rief er schneidend. „Was soll dieser ganze altklassische Unsinn mit der Cessio bonorum? Wozu vor allem, in drei Teufels Namen, willst Du Dich mit über fünfzig Prozent Aktiva oder doch wenigstens beleihungsfähiger oder verkäuflicher Habe insolvent erklären? Mit fünfzig Prozent Aktiva akkordirt man in aller Stille und handelt ruhig weiter!"

„Ich halte es für unreell. Außerdem würde es mir nichts helfen, die geschäftlichen Konjunkturen liegen so ungünstig, daß ich über kurz oder lang doch daran glauben müßte."

„Hm so! Das klingt allerdings anders. Lieber ein Ende mit Schrekken, als ein Schrecken ohne Ende. Aber was Kuckuck war das für eine Geschichte mit der Cessio bonorum? Die Kreditoren werden Dir die

Hand küssen, wenn sie dreiundvierzig Prozent bekommen. Sie werden zufrieden sein, sage ich Dir, es ist ja für die heutigen Verhältnisse ein glänzender, nie dagewesener Bankerott! Ein Konkurs hors concours! Weshalb also die Hergabe des Privatbesitzes, der alten Familien-Erbstücke!"

„Weshalb? Weil mir das klare und unzweifelhafte Rechtsbewußtsein das gebietet. Für eingegangene Verpflichtungen stehe ich mit allem ein, was ich habe, mit meinem letzten Rock, meinem letzten Paar Stiefeln."

„Das klingt ja alles ganz schön und gut, ist aber doch der helle Wahnsinn. Was heißt überhaupt Rechtsbewußtsein? Das giebt es ja heutzutage gar nicht. Thust Du anderen recht, so thust Du Dir und den Deinigen unrecht. Was hast Du für ein Recht, Deiner Tochter das alte Familienerbe, unter dem sich ja auch die Aussteuer ihrer Mutter, befindet, zu entziehen? Was hast Du, frage ich, für ein Recht dazu, wenn die Nothwendigkeit das nicht fordert?"

„Meine Tochter wird, wenn sie das Alter erreicht hat, um sich ein Urtheil über diese Angelegenheit zu bilden, mir danken, daß ich die Ehre des Hauses höher gestellt habe, als ihr Anrecht auf die Aussteuer ihrer Mutter und das alte Familienerbe. Man soll nicht sagen, daß die Firma A. Chr. Förster mit weniger als fünfzig Prozent fallirt hat."

„Man soll nicht sagen! Das ist es! D a s ist Dein Rechtsbewußtsein, d a s ist Deine Ehre!"

„Ich verbitte mir solche gänzlich unbegründete Anzweiflungen meiner Ehrenhaftigkeit!" brauste Ernst Christian auf. „Ich habe bis hierzu als rechtlicher und ehrlicher Mann gelebt und will auch als solcher zu Grunde gehen."

Theophil Christian hatte sich mittlerweile gesetzt und sich eine Cigarre angesteckt. Nachdem er einige kräftige Züge gethan, erwiderte er gleichmüthig: „Ich könnte Dich verstehen, wenn Du Deinen Bankerott selber verschuldet hättest. Hättest Du eine Spekulation unternommen, die fehlgeschlagen wäre, so hättest Du eben die Folgen Deines Ungeschicks oder Deines Unglücks tragen müssen. Das wäre Konsequenz und Reellität gewesen und davon halte ich sehr viel. Ich habe beides versucht, unreell und reell zu sein, und ich ziehe entschieden das Letztere vor. Leider läßt sich ja ein Vermögen heute kaum mehr auf ganz koschere Weise zusammenbringen. Ein Vermögen aber mußte ich um jeden Preis haben, denn ich hatte einmal auf der Höhe gestanden und wollte nicht für immer

in die Tiefe hinab, in der — glaub' mir's — die Menschen schlimmer getreten und mißhandelt werden, als ehedem in den Zeiten der Leibeigenschaft und der Frohne, wenn die Stiefelabdrücke auch heute nicht mehr sichtbar sind. So sah ich mich denn, als ich noch in Litauen thätig war, genöthigt, den dortigen jüdischen Geschäftsmachern und „Faktoren" viel von ihren Schlichen und Kniffen abzusehen. Aber es war ein gefährliches Spiel, in dem mir wohl die Möglichkeit eines schließlichen mühsam erkämpften Sieges winkte, dagegen ein jäher Untergang täglich, stündlich vor Augen stand. Als ich endlich mein Ziel erreicht hatte, zog ich in das Heimathland zurück und wurde hier vollständig reell. Redlichkeit und Zuverlässigkeit sind und bleiben die Führerinnen auf einem ruhigen, glücklichen, gleichmäßigen Lebenswege. Jede Wirthschaft, jeder Güteraustausch, jede gemeinsame menschliche Arbeit baut sich auf auf gegenseitigem Vertrauen. Ich weiß, wie traurig und öde es in Gegenden aussieht, in denen kein Vertrauen, keine Stetigkeit und Redlichkeit im Geschäfte herrscht. Darum würde ich es, wie gesagt, nicht tadeln, wenn Du die Konsequenzen einer unüberlegten Handlungsweise auf Dich nähmest. Hier aber bist Du durch andere ins Unglück gebracht worden, andere haben Dich aufs Trockene gesetzt und Du willst Deinen Weinkeller ausräumen und den köstlichsten Burgunder auf den Sand gießen, damit dieser ein klein wenig feuchter werde. Du bist ohne eigene Schuld gefallen, das wird jeder erfahrene Geschäftsmann einsehen. Hast Du Ursache, die Blößen anderer Leute mit Deinem Hemde zu bedecken? Dein Vorhaben ist nicht Reellität, sondern es ist Sentimentalität, oder noch besser — es ist unsinniger Stolz!"

„So glaubst Du also nicht an innere Rechtlichkeit, an wahres Ehrgefühl?" fragte Ernst empört.

„O ja, ich glaube wohl in gewissem Sinne daran, ich halte sie aber nicht für so hochpreisliche Tugenden. Du, lieber Bruder, hast immer in der Wolle gesessen, Du hast Dir die Dinge von oben angesehen und da gewahrt man nicht viel. Ich aber habe mir lange Jahre hindurch alles von unten ansehen müssen und das schärft den Blick ganz anders. Ich kann Dir nur sagen, es giebt keine Tugend, keinen Vorzug, der nicht einen schweren Fehler zum Zwillingsbruder hätte. Ich bin im Orient gewesen und habe nie ehrlichere und geradere, aber auch nie faulere, untüchtigere und gewaltthätigere Menschen als die Türken gesehen. Die Griechen dagegen sind Schacherer und Schwindler, aber sie sind fleißige,

rührige Leute von erstaunlicher Begabung und Energie. Du kannst die Menschen drehen und drillen, wie Du willst, es kommt in Sachen der sogenannten Moral doch immer auf dasselbe heraus. Es giebt Leute, die im Guten wie im Bösen den goldenen Mittelweg nicht verlassen, das sind die Spießer und Philister, die wahren guten Bürger. Andere ragen aus der Menge hervor, aber ebenso stark und mächtig wie ihre guten Seiten sind auch ihre schlechten. Schraubst Du eine Lampe höher, so verbreitet sie wohl ein helleres Licht, aber es steigt auch der häßliche, schwarze Docht empor, der zu glimmen und zu kohlen beginnt, um schließlich zu dem schönen, klaren Licht einen trüben Rauch zu erzeugen. Sucht man umgekehrt die menschlichen Fehler und Leidenschaften gänzlich zu unterdrücken und zu ersticken, so erstickt man oft zu gleicher Zeit die menschliche Kraft. Das Ehrgefühl ist ein untrennbarer Bruder des Stolzes, die Energie geht Hand in Hand mit der Selbstsucht, der Heldenmuth mit dem Ehrgeiz, die Frömmigkeit mit der Unduldsamkeit, das Mitleid mit der Weichherzigkeit. Steigerst Du eine Tugend zu allzugroßer Höhe, so siehst Du sie gar geradeswegs in einen schwerwiegenden Fehler umschlagen, die Sparsamkeit wird zum Geize, die Ehrbarkeit zur Engherzigkeit, das Rechtsbewußtsein zum blutleeren Schematismus, die Ehrliebe zur Donquixoterie. Auch Dein Ehrgefühl beginnt bereits stark an das des Ritters von La Mancha zu erinnern."

„Ich lasse Dir Deine Anschauungen, laß mir die meinen."

„Du bleibst also bei Deiner Absicht?"

„Ich bleibe dabei!"

„Hm so!" Theophil war wieder aufgestanden und ging mit auf dem Rücken verschränkten Armen im Zimmer auf und nieder. Ab und zu richteten sich seine grauen Augen, deren Licht dem eines hellen, leichtbewölkten, nüchternen Herbsthimmels ohne Glanz, ohne Wärme, ohne weichverschwimmende Fernsicht glich, auf den Bruder. Nach einer Weile fragte er: „Wieviel brauchst Du ungefähr, um Deine Zahlungen auf über 50 Prozent zu bringen?"

„Etwa zwanzigtausend Rubel!" erwiderte Ernst nach kurzem Nachsinnen.

„Hm so! Ich werde Dir das Geld geben unter der Bedingung, daß Du kein Stück von Deiner Habe hergiebst. Für die Gläubiger kommt es so ziemlich auf dasselbe heraus und die Ehre des Hauses A. Chr. Förster ist nach Deinen Begriffen gerettet."

„Bruder, das wolltest Du!“ rief der auf das Freudigste überraschte Ernst, indem er aufsprang und Theophil die Arme entgegenbreitete.

„Laß das“, wehrte dieser ab, „und höre erst zu. Ich handle dabei nicht ohne Kalkül. Ich habe auf meinem zweiten Gute, das sich etwa vierzehn Werst von dem Hauptgut befindet, eine Anzahl recht blühender Industrien, eine Sägemühle, eine Wolltockerei, einen Kalkofen, eine Ziegelei und eine Töpferei. Alles das zu überwachen kostet viel Zeit. Ich könnte ganz dorthin übersiedeln aber — hm — die Meinigen fühlen sich auf dem Hauptgute wohler. Wenn ich nun auf jenem Gute einen Mann habe, dem ich volles Vertrauen schenken kann, dann vermag ich aus diesen Industrien bedeutend größere Einnahmen zu erzielen. Diesen Mann glaube ich in Dir gefunden zu haben. Ich offerire Dir 2000 Rubel jährliches Gehalt, freie Wohnung, Beheizung, Beleuchtung sowie freien Bezug aller ländlichen Produkte. Das ist keineswegs ein besonders glänzendes Anerbieten, denn Du kannst mir bei eifriger Thätigkeit einen ebenso großen, ja noch größeren Gewinn einbringen. Von Deinem Gehalt ziehe ich Dir alljährig 1000 Rubel als Abzahlung von der geschuldeten Summe ab, an Zinsen berechne ich Dir nicht mehr als 5 Prozent, die ebenfalls jährlich in der entsprechenden Weise abzutragen sind. Doch gewähre ich Dir für die drei ersten Jahre namhafte Vergünstigungen in der Zinszahlung, da Dir ja sonst kein Heller Baargeld nachbleiben würde. Gegen zwanzig Jahre lang kannst Du entschieden noch Deine volle Arbeitskraft haben und in dieser Zeit wäre ja die Schuld getilgt. Vielleicht aber geht es noch schneller damit. Wenn Du Dich in die landwirthschaftlichen Angelegenheiten — die ich Dich zuerst in Gemeinschaft mit dem dortigen Verwalter, später, wenn es angeht, allein zu überwachen bitte — wenn Du Dich in diese Sachen gut eingearbeitet hast, kannst Du ja das Gut von mir in Arrende nehmen und Dich dabei ganz gut stehen. Zur Ausstattung der leeren Räume des Herrenhauses kommen Deine Möbel ganz recht, was Deine Equipagen betrifft, so kannst Du die eine oder die andere ganz gut dort verwenden, daß Koupé kaufe ich Dir ab, die übrigen Wagen und Schlitten verkaufst Du hier, dasselbe thust Du mit Deinen Gemälden, was Dir alles für den ersten Anfang einen ganz hübschen Batzen einbringen wird. Das Silberzeug und die alten Familienstücke werden natürlich sämmtlich mitgenommen und für den schwarzen Tag aufbewahrt. So ist für alles und jedes gesorgt. Stirbst Du vor Ablauf der zwanzig Jahre, so habe ich allerdings einen Verlust, den trage ich aber gerne,

weil Du ja mein Bruder bist und ich es für meine Pflicht halte, Dir beizuspringen."

„Meinen besten Dank Bruder. Deine Rechnung stimmt auf's Beste, Du bist unstreitig ein enorm praktischer Kopf!" sagte Ernst Christian mit Wärme, wenn auch nicht ohne einen leichten Anflug von Ironie.

„Bin ich auch. Nun Du bist doch einverstanden?"

„Wie sollte ich nicht. Topp!"

* * *

Ernst Christian Förster war nun bald seit vier Jahren Oberverwalter auf Weidensee, dem Gute seines Bruders. Er war ein eifriger und getreuen Wahrer und Mehrer von dessen Vermögensinteressen und alles gedieh unter seiner Leitung auf das Beste. Trotz seines vorgerückten Alters hatte er sich mit der Zeit in die Landwirthschaft soweit hineingefunden, daß der bisherige Hilfsverwalter im zweiten Jahre seiner Wirksamkeit entlassen werden konnte. Und doch hatte er keine Freude an seiner Arbeit, an seinen Erfolgen, an dem Blühen und Fortschreiten aller ihm anvertrauten Angelegenheiten. Er arbeitete wie ein Lastthier, wurde grau und stumpf in den täglichen Sorgen und Aergernissen und mußte sich doch Abend für Abend mit dem beklemmenden Gedanken zur Ruhe begeben, ob nicht der nächste Tag ihm unvorhergesehene, unerschwingliche Ausgaben bringen, ihn in drückende Verbindlichkeiten oder gar in Wucherschulden stürzen würde. Er bewohnte das Herrenhaus, galt sowohl den Leuten wie auch den umwohnenden Nachbarn in jeder Beziehung als Herr, nicht als bloßer Beamter, und sollte dabei mit etwa 500 Rubeln baaren Geldes (viel mehr blieben ihm in den ersten Jahren nach Abzug der ausgedungenen Abzahlungen nicht nach) alle über den gewöhnlichen ländlichen Lebensunterhalt hinausgehenden Ausgaben bestreiten. Er sollte lernen, was er in einem langen und erfahrungsreichen Leben nie nöthig gehabt hatte, jeden Kopeken dreimal umzuwenden, bevor er ihn ausgab, auf jede Bequemlichkeit, jedes Behagen zu verzichten, armen Handwerkern und kleinen Leuten ihre Forderungen bis in die geringsten Einzelheiten nachzurechnen und, wo es irgend anging, zusammenzustreichen, ja sogar seinem geliebten Kinde die unschuldigsten kleinen Wünsche zu versagen. Und Ernst Christian lernte das alles, er lernte es mit dem Aufgebote jener ungewöhnlichen Energie, welche der sonst so verwöhnte und verweichlichte baltische Deutsche häufig unter dem eisernen Drucke der Noth zu entfalten pflegt.

Im ersten Jahre hatte er noch einen kleinen Zuschuß durch Veräußerung einiger überflüssigen Luxusgegenstände gehabt. Er durfte damals noch ab und zu sein Glas Wein trinken, eine gute Cigarre rauchen, sich ein werthvolles wissenschaftliches Werk anschaffen, seinem Töchterchen aus der Stadt Näschereien, Lektüre, Musikalien, geschmackvolle Kleider und Hüte mitbringen. In den folgenden Jahren hatte selbst das ein Ende, er mußte entsagen, sich meistern, fast jeder Tag brachte ihm einen Kampf mit seinen alten Gewohnheiten, Neigungen und Bedürfnissen. Er hatte zuerst das Anerbieten seines Bruders für allerdings recht genau und geschäftsmäßig kalkulirt, aber dabei doch für ziemlich entgegenkommend gehalten. Jetzt erst wurde es ihm klar, daß er nicht einen Heller über das Existenzminimum seines Lebenskreises hatte. Und jetzt lernte er auch die Worte des Bruders verstehen, die dieser über den klaffenden Unterschied zwischen denjenigen, die in der Höhe und denen, die in der Tiefe stehen, zwischen den selbstständigen, vermögenden, freien oberen Zehntausend und den abhängigen, bedrückten, keuchenden und frohnenden unteren Millionen geäußert hatte. Kein Sklavendienst konnte schwerer und aufreibender sein als der seine. Vergebens bemühte er sich vom Bruder humanere Zahlungsbedingungen zu erwirken. Theophil Christian blieb hart wie Stein.

Aus der zerreibenden Qual dieser rast- und furchtlosen Anstrengungen faßte Ernst Christian den Entschluß, das Gut um jeden Preis in Arrende zu nehmen und sich dadurch zu einer etwas selbstständigeren und aussichtsvolleren Stellung emporzuschwingen. Er sprach mit seinem Bruder über diesen Gedanken und machte demselben das Anerbieten, auch die Aufsicht über die Industrien weiterzuführen, falls ihm dafür eine Erleichterung in den Pachtbedingungen geboten würde. Wider Erwarten fand er Theophil Christian allen seinen Vorschlägen gegenüber höchst willfährig und entgegenkommend. Die geforderte Pachtsumme schien allerdings recht hoch, dafür war aber Theophil geneigt, dem Bruder in der Erwerbung des Inventars u. a. m. die größten Zugeständnisse zu machen. Es schien ihm daran zu liegen, die Sache so bald als möglich ins Reine zu bringen. In der Folge wurde Ernst Christian die Taktik Theophils vollständig klar. Dieser verfolgte nämlich den Plan, ein drittes Gut in der Nähe der Stadt zu kaufen und hier großartige Meliorationen vorzunehmen, die sich durch den bequemen Absatz aller Produkte reichlich bezahlt machen mußten. Um sich dieser Aufgabe mit voller Kraft widmen zu können, suchte der gewiegte Geschäftsmann sich anderwärts zu entlasten

und hierbei kam ihm der Bruder eben recht. Aus diesem Grunde hatte Theophil demselben auch keine Erleichterung in der Schuldzahlung gewährt. Ernst sollte mit allen Mitteln in die Arrende hineingetrieben werden. Bei der ganzen Sinnesart und Charakteranlage des jüngeren Bruders wäre es das Einfachste gewesen, ihm die Sache klar und bündig nahezulegen. Es war jedoch einer von Theophils Grundsätzen, die Leute an sich herankommen zu lassen. Er selbst machte nicht gern Vorschläge und Anerbietungen.

Ernst Christian konnte, nachdem er das Gut in Pacht genommen hatte, in der That bedeutend freier aufathmen. Ihm ward zu Muthe, wie einem schwerbelasteten Arbeitsmanne, dem man als Stütze einen kräftigen Eichenstock in die Hand gegeben hatte. Seine Anstrengungen blieben bei der damaligen, außerordentlich glücklichen Lage der baltischen Landwirthschaft nicht fruchtlos, ja er vermochte sich nach einigen harten und mühevollen Jahren bereits den Zeitpunkt auszumalen, da seine Schuld abgetragen sein und er im Stande sein würde, alljährlich ein kleines Sümmchen für seine Tochter zurückzulegen. Arbeit, schwere, drückende Arbeit freilich gab es auch in Zukunft vollauf für ihn. Eine Rückkehr in die alten, behaglichen Lebensverhältnisse war ausgeschlossen. Es war stets seine Weltanschauung gewesen (und er hatte als ehemaliger Rigaer Patricier ein Recht auf diese Anschauung) daß der Mensch nicht dazu geboren sei, sein ganzes Leben im Joche der Arbeit zu verbringen und jeden Abend um einen Tag älter und zwei oder drei Rubel reicher zu werden. Er hatte zwar von Jugend auf stets eifrig und angestrengt im Kontor geschafft, aber ihm hatte dabei — während er jetzt als von unten Emporstrebender, als Anfänger und Neuling unzähligen Dingen, Verhältnissen und Personen näher treten, sich in sie hineinfinden, ihnen anpassen mußte — damals als dem Inhaber einer alteingebürgerten, angesehenen Firma der unendliche Vortheil zur Seite gestanden, daß alles sich i h m näherte, ihm zuwandte, ihm zuströmte. Er brauchte nicht zu suchen, er fand alles, was er brauchte, stets in seinem nächsten Gesichtskreise. Das erleichterte ihm sein Tagewerk um ein Bedeutendes und verschaffte ihm die Möglichkeit, auch geistige und künstlerische Interessen zu pflegen, vor allem aber einen großen Theil seiner freien Zeit dem großen und blühenden städtischen Gemeinwesen zu widmen, dem er angehörte. Jetzt war das alles anders, jetzt mußte er von Morgens früh bis Abends spät auf den Füßen sein, wie ein junger Mann, der eben eine vortheil-

hafte Anstellung verlassen hat, um selbstständig zu werden und den ganzen Reiz, aber auch die ganze Bitterkeit und Härte der ersten Jahre der Unabhängigkeit durchzukosten. Doch er hätte sich auch darein gefunden, wenn ihm die Umgebung, die Nachbarschaft nur einen schwachen Abglanz der Behaglichkeit, der anregenden Geselligkeit geboten hätte, an die er von Jugend auf gewöhnt war. Als er bei seinem Abschied von Riga die hohen und schlanken Thürme der Vaterstadt am verblauenden Horizont verschwinden sah, da hatte er ihnen zugerufen: „Auf-Wiedersehen!" Und er hatte sie in der That mit seinem körperlichen Auge wiedergesehen. Doch hatte er damals nicht gewußt, daß diese drei stolzen Thurmnadeln zugleich das Wahrzeichen alles Hohen, Hehren, Emporstrebenden in seinem Leben gewesen waren, das ihm nun auf Nimmerwiedersehen entschwunden war.

* * *

Prinzeßchen Lonny — zu der wir nunmehr zurückkehren — vermochte sich in die neue Heimath, das neue Leben leichter hineinzufinden, war sie doch noch jung, schmiegsam, anpassungsfähig und fehlte ihr noch die Fähigkeit, zu grübeln, Vergleiche zwischen einst und jetzt anzustellen, in selbstquälerischer Weise Sorgen und Gram im Herzen zu nähren. Ihrem heiteren Sinn, ihrem leichtbeschwingten Geist war überhaupt ernstliches Nachdenken über die Dinge und Ereignisse des Lebens fremd. Sie faßte schnell auf, sie beobachtete gut, sie schmolz alle Erscheinungen rasch zu einem reichen und bunten Bilde zusammen, aber zergliedern und zerfasern war nicht ihre Sache, ihre Natur war mehr bejahend, mehr künstlerisch, als verneinend und kritisch angelegt. Dennoch fehlte ihr etwas, sie wußte nur nicht was, sie empfand ein Gefühl der Leere, des Verlangens, sie wußte nur nicht wonach. Sie konnte sich über ihr Sehnen nicht klar werden, sie ahnte nur dunkel, daß eine Saite ihrer Seele nicht in den Klang der übrigen einstimmte und daß gerade diese die schönsten und lieblichsten Laute von sich gegeben hätte.

In der ersten Zeit nach der Uebersiedelung auf das Land hatte sie den größten Theil des Jahres im Hause des Onkels zugebracht. Sie stand ja damals mitten im Alter des Lernens, der Erziehung und da ihr Vater nicht in der Lage war, eine Lehrerin für sie zu engagiren, so war Onkel Theophil Christian oder vielmehr seine Gattin so gütig, sie an dem Unterricht ihrer jüngsten Kinder theilnehmen zu lassen. Zwei Gouvernanten, eine Deutsche und eine Französin, leiteten die Erziehung der hoff-

nungsvollen „Kleinen", die, beiläufig bemerkt, ungefähr im gleichen Alter mit Lonny standen, sie dagegen um mehr als Haupteslänge überragten. Die vier Aelteren waren sämmtlich schon erwachsene Damen im Alter von zwanzig bis achtundzwanzig Jahren. Sie befaßten sich ebenfalls mit der Erziehung der jüngeren Schwestern, so daß diese sich in der außerordentlich bevorzugten Lage befanden, nicht weniger als sechs Lehrerinnen zu haben. Doch entstand in dem Schulwesen des Hauses aus dem Grunde kein allzugroßer Wirrwarr, weil alles, was zum weiblichen Bestande der Familie Förster gehörte, wie aus einem Gusse war. Von der Mutter bis zur jüngsten Tochter war keine Abweichung zu entdecken, weder in der regelmäßig antiken Bildung des Profils, noch in der hohen, hageren germanischen Statur, weder in dem klaren, durchdringenden Verstande, noch in dem entschiedenen, zielbewußten Charakter, dem gesetzten respektabeln Wesen und dem energischen Streben nach wissenschaftlicher und künstlerischer Ausbildung. Ein Geist, eine Gesinnung, ein Charakter waltete in den hohen, kalten Räumen des Hauses und diejenige Lehrerin, die sich dem nicht anzupassen wußte, wurde schleunigst und ohne jedes Aufsehen entfernt.

Seit mehreren Jahren befand sich in dem Hause eine ältere Dame, die, eine Art Chamäleonsnatur, vollständig der Eigenart, der eigenen Ansicht und Methode entbehrte und daher mit dem natürlichen Instinkt der untergeordneten, abhängigen Wesen sofort völlig Farbe und Temperatur ihrer Umgebung anzunehmen verstanden hatte. Mit dieser Erzieherin war man im Hause Förster zufrieden. Nur die Französin wußte sich eine gewisse Selbstständigkeit zu wahren, erstlich, weil man ihr als Südländerin manches nachsah, vor allem aber, weil man ihr in ihr Fach nicht hineinzureden vermochte.

Der armen kleinen Lonny brachten die gemeinsamen Unterrichtsstunden mit ihren begabten Kusinen Ada und Dina viel Kummer und Beschämung. Sie vermochte fast in keinem einzigen Fache Schritt zu halten und mußte sich wegen ihrer zuweilen etwas konfusen Antworten, ihrer schlechtstilisirten und mitunter sogar unorthographischen Aufsätze, ihrer absoluten Hilflosigkeit im Rechnen oft genug necken und auslachen lassen. Auch in den schönen Künsten, die von den beiden ältesten Kusinen dozirt wurden, ging es ihr wenig besser. Korrektheit und Sauberkeit galten im Hause als die ersten und wichtigsten Forderungen. Alles wurde aufmerksam, genau und stilgerecht betrieben. Wenn Lonny in der Zei-

chenstunde mit leichtem Bleistift einmal eine gezierte Modedame, einen flotten Husaren entwarf, oder auch eine greuliche Karrikatur auf den Rand des Papiers kritzelte, so wurden ihr solche Allotria auf das Strengste verwiesen. Wenn sie mit ihrer frischen Stimme ein einfaches Volksliedchen vor sich hinträllerte, so wurden ihr alsbald alle ihre Fehler in der Tonbildung und in der Textaussprache aufs Genaueste aufgezählt und ihr die Weisung ertheilt, sich nach dem korrekten Gesange von Ada und Dina zu richten, der bei den ärmlichen Stimmmitteln dieser beiden Stiefkinder Apoll's ungefähr den Volten und Lanssaden eines schwachbeinigen Schulpferdes glich. Am Lästigsten und Empfindlichsten aber war die meist von der Hausfrau selbst unter Assistenz ihrer ältesten Töchter geleitete Erziehung außerhalb der Schulstunden, bei welcher ebenfalls die meisten Ermahnungen und Verweise auf das arme Prinzeßchen entfielen, das sich nicht gerade genug hielt, bei Tische mit den Füßen bammelte, seinen Mund zur unrechten Zeit aufthat, Kleid, Schürze und Kragen nicht sorgfältig genug vor dem Zerknittertwerden behütete und unzählige ähnliche Verstöße beging. In diesem Hause fiel nie ein Scheltwort oder auch nur eine scharfe Aeußerung. Alle Bemerkungen wurden in einem angenehmen, gelinden Ton vorgetragen, wie Eisentropfen, die man mit Limonade vermengt. Sie trafen aber stets die empfindlichste Stelle und hatten oft auf Tage, ja Wochen hinaus einen herben, bitteren Nachgeschmack im Gefolge. Diejenigen, welche zu der Familie Förster bloß im Verhältniß oberflächlicher Bekanntschaft standen, hätten meinen sollen, daß ihren Mitgliedern das wahre Feingefühl, der Sinn für die kleinen Freuden und Leiden anderer fehlte. Wer jedoch das Glück hatte, in ihrer engsten häuslichen Sphäre zu athmen, sich zu bewegen, der machte sehr bald die Erfahrung, daß sie bloß der Fähigkeit entbehrten, fremden Neigungen, Herzensbedürfnissen und Sympathieen zu begegnen, daß sie dagegen ganz genau über dasjenige unterrichtet waren, was anderen unlieb oder schmerzlich war. Fast noch Schlimmeres hatte Lonny von der alten Gouvernante auszustehen. Diese besaß allerdings nicht den wunderbaren Takt, mit ein paar ganz gleichmüthigen und wohltönenden Worten die bittersten Kränkungen zu verursachen. Dafür ging ihr aber gänzlich das Gerechtigkeitsgefühl ab, das der Frau des Hauses und den erwachsenen Töchtern (soweit dasselbe sich eben mit dem ausgesprochensten Ich-Sinne oder Wir-Sinne vereinigen läßt) bis zu einem gewissen Grade eigen war. Sie schalt und tadelte Lonny oft bei Vorfällen, an denen eigentlich Ada

und Dina die Schuld trugen und brachte das arme Kind, das es so gern allen recht gemacht hätte, dadurch ganz zur Verzweiflung. Wenn die geängstigte Lonny sich mit Aufgebot aller ihrer Seelenkräfte von ihrer Schuld zu überzeugen suchte und unter heißen Thränen der Tante oder dem Fräulein das Versprechen der Besserung ablegte, dann wurden ihr gewöhnlich als Trost kalte Gemeinplätze zutheil, die sie beim Suchen nach dem rechten Wege nur noch mehr irre machten.

Bloß die Französin war dem vereinsamten kleinen Wesen wohlgesinnt und bei ihr machte Lonny auch die besten Fortschritte. Sie lernte es bald, in einem ganz allerliebsten Französisch zu plaudern und — was sie in ihrer Muttersprache nicht konnte — alles, was ihr just in den Sinn kam, auszusprechen, während Ada und Dina mit ihren grammatikalisch korrekten, aber höchst geschnörkelten und hochtrabenden Wendungen, die in langsamen, schwerfälligen und zerklüfteten Tonwellen ihrem Munde entströmten, oft genug das stille Ergötzen der geistreichen Pariserin erregten. „Mes dames", pflegte diese in solchen Fällen zu sagen, „vous n'avez par encore assez saisi le génie de la langue française". Daß Lonny den beiden Kusinen im Französischen so voraus war, wurde ihr von diesen nicht nachgetragen. Sie sahen das Französische als die Sprache eines leichtfertigen, sündhaften und gottlosen Volkes an, die man nur erlernte, weil es einmal vornehm und distinguirt war, französisch zu sprechen. Daß Lonny eine solche Begabung für das Französische zeigte, hielten diese Damen für durchaus dem Wesen und dem Geiste ihrer flatterhaften Kusine entsprechend. Sie wußten allerdings nicht, daß Lonny das Französische sich weniger mit dem Geiste, als mit dem Herzen zu eigen machte. Oft fand sie, wenn sie sich gekränkt oder ungerecht behandelt fühlte, Trost bei der alten Französin, die, wenn die Verzweiflung gar zu groß war, sie sogar auf den Schooß nahm, küßte und ihr mit weicher Stimme liebe Worte zuflüsterte. „Ne pleurez pas, douce enfant", sagte sie einmal bei einer solchen Gelegenheit, „ne pleurez pas! Vous avez le naturel des gens du midi et votre âme se refroidit dans cet entourage neigeux et glacial. Mais voilà une place (sie zeigte auf ihr Herz) où vous trouverez toujours le soleil et la chaleur des zones méridionales."

Außer der Französin zeigte sich seltsamer Weise auch der sonst so eisige und verschlossene Onkel Theophil seinem lieblichen Nichtchen gegenüber nachsichtig und freundlich. Klagen über sie, die bis an die höchste

Instanz des Hausherrn gelangten, verliefen gewöhnlich ergebnißlos. Es hing das zum Theil auch mit dem ganzen Verhältniß zusammen, das zwischen Theophil Christian einerseits, seiner Frau und seinen Töchtern andererseits bestand. Theophil Christian hatte das Unglück gehabt, mit einem hitzigen Temperament, aber einem kühlen Herzen eine hochmüthige Schönheit zu heirathen, die er allein durch die Ausbrüche seiner animalischen Sinnlichkeit nicht zu erwärmen vermochte und die sich daher ihm gegenüber von Anfang an eine gewisse Ueberlegenheit zu wahren gewußt hatte, die durch ihre höhere und reichere Bildung noch vermehrt wurde. Alles in der Welt vermochte Theophil Förster zu meistern, nur sein Weib nicht. Als seine Töchter heranwuchsen, zeigte es sich, daß dieselben von der ersten bis zur letzten die getreuen Ebenbilder der Mutter waren. Der Vater stieß mit jeder Anordnung, jedem Wunsche, ja selbst mit jeder Bitte auf eine entschlossene Phalanx stummer, aber darum nur um so entschlossenerer Opposition. Es schien, als ob es seinen weiblichen Angehörigen geradezu ein Hochgenuß, eine Art Sport war, einen Gedanken, einen Plan von ihm durchkreuzen zu können. Daß er seinerseits zuweilen Vergeltung übte, wie das z. B. meist in der Rechtsprechung über Lonny der Fall war, konnte nicht Wunder nehmen.

Lonny merkte sehr bald, daß ihre Kusinen fest überzeugt waren, aus edlerem Thon geformt zu sein, als der Vater. „Unsere Schönheit haben wir von der Mutter," pflegten sie zu sagen, „alles andere kommt für die Frau ja erst in zweiter Linie." Sowohl die Mutter wie sämmtliche Töchter hielten sich, da eine ihrer Ahnfrauen eine geborene Baronesse gewesen war, für halbe Aristokratinnen. Aristokratisch waren ihre Manieren, aristokratisch ihre Neigungen und Gewohnheiten. Das heißt, es war mehr eine theoretische Vornehmheit, wie sie sich aus Romanen, aus Knigges „Umgang mit Menschen" und aus den Anstandsregeln der Frau v. Hohenhausen einstudiren läßt. In nähere Berührung mit der Aristokratie zu treten hatte die Familie wenig Gelegenheit gehabt, denn die wenigen adeligen Geschlechter der Gegend hielten sich sehr zurückgezogen und widerstanden allen Versuchen, sie in einen vertrauten Verkehr hineinzuziehen. Die Försterschen Damen, die sich nicht damit zufrieden gaben, in der ganzen übrigen Nachbarschaft das unstreitige Uebergewicht auszuüben, machten dafür den Hausherrn verantwortlich. Oft warf seine Frau ihm vor, daß er zu ungezwungene Umgangsformen und zu wenig vornehme Liebhabereien habe, vor allem aber, daß er zuviel vom Geschäfte

sprechen und durch diese offene Bekundung seiner gemeinen Denkart die Adeligen vom näheren Umgang mit ihm abschrecke. Daß diese gemeine Denkart Geld ins Haus schaffte, ließen sich jedoch sowohl Mutter wie Töchter gern gefallen und waren's zufrieden, wenn der Hausherr ihnen reiche Mittel zur Befriedigung ihrer kostspieligen Passionen aussetzte. Die Forderungen für diese Passionen wurden stets von der Mutter im kategorischen Ton eines Kriegsministers vorgetragen. Die Töchter vermieden es nach Möglichkeit mit dem Vater zu sprechen und würdigten ihn grundsätzlich nie einer Bitte. Die Steifheit und Unnatur dieses absurden Verhältnisses erhellte allein schon aus den morgendlichen und abendlichen Begrüßungen. Die Töchter erschienen eine nach der anderen am Kaffeetisch und reichten dem Vater zwei Finger zum Gruße und die Wange zum Kusse dar. In derselben Weise trennten sie sich Abends von ihm. Die Mutter hatte es in den ersten Jahren ihrer Ehe durchgesetzt, daß der Mann ihr, nach dem Vorbilde einiger benachbarten Aristokraten, am Morgen, nach dem Mittagessen und Abends förmlichst die Hand küßte. Wenn Theophil Christian vollends ein Anliegen an seine Frau hatte, dann kam er ohne einige recht eklatante Niederbeugungen seines Mannesstolzes sicher nicht weg. Auch die Töchter bewilligten dem Vater nur dann einen Wunsch, wenn er längere Zeit recht freundlich und eindringlich mit ihnen darüber sprach, mit angenehmen Wendungen, (d. h. so gut er das eben verstand) zu überreden und zu schmeicheln suchte und wohl auch gelegentlich bittend eine der schönen Alabasterhände an die Lippen führte. Theophil Christian hatte, um nicht der Nachbarschaft gegenüber bloßgestellt zu werden, zuweilen solche Manöver nöthig und er unterzog sich ihnen, wie er unvermeidliche Unannehmlichkeiten im Geschäft entschlossenen Muthes auf sich zu nehmen pflegte. Es war nöthig von Zeit zu Zeit einen derartigen Modus vivendi zwischen den kriegführenden Parteien herzustellen und wenn er auch stets die Kosten des Ausgleichs zu tragen hatte — es mußte sein! Doch vergab er niemals eine ihm zugefügte Demüthigung und hegte darum im Stillen geradezu eine Art von Haß gegen seine streitbaren Töchter, deren Schlachtordnung zu durchbrechen ihm trotz aller Anstrengungen niemals gelingen wollte. Sie ihrerseits waren weit entfernt davon, ihren Vater zu hassen. Er war ihnen völlig gleichgiltig und galt ihnen bloß als eine Art von Automat zur Herbeischaffung des nöthigen Geldes für ihre Bedürfnisse. Um ihn, den tief unter ihnen Stehenden, zu hassen, dazu fühlten sie sich viel zu stark und sicher in ihrer imponirenden Machtstellung.

Unsere kleine Freundin merkte bald, daß Onkel Theophil, wenn er mit ihr sprach, ein anderer war, als wenn er sich seinen Töchtern gegenüber befand. Wenn die harten grauen Augen von Vater und Töchtern sich in erregter Rede und Widerrede begegneten, dann war es, als prallte Eisen auf Eisen. Wenn Theophil Christian dagegen sein niedliches Nichtchen mit ein paar, wenn auch wenig humorvollen, so doch gutgemeinten Neckereien bedachte, dann veränderte er völlig sein Wesen, seine Sprachweise, selbst seinen Gesichtsausdruck. Das sonst so nüchtern und starr blickende Auge erhielt einen seltsamen Schimmer, als hätte warmer menschlicher Athem einen zarten Schleier über eine hartglänzende Stahlfläche gehaucht. Doch das sich anbahnende freundliche Verhältniß zwischen Oheim und Nichte wurde bald mit grausamer Hand zerstört. „Das Kind darf nicht verzogen werden" hieß es und unter diesem Vorwande wurden alle Anläufe Theophil Christians, Lonny kleine Freuden und Ueberraschungen zu bereiten, vereitelt. Doch kam, ohne daß sie es wußte, des eisgrauen Geldmenschen seltsame Sympathie für sie wenigstens ihrem Vater zugute, dem der Bruder jetzt manches größere Zugeständniß zu machen begann.

Als bald darauf die gestrenge Hausfrau durch einen Schlaganfall hingerafft wurde, eine Folge der zu allen festlichen Gelegenheiten eintretenden unnatürlichen Schlankheit ihrer Taille, hielt an ihrer Stelle eine ihrer älteren Schwestern als Hausvorsteherin und Anstandsdame ihren Einzug in das Försterſche Haus. Als alte Jungfer war diese noch unendlich schrullenhafter, nörglerischer, ordnungswüthiger als die Selige, ohne doch dem steifvornehmen und bis ins Aeußerste konsequenten Familiencharakter dabei das Geringste zu vergeben. Theophil Christian, dem seine Frau die einzige Verbindung, die einzige Brücke zu dem Heerlager seiner Töchter gewesen war, begann den Kreis der Seinigen jetzt noch mehr als früher zu meiden, was seine Aelteste zu der höhnischen Bemerkung veranlaßte, der Papa werde noch ganz verſimpeln. Da die alte Französin bald nach dem Todesfall das Haus verlassen hatte, so stand Lonny jetzt wiederum ganz vereinsamt da. Was sich früher in ihrem Geiste noch an Widerstand gegen ihre Umgebung geregt hatte, begann jetzt allmählich völlig zu verstummen. Wie sollte sie mit ihrem weichen, eindrucksfähigen Gemüth sich dem Einflusse dieser granitenen Naturen entziehen? Sie lernte bald mit fremden Augen sehen, mit fremdem Verstande denken und da ihre eigene kleine Person recht schlecht dabei wegkam, so fehlte es ihr nicht an recht schweren und kummervollen Stunden. Doch mußte sie ihr

Leid sorgfältig verbergen, da Niedergeschlagenheit oder gar Thränen nur den Spott der charakterstarken Kusinen wachriefen.

* * *

Etwa anderthalb Jahre später erhielt der Unterricht mit der Konfirmation von Ada, Dina und Lonny seinen Abschluß. Die beiden Kusinen sollten später noch ein halbes Jahr nach Riga, um sich in verschiedenen Künsten weiter auszubilden. Lonny aber winkte die Rückkehr in das väterliche Haus.

Vor allem mußte die Krönung des mit so großer Sorgfalt betriebenen Erziehungswerkes noch mit einem großen, ein paar Wochen nach der Konfirmation angesetzten Ball gefeiert werden. Theophil Christian entfaltete eine glänzende Gastfreiheit des Geldbeutels, die den Nachbarn manches Ah und Oh entlockte. Sie kamen alle, einige bräsig, andere zaghaft, weitere steif wie die Bohnenstangen, noch andere mit süßlich-lächelnden Gesichtern und endlosen Komplimenten, die dem Auf- und Abklappen von locker gewordenen Taschenmessern ähnelten. Ferner hatte sich aber noch eine lustige Schaar von Studenten eingefunden, die sich zu den Ferien auf einem benachbarten Gute aufgehalten hatte. Ja, selbst ein höchst feudal aussehender Assessor vom Landgericht verherrlichte das Fest durch seine Gegenwart.

Lonny hatte sich, vor Ballfieber glühend, bescheiden in einen zurückgezogenen Winkel gesetzt und harrte hier der Dinge, die da kommen sollten. Ihre großen dunklen Strahlenaugen hielt sie fein züchtiglich niedergeschlagen, doch entging ihr dabei nicht das Geringste von dem, was im Saal vorging. Sie sah, wie die Herren sich an der Saalthür versammelten und sich dort zuerst in den ungelenksten Posen den Blicken der Damen präsentirten, wie sie darauf nach Beginn der Musik nach Art deutscher Jünglinge einander anstießen und zum Vorgehen ermuthigten. Der Assessor und die Studenten durchbrachen endlich von hinten her die Mauer dieser Zögerungstaktiker, stürmten in geschlossenem Gewalthaufen in den Saal und mit einer solchen Furie auf die Damen los, als wären sie Krieger des Romulus, die eine Schaar von Sabinerinnen vor sich erblickten. Eine der ersten Damen, die engagirt wurde, war Lonny und von nun ab flog sie aus einem Arm in den andern. Der Assessor und die Studenten waren so munter und so liebenswürdig, daß sie bald jede Befangenheit abstreifte, alle Scherzworte schlagfertig parirte und ohne Aufhören plauderte und lachte.

Nachdem einige Rundtänze und eine Quadrille getanzt worden waren, trat eine längere Pause ein. Mit glühenden Wangen, fliegendem Athem und schmerzenden Füßen, aber gleichwohl frisch, heiter und strahlend, begab das kleine Ballnovizchen sich in das Damenzimmer.

Die schöne Ada stand gerade vor dem Spiegel und ordnete ihre Koiffüre. Da nicht alles gleich nach Wunsch ging, wurde sie ungeduldig, begann zu zupfen und zu zausen und ließ hierbei ihren à jour geschnitzten Elfenbeinfächer fallen. Die rasch herankommende Lonny setzte im Versehen ihren Fuß darauf und das kostbare Schnitzwerk zerbrach.

„Wie ungeschickt!" zischelte Ada ihr zu.

Die über diesen ungerechten Vorwurf empörte Kleine verlor die Fassung und gab, ohne auf die Umstehenden zu achten, ganz laut zurück: „Das ist wieder eine von Deinen Gehässigkeiten. Die Ungeschickte warst Du diesmal selbst!"

Die anderen Damen wurden aufmerksam, drängten heran und fragten, was vorgefallen sei. Mit ein paar geschickt gewählten Worten wußte Ada dem Zwischenfall ein völlig harmloses Gepräge zu geben. Der Blick, den sie dabei ihrer Kusine zuwarf, kündigte dieser freilich an, daß noch nicht endgiltig mit ihr abgerechnet sei. Lonny hatte den Blick wohl bemerkt, da jedoch gerade zum Imbiß gerufen wurde und sie einen tüchtigen Appetit verspürte, so nahm sie sich ihn nicht weiter zu Herzen und vergaß dieses warnende Menetekel sogar völlig unter dem heiteren Geplauder mit einem Kavalier, der sie am Imbißtisch bediente. Als der Ball sein Ende erreicht hatte und die Gäste unter Pferdegewieher, Kutscherflüchen, Konfusionen und Scherzworten auseinander gefahren waren, begaben die müden Mädchen sich rasch in ihre Schlafgemächer. Lonny schlief nicht mit ihren Altersgenossinnen, sondern mit einer der älteren Kusinen zusammen, um stets unter der Aufsicht einer gereiften Persönlichkeit zu sein.

Noch nie erinnerte sie sich, so selig eingeschlafen und so fröhlich aufgewacht zu sein. Ihre Kerkermeisterin war bereits aufgestanden und so beeilte sie sich denn, rasch in die Kleider zu fahren, um nicht ein paar spitzige Bemerkungen über Langschläferei und dergleichen einheimsen zu müssen. Mit rosigen Wangen und glänzenden Augen erschien sie am Kaffeetisch, begrüßte alle mit einem an ihr höchst ungewöhnlichen Ausdruck des Selbstgefühls und der Ebenbürtigkeit und begann dann, mit vollen Backen die frischen Mohnkuchen zermalmend, von ihren kleinen

Ballerlebnissen zu erzählen. Doch welch ein undankbares Publikum hatte sie sich dazu erwählt! Kaum hatte sie ein paar kleine Geschichten, in denen ihr Persönchen sich gerade nicht völlig im Hintergrunde befand, zum Besten gegeben, als sich rings ein Gerassel und Geklapper von rasch gerührten Kaffeelöffeln, auf den Tisch aufstoßenden knochigen Ellenbogen, klirrenden Bréloque-Armbändern, aneinanderschlagenden großen Zähnen erhob, daß man glauben konnte, Saint Saëns' „Danse macabre" sei am hellichten Tage zur Thür hereingepoltert. Sie habe sich in einer Weise benommen, hieß es, daß man es schon gar nicht mehr habe ansehen können, sie habe der Erziehung des Hauses Förster nur Schande bereitet, alle Nachbarn seien erstaunt gewesen, daß ein so junges Ding schon so kokett und herausfordernd sein könne. Der armen kleinen Lonny war es, als lege ein kalter eiserner Ring sich um ihr warmes, raschpulsendes Herz und drücke es zusammen. Sie schwieg und ein paar helle Thränen stahlen sich zwischen ihren langen seidenen Augenwimpern hervor.

Erst jetzt bemerkte sie, daß Ada nicht am Tische saß. Um einen Vorwand zum Aufstehen zu haben, erkundigte sie sich, wo diese sei und erfuhr, daß sie Kopfschmerzen habe und auf ihrem Zimmer geblieben sei.

Sie erhob sich, dankte und begab sich zu der Patientin. Sie fand die Kusine mit verbundenem Kopfe auf dem Sofa liegen, in einen Roman vertieft. „Guten Morgen Ada!" rief sie ihr freundlich zu. Ein stummes Kopfnicken war die Antwort. Sie rückte sich einen Stuhl heran und begann der Leidenden von tausenderlei Dingen vorzuplaudern, sich dabei natürlich wohl hütend, noch einmal in den Fehler der Offenherzigkeit zu verfallen. Erst nach einiger Zeit fiel es ihr auf, daß Ada gar nicht antwortete.

„Was ist mit Dir, Ada?" fragte sie erstaunt. „Sind Deine Kopfschmerzen so stark, daß ich Dich mit meinem Geplauder belästige? Dann entferne ich mich jetzt und komme nach dem Frühstück wieder."

Ada zuckte die Achseln und lächelte überlegen.

„Oder bist Du mir am Ende noch wegen gestern böse?"

„Du kannst Dir wohl denken, daß mir der Skandal nicht angenehm war!" lautete die kühle Antwort.

„Aber ich bitte Dich, Du hattest mich doch zuerst beleidigt."

„Ich hatte es nicht öffentlich gethan und hätte mich für den Ausdruck gern entschuldigt, wenn Du am nächsten Tage mit mir darüber gesprochen hättest. Du aber stelltest mich vor allen Leuten bloß!"

„Es entschlüpfte mir nur so, mein lebhaftes Temperament war schuld —"

„Ja, das ist eben Dein altes Unglück!"

Lonny, die bereits vollständig von ihrem Unrecht überzeugt war, beugte sich zu ihrer Kusine hinüber und erfaßte ihre Hand. „Nun", sagte sie weich, „es soll nicht wieder vorkommen, sei nur nicht mehr böse!"

Ada überließ ihr die Hand und blickte sie dabei aus ihren großen, dunkelgrauen Augen durchdringend an. Diese mächtigen Blicke bohrten sich gleichsam in Lonnys Gehirn hinein und überwältigten dort alle anderen Eindrücke und Gedanken. Es war etwas Forderndes und Befehlendes in diesen Blicken. „Mein Gott" rief es in dem eingeschüchterten Köpfchen, „was kann sie noch wollen? Habe ich mich noch nicht genug gedemüthigt?" Aber die großen Augen fuhren fort, sie stolz und gebietend anzuschauen. Und willenlos, wie eine Hypnotisirte, sank Lonny von ihrem Stuhl herab, bis sie vor Ada kniete und, das Antlitz an deren Hand schmiegend, in fast schluchzenden Lauten stammelte: „Vergieb, vergieb, ich werde mich niemals mehr gegen Dich vergehen!" Und Ada ließ sie gewähren.

Von dieser Zeit ab war von einem Widerstande Lonnys gegen die Willensübermacht ihrer Kusinen nicht mehr die Rede. Zwar führte sie jetzt, wo sie wieder zu ihrem Vater zog, mehr ein stilles Leben für sich, das, da der durch seine Sorgen und Projekte ganz in Anspruch genommene Ernst Christian nur wenig Zeit für sein Töchterchen übrig hatte, hauptsächlich durch Gartenpflege, einsame Spaziergänge und Lektüre ausgefüllt wurde. Das einstige „Prinzeßchen" las meist hochpoetische, übersinnliche Dichtungen, die sie in eine lichtere, idealere Sphäre entrückten und zuweilen tauchte in ihrem romantischen Köpfchen wohl der Gedanke auf, sie sei in der Gewalt böser Geister und müsse einmal von einem schönen und kühnen Rittersmann erlöst werden. Wenn sie aber, was immerhin recht häufig geschah, sich wieder in der Gesellschaft ihrer Kusinen befand, dann verschwand alles, was sie selber gedacht und gefühlt und sie war nichts als ein todtes Gefäß, in welches jene ihre Anschauungen und Wünsche schütteten. Wer einmal im Ringkampfe schmählich zu Boden geschmettert worden ist, der wagt nicht so leicht einen zweiten Gang, wen einmal ein anderer entscheidend beeinflußt hat, der ist, wenn nicht besonders günstige Umstände dazwischentreten, für immer dessen

Willen unterworfen. Ein Wort, ja ein Blick genügte, um Lonny von jedem Versuch, an diesem Zustande etwas zu ändern, zurückzuschrecken.

Sie wußte jetzt, was man von ihr verlangte und handelte danach. Wenn sie gemeinsam mit ihren Kusinen eine Gesellschaft, einen Ball besuchte, dann hielt sie sich in Toilette und Benehmen bescheiden im tiefsten Hintergrunde, ja sie duldete wohl auch, daß Ada und Dina ab und zu ihren Witz an ihr übten und sie solchergestalt als Folie benutzten, auf der ihr Scharfsinn, ihre Kenntnisse um so heller erglänzten. Es fiel Lonny dadurch ein wenig leichter, ihre untergeordnete Rolle zu spielen, als auch ihre älteren Kusinen vollständig als Wesen zweiter Ordnung, fast als Sklavinnen ihrer jüngeren Schwestern aufzutreten pflegten. So kraß und ausgeprägt die Selbstsucht dieser Familie nach außen hin war, so war es doch ein versöhnender Zug an ihr, daß alle Schwestern sich auf das Innigste miteinander verbunden fühlten, sich gleichsam als einen einzigen Körper, eine organische Gemeinschaft ansahen. Die älteren Schwestern, die jetzt bereits zum größten Theil über das heirathsfähige Alter hinaus waren, setzten alle Hebel in Bewegung, um wenigstens den beiden Jüngsten den Weg zum Glücke zu ebnen. Von den hohen Gaben, den außerordentlichen Eigenschaften Ada's und Dina's wurden Wunderdinge in der ganzen Gegend und allen nächstbelegenen Kreisstädten ausposaunt. Lonny, die an der Verbreitung dieser panegyrischen Schilderungen eifrig mitarbeiten mußte, glaubte schließlich selber daran und fand es ganz in der Ordnung, daß sie so hervorragenden und reichbegnadeten Wesen selbstlos den Platz räumen mußte.

Hin und wieder, wenn sie sich nicht gerade im Bannkreise ihrer Kusinen befand, brach ihr ursprüngliches Naturell, das wohl zurückgedrängt, aber noch lange nicht ertödtet war, wohl durch, doch suchte sie es stets sehr bald wieder auf den Weg der Pflicht zurückzuleiten, ihre sträflichen Regungen in Zaum und Zügel zu halten. Ihr Wesen bekam dadurch etwas Ungleiches, Excentrisches, Sprunghaftes. Die Leute begannen die Köpfe zu schütteln, sie zu beobachten, in ihren Worten und Handlungen einen Sinn zu suchen, der gar nicht darin lag. Schließlich galt sie allgemein als ein eitles, oberflächliches und kokettes Mädchen, das seinen eigentlichen Charakter unter einem gemachten Wesen zu verbergen suchte. Das, was ihre Kusinen von ihr erzählten, war nur geeignet, dieser Auffassung Vorschub zu leisten, sowie die Ueberzeugung zu befestigen, daß

alles, was sie an Gehalt, Feingefühl und guter Sitte besaß, ausschließlich ein Ergebniß der ausgezeichneten Erziehung des Hauses Förster war.

* * *

Das ungleiche, aus einem Extrem ins andere fallende Gebahren Lonnys fand seine Ursache zum Theil auch in schweren seelischen Kämpfen, von denen ihre Kusinen keine Ahnung hatten. Seit sie zu ihrem Vater übergesiedelt war, begann nämlich Theophil Christian seinen auf dessen Arrende belegenen Industrien ein besonderes Interesse zuzuwenden, dieselben öfters zu besuchen und zu inspiciren. Nach geschehener Besichtigung versäumte er nie im Hause seines Bruders einzukehren, um diesem seine Anerkennung für die treffliche Leitung auszusprechen. Da Ernst Christian aber sehr selten anzutreffen war, so mußte gewöhnlich Lonny diese mündlichen Ehrendiplome übermitteln. Gewöhnlich blieb der Onkel noch ein Viertelstündchen bei ihr sitzen, erzählte in einer an ihm völlig ungewohnten, behaglichen Weise von seinen Angelegenheiten und verstieg sich zuweilen wohl auch zur Mittheilung einer Anekdote, eines heiteren Erlebnisses. Da er in Lonny eine aufmerksame und liebenswürdige Zuhörerin fand, so dehnten sich seine Besuche immer länger aus.

Man kann sich den tödtlichen Schreck des kleinen Wesens ausmalen, als eines Tages der Onkel ihr in gewinnenden, wohlgesetzten Worten keinen geringeren Vorschlag machte, — als seine Frau zu werden! Aufs Aeußerste bestürzt wies sie auf ihre Jugend und Unerfahrenheit hin und bat den Onkel flehentlich, zu seinem eigenem Besten von diesem Vorhaben abzustehen. Ihm eine entschiedene Zurückweisung zu ertheilen besaß sie nicht den Muth. Und doch erschien ihr nicht allein der Gedanke, den greisen Mann zu heirathen, als eine Ungeheuerlichkeit, sondern sie wurde noch viel mehr durch die Vorstellung, die Stiefmutter ihrer Kusinen zu werden, im höchsten Grade erregt und beunruhigt. In einer derartigen Eigenschaft in jenes Haus zurückzukehren, bedeutete für sie etwa dasselbe, wie sich mit offener, ungeschützter Brust in eine Reihe von scharfgeschliffenen Schwertern zu stürzen.

Als hätte Theophil Christian ihre Gedanken errathen, erklärte er ihr sogleich beruhigend, sie brauche sich vor seinen Töchtern gar nicht zu fürchten, da er nach der Heirath jedenfalls nicht mehr am nämlichen Orte mit denselben leben werde. Diese jungen Fürstlichkeiten müßten überhaupt ihre Ansprüche stark herabschrauben, denn er werde ihnen nur das zum Leben unumgänglich Erforderliche aussetzen und sie in seinem Testament gemäß

ihren Verdiensten um ihn (und die seien kümmerlich genug) abfinden. Alles Uebrige werde seinem lieben Weibchen (er hatte sich bereits völlig in die erwünschte Situation hineinversetzt) zufallen. Er werde ihr die herrlichsten Kostbarkeiten, die reichsten Schätze zu Füßen legen, er werde mit ihr in ferne, schöne Länder reisen, sie solle alles haben und genießen, was sie sich wünsche, er könne sich kein schöneres Loos denken, als seinen späten Lebensabend einzig und allein ihr, der Sorge für ihr Wohl und Glück, zu widmen.

Lonny hatte in einer Art dumpfer Betäubung diese Reden angehört. Endlich fand sie die Sprache wieder und unterbrach ihn mit der empörten Frage, ob er denn wirklich glaube, daß es ihr eine Freude und Genugthuung sein könne, ihre geliebten und innigverehrten Kusinen ihres rechtmäßigen Erbes zu berauben.

Theophil Christian pfiff mit verschmitzter Miene durch die Zähne und sagte dann: „Geliebt und innigverehrt? Hast eigentlich keinen Grund zu dieser innigen Verehrung, kleine Wetterhexe! Verstehst Dich übrigens hübsch auszudrücken — alle Hochachtung! Im Uebrigen soll alles ganz nach Deinen Wünschen geschehen und wenn Du es so anordnest, soll das stolze Sechsgespann meiner Fräulein Töchter von oben bis unten mit blitzblankem Geschirr behängt werden. Die Racker sollen aber wissen, daß sie alles Dir, der Gnade der zurückgesetzten und mißachteten kleinen Lonny, verdanken. Das müßte Dir doch ein rechter Triumph sein!"

„Ich will keine Triumphe feiern!"

„Nun wie du meinst! Aber nicht wahr, mein Anerbieten ist an und für sich so übel nicht? Ich bin doch trotz meiner grauen Haare noch ein ganz stattlicher Kerl! Nicht?"

Er hatte sich ihr genähert und ihre Hand erfaßt. Sie wand sich von ihm los und rief flehend: „Ich bitte, ich beschwöre Dich, Onkel, verschone mich mit solchen Reden! Ich wünsche mir nichts Anderes, als stets bei meinem lieben Vater zu bleiben, ich eigne mich meinem ganzen Charakter nach ganz und gar nicht zur Hausfrau und werde nie, nie heirathen!"

Die letzten Worte hatte die kleine Dame mit der vollen Energie und Zuversicht ausgesprochen, von welcher junge Mädchen bei solchen unglaubwürdigen Betheuerungen stets durchdrungen zu sein pflegen, wahrscheinlich damit diese Schwüre nicht gänzlich ihren Eindruck verfehlen. Theophil Christian brummte ein „Hm so!" nach dem andern in den Bart und urtheilte dann: „Du bist wirklich noch sehr jung, liebes Kind, und mußt

Zeit zur Ueberlegung haben. Nach einigen Wochen wollen wir wieder über die Sache sprechen!"

Lonny hob ihre aneinandergelegten Händchen zu dem starrsinnigen Graukopf empor und bat in den rührendsten Tönen: „Nur das nicht, nur das nicht! Sprich niemals mehr mit mir in dieser Weise, versprich mir das, liebster Onkel!"

Doch er schüttelte den Kopf: „Hilft Dir alles nichts, Du mußt doch wieder dran. Ueberleg' Dir's nur, überleg' Dir's!"

Nach einigen Wochen wiederholte Theophil Christian in der That seinen Antrag. Als er bei Lonny auf die nämliche Verwirrung und Bestürzung stieß, lenkte er wieder ein: „Nun ich sehe, die Sache erscheint Dir noch immer etwas seltsam und ungewöhnlich. Sie ist es aber gar nicht, solche Ehebündnisse sind schon zu Dutzenden dagewesen und oft die allerglücklichsten von der Welt geworden. Einmal mußt Du mir doch ins Garn laufen, Du scheues Waldvögelchen! Meinem Willen widersetzt man sich nicht, das merke Dir!"

Auch hier wieder ein starker Wille, der den ihrigen zu Boden zu drücken suchte! O Gott, war sie denn ganz schutz- und wehrlos? Wo fand sie einen starken Stamm, an dem sie, die schwanke Liane, sich schutzsuchend emporranken konnte? Ihrem Vater war sie in der langen Zwischenzeit fast völlig entfremdet, ihm konnte sie sich nicht anvertrauen! Gab es denn niemand auf der weiten Welt, der ihr Rettung aus dieser furchtbaren Bedrängniß brachte?

* * *

Lonny war eines schönen Tages durch den Besuch von Ada und Dina beehrt worden, die sich auf einem Char-à-banc, vor den ein alter, frommer Gaul gespannt war, höchsteigenhändig nach Weidensee hinausgekutscht hatten. Dina hatte sich, der Försterschen Erziehung alle Ehre machend, steif und förmlich mit der Kusine begrüßt und sich dann kerzengerade auf einen Sessel ohne Lehne gesetzt. Ada dagegen, deren Gesundheit seit einiger Zeit nicht die beste war, hatte dieser Unfreundlichkeit des Geschicks alsbald die vortheilhafteste Seite abzugewinnen gewußt und suchte sich seitdem dadurch interessant zu machen, daß sie sich als eine von den modernen Krankheiten der Bleichsucht und der Nervosität schwer Gequälte durch das Leben schleppte, obwohl ihre Nerven ungefähr die Stärke und Ausdauer von Schiffstauen hatten und ihre Adern Quantitäten von Blut bargen, die für einen englischen Renner ausgereicht hätten.

Ihrer Rolle getreu ließ sich Ada auf einen Divan sinken und stützte das Haupt schwermüthig in die Hand.

„Ihr wart wohl vorgestern auf der Gesellschaft bei Brandensteins?“ fragte Lonny. „Wie war es denn dort?“

„Ach, langweilig wie immer!“ seufzte Ada. „Es ist schrecklich, immer die nämlichen uninteressanten und nichtssagenden Gesichter um sich sehen zu müssen.“

„War denn der neue Doktor nicht dort?“

„Der? Der hat noch nicht einmal bei uns Visite gemacht, während das doch, da Papa Besitzer von Weidensee ist, seine erste Pflicht sein müßte. Nur geschäftlich hat er Papa einmal aufgesucht. Bei Euch ist er doch wohl auch noch nicht gewesen?“

„Nein.“

„Aber gesehen hast Du ihn wohl schon?“

„Nein, noch nicht!“

„Er soll, wie eine Dame, die ihn kennt, behauptet, recht häßlich sein. Und an seiner Gesellschaft soll vollends gar nichts verloren sein, denn er ist, soviel man hört, ein wilder und frivoler Mensch, der sich auf der Universität lediglich als Raufer und Trinkbruder einen Namen gemacht hat.“

„Ja“ fiel Dina ein, „es wurden recht kompromittirende Geschichten von ihm erzählt und alle Anwesenden waren höchst zufrieden, des Vergnügens seiner Bekanntschaft nicht theilhaftig geworden zu sein.“

Die Unterhaltung berührte noch verschiedene andere Persönlichkeiten, die von den beiden Schwestern durchweg recht scharf mitgenommen wurden. Schließlich schlug Lonny vor, vor dem Essen noch einen Spaziergang zu machen, der Ada's Nerven gewiß gut bekommen würde. Die Kusinen waren es zufrieden und stimmten für den Weg nach dem im benachbarten Wäldchen belegenen Friedhofe.

„Ach, das ist ein guter Einfall!“ rief Lonny fröhlich. „Der Weg führt ja am Doktorat vorüber, vielleicht bekommen wir da diesen geheimnißvollen Doktor Eisenbart zu Gesicht.“

Ada machte eine höchst erstaunte und wegwerfende Miene. „Liebste Kusine, ich kann Dir nur versichern, daß gerade dieser Gedanke uns vollständig fern gelegen hat.“

„Ja vollständig“, betheuerte auch Dina. „Es ist gut, daß Du uns darauf gebracht hast, natürlich wählen wir jetzt einen andern Weg, denn

dem Doktor Fensterpromenade zu machen, kann uns doch wohl nicht in den Sinn kommen!"

Alle Einwände Lonnys verfingen nichts, es wurde eine andere Route gewählt. Kaum hatten die drei Spaziergängerinnen jedoch eine kleine Strecke zurückgelegt, als ihnen ein staubumwirbeltes Gefährt entgegenrasselte, in welchem ein unbekannter Herr saß, der niemand anders sein konnte als der Doktor. Das Gefährt kam näher, ein lustiges braunes Gesicht mit einem keck aufgedrehten blonden Schnurrbart schaute heraus, eine große Hand in grauem, waschledernem Handschuh fuhr an die gelbgraue Filzmütze und lüftete sie mit höflichem Schwunge. Im nächsten Augenblick waren Wagen und Insasse verschwunden.

„Wie unmanierlich!" rief Ada mit gerümpfter Nase. „Damen zu grüßen, denen man noch nicht vorgestellt ist!"

„Wie zudringlich!" echote Dina.

„Aber es war doch ganz nett von ihm!" wagte Lonny einzuwenden. „Wenn ein paar civilisirte Menschen sich auf ödem, verlassenen Landwege begegnen, dann macht es sich doch recht hübsch, wenn sie sich gegenseitig einen freundlichen Gruß spenden. Mir gefiel es ganz gut, als er so frischweg an die Mütze fuhr."

„Nun, Du hast eben immer Deine besonderen Ansichten, liebe Lonny, die mit denen aller urtheilsfähigen Menschen stets in krassem Widerspruch stehen."

„Ach was, Ansichten hin und Ansichten her, von einem netten Herrn läßt man sich jedenfalls manches gefallen, was man einem andern übelnehmen würde!" meinte Lonny, die heute vollständig „direktionslos" zu sein schien, leichthin.

„Das ist ja reizend! Da möchte man ja rein die Hände über dem Kopf zusammenschlagen!" rief Ada aus, indem sie stehen blieb und Lonny aus ihren großen Augen durchdringend anblickte. „Hast Du Dir vorher auch alle Konsequenzen Deines Ausspruches überlegt oder hast Du, wie gewöhnlich, gedankenlos in den Wind hinein geredet?"

„Nun, man muß es doch nicht mit allem so genau nehmen!" entschuldigte sich die jetzt schon ganz eingeschüchterte Lonny, indem sie das Köpfchen hängen ließ.

„Ich nehme es nun einmal mit allem genau, es gehört das zu meinen Prinzipien. Ebenso unbegründet war es, als Du den Doktor

einen netten Herrn nanntest. Ich finde ihn ziemlich garstig, wenn auch allerdings nicht ganz so häßlich, wie er mir geschildert worden ist!"

„Aber ein Herr kann doch nett sein, ohne gerade hübsch zu sein!"

„Was bezeichnest Du eigentlich als nett?"

„Bei einem Herrn ein frisches, männliches Aussehen, ein höfliches Benehmen und vor allem doch — die Kleine schlug verlegen lächelnd den Blick zu Boden — einen schönen Schnurrbart!"

„Du bist und bleibst ein Baby!" erwiderte Ada verächtlich.

* * *

Die beiden Kusinen fuhren noch am selben Abend nach dem väterlichen Gute zurück. Als Lonny am nächsten Vormittage mit einer Wirthschaftsschürze versehen das Vorzimmer passirte, stieß sie dort mit einem ungestüm eintretenden Herrn zusammen, in dem sie zu ihrer Bestürzung den Doktor erkannte.

„Ist Herr Förster zu Hause?" fragte dieser mit einer kräftigen Baßstimme, die Lonny als das durchaus stilgerechte Supplement zu dem schönen Schnurrbart erschien.

„Papa ist — wie ich glaube — auf dem Felde" antwortete Lonny verlegen. „Doch will ich einmal nachsehen, vielleicht ist er schon zurück. Wollen Sie unterdessen freundlichst im Saal Platz nehmen!"

„Bitte, laufen Sie mir doch nicht fort, mein Fräulein!" sagte der Doktor lächelnd. „Ich muß mich Ihnen ja erst vorstellen. Also: Konrad Brunnhofer, Doktor der Medizin, seit vierzehn Tagen Kirchspielsarzt auf Weidensee, bis dato in der Gegend ganz unbekannt und darum vielleicht auch verkannt, bedarf, da er sich bisher mehr auf dem Anatomikum und dem Fechtboden als auf dem Parkett erprobt hat, durchaus der Nachsicht und des hohen Schutzes der Damenwelt."

„Da kann ich Sie gleich beruhigen", fiel Lonny rasch ein, „wir haben in unserem Hause nämlich gar kein Parkett!"

„Das ist ja sehr, sehr tröstlich!" lachte der Doktor in urkräftigen Tönen, während der armen Kleinen, die sich alsbald ihres Mißverständnisses bewußt wurde, eine helle Röthe ins Antlitz flog.

„Ich will aber jetzt doch wirklich nachschauen," begann sie von Neuem, „ob nicht mein Vater —"

„O bitte, bemühen Sie sich nicht!" unterbrach er sie. „Das machen wir viel einfacher!"

Er hatte bei diesen Worten die Hausthür geöffnet und rief nun eine auf dem Hofe vorüberschlendernde Magd heran. „Du machst Dich sofort auf die Beine, stolze Schöne" befahl er, „suchst den Herrn auf und sagst ihm, daß der Doktor gekommen ist."

Damit schlug er die Thür zu und wandte sich wieder an Lonny. „So mein Fräulein, jetzt begeben wir uns, wenn es Ihnen recht ist, in den Saal und Sie weihen mich in die hochwichtigen Verwandschaftsverhältnisse und andere soziale Fragen der hiesigen Gegend ein. Bitte ganz ungenirt, thun Sie, als ob Sie zu Hause sind!"

Als Lonny, zwischen Erheiterung und Befangenheit schwankend, zögerte, bemerkte er, während sich um seine jugendfrischen Augen gemüthliche, onkelhafte Fältchen bildeten:

„Ich sehe, Sie suchen nach einem Vorwande, um mir zu entfliehen und sich schnell Ihrer Wirthschaftsschürze zu entledigen. Ich begreife nicht, warum die jungen Damen sich so ungern gerade in der Ausstaffirung zeigen, welche die rühmlichste für sie ist und sie dabei noch so nett kleidet. Nicht wahr, mein Fräulein, Sie beweisen mir Ihre Nachsicht für mein ungehobeltes Wesen dadurch, daß Sie mir gerade in diesem Kostüm Gesellschaft leisten? Wenn ich bitten darf!"

Er hatte die Saalthür geöffnet und nöthigte die belustigte Lonny zum Eintreten. Es entspann sich eine lebhafte Unterhaltung zwischen den beiden und nach zehn Minuten war es ihnen, als ob sie schon seit Jahr und Tag miteinander verkehrt hätten. Die Kleine kam seinem Wunsche, ihm von den geselligen Verhältnissen der Gegend zu erzählen, gern nach und da sie sich bald völlig frei und unbefangen fühlte, so ging ihr winziges Mündchen bald wie ein Mühlenrädchen. Der nach einiger Zeit nach Hause kommende Vater war höchst überrascht, in seinem sonst so stillen Hause laute Unterhaltung und helles Gelächter zu hören. Kaum hatte er jedoch eine kleine Weile in der Gesellschaft des Doktors verbracht, als seine Wirthschaftssorgen sich in luftigen Nebel auflösten und er mit entwölkter Stirn in den zwanglosen, behaglichen Ton des Besuches einstimmte. Sein ehemaliger Humor wurde wieder wach, alte halbvergessene Anekdoten aus seiner Jugendzeit fielen ihm ein, und er freute sich wie ein Kind, als er sah, daß sie den Beifall des Gastes fanden.

Lonny benutzte jetzt die Gelegenheit, um zu verschwinden, denn es war nach den Traditionen des baltischen Landlebens vollständig ausgeschlossen, daß der Gast, ohne etwas zu sich genommen zu haben, wieder

das Haus verließ. Trotz seines Sträubens mußte der Doktor sich ein zwar frugales, aber reichhaltiges und wohlschmeckendes Frühstück vorsetzen lassen und nach demselben noch eine Cigarre rauchen. Endlich brach er auf unter dem Bemerken, daß er sich noch auf seinen morgigen Besuch bei den Damen des Gutsherrn vorbereiten müsse. „Wie ich höre", wandte er sich scherzend an Lonny, „sind Ihre Fräulein Kusinen hochgebildete Damen, die Einem verwünscht scharf auf den Zahn fühlen. Ich will noch in aller Eile etwas Litteraturgeschichte und Geschichtstabellen repetiren, ich habe immer sehr viel Glück bei meinen Prüfungen gehabt und hoffe, in denjenigen Fragen dranzukommen, die ich gerade durchgenommen habe."

Als die Kleine ihn tröstete, es würde so schlimm nicht sein, meinte er mit verschmitzter Miene, sicher sei sicher, denn Damen seien viel gefährlichere Examinatoren als Professoren, weil man ihnen nun einmal kein X für ein U machen könne. „Ueberhaupt", schloß er, „sind mir Damen ein unheimliches Geschlecht, nur vor Ihnen, Fräulein, empfinde ich ganz und garkeine Furcht. Würden Sie wohl die große Huld haben, mir zu gestatten, daß ich mich unter Ihren Schutz begebe?"

„Unter meinen Schutz?" fragte sie lachend.

„Ja, im Ernst, unter Ihren Schutz! Sie wissen gar nicht, was für ein angenehmes Gefühl der Sicherheit so einen armen, hilflosen Mann überkommt, wenn er sich geborgen unter den Flügeln einer jungen Dame weiß. Ich zähle mit Bestimmtheit auf Ihre Protektion, mein gnädiges Fräulein!"

Er verneigte sich vor ihr mit der Unterthänigkeit eines Vasallen und nahm mit gutgeheucheltem Ernste auf seinem wettergebräunten Schelmengesicht Abschied.

* * *

Die nächsten Wochen verwandte Konrad Brunnhofer ausschließlich auf Anknüpfung von Bekanntschaften in der Nachbarschaft. Ihm war allerdings nichts über den Umlauf der ihn in so ungünstigem Lichte darstellenden Gerüchte zu Ohren gekommen, doch kannte er das Leben auf dem Lande gut genug, um zu wissen, daß derjenige, der sich vornehm isolirt, sehr bald der großen Acht und Aberacht verfällt und von allen Lästerzungen als vogelfrei angesehen wird. Und es war wunderbar, wie bald die Situation sich zu seinen Gunsten zu verschieben begann, was er na-

türlich nicht zum Wenigsten seinem frischen und heiteren Wesen zu verdanken hatte. Jeder Mensch unterhält sich gern und trägt darum denen, die ihm über die Langeweile und Trübsal des Dasein hinweghelfen, eine besondere Sympathie und Erkenntlichkeit entgegen. Der ernste und verschlossene Mensch kann noch soviel inneren Werth besitzen, man wird, falls dieser sich nicht in aufsehenerregenden Leistungen kundgiebt, sich nicht die Mühe geben, demselben nachzuspüren. Der Schalk dagegen genießt, wenn anders er durch seinen Witz nur erheitert, nicht verletzt, den Vorzug, daß jedermann seine guten Seiten anerkennt, ja diese sogar sucht und hervorhebt. Von der Liebenswürdigkeit und dem Humor des Doktors war bald die ganze Gegend voll und man begann diejenigen, welche die ungünstigen Gerüchte über ihn in Umlauf gesetzt hatten, sehr schief anzusehen. Mütter heirathsfähiger Töchter warfen ihm ermuthigende Blicke zu, halbverwelkte Lilien begannen das Haupt zu erheben und ihm zart und geheimnißvoll entgegenzuschmachten. Ada und Dina ließen ihre soliden Kenntnisse in der Litteratur und den schönen Künsten ganz verkümmern und wandten sich ausschließlich den realen Wissenschaften der Physik, der Chemie, der Naturwissenschaft und der Physiologie zu. Der Doktor hatte einmal gesagt „Hol' der Kuckuck die ganze Romantik!" und seitdem fanden sie, daß sie eigentlich äußerst wenig romantische Anlagen, dagegen viel unbefangenen Wirklichkeitssinn und rascherfassende Beobachtungsgabe (Worte aus einem populären Werke von Büchner oder Preyer) hatten. Einmal hatte Ada den Doktor dadurch frappirt, daß sie während einer Debatte über das erhitzte Trinken mit ruhiger Sachlichkeit hingeworfen hatte: „Ich glaube, daß man früher die Gefahr desselben überschätzt hat, doch bleibt es wohl unbestreitbar, daß durch den kalten Trunk die Kapillargefäße allzu plötzlich komprimirt werden!" Der Doktor hatte sich darauf tief verbeugt und anscheinend voll unverhohlenster Bewunderung erwidert: „Ich neige mich in Demuth vor Ihren profunden Kenntnissen in der Medizin, meine Gnädige!"

Bald darauf hatte er auch einen praktischen Erfolg seines ärztlichen Einflusses zu verzeichnen. Ada hatte ihm früher viel über ihre Nervosität vorgeklagt. Nachdem er sich aber einmal ziemlich malitös über die Nervosität wohlhabender und zeitgesegneter junger Landfräulein, denen doch hundert Gegenmittel dagegen zur Verfügung ständen, geäußert hatte, hörten die Klagen auf. Ada begann sich, seinen Rathschlägen gemäß viel Bewegung zu machen, spazieren zu gehen, zu reiten und siehe da! ihre

frühere Robustheit, die sie schon verloren geglaubt hatte, stellte sich wieder ein. Als sie jedoch dem Doktor freudestrahlend berichtete, ihre nervösen Zufälle hätten infolge der von ihm empfohlenen Kur fast vollständig nachgelassen, war dieser so bescheiden oder so boshaft (genau konnte sie das nicht unterscheiden) zu bemerken, daß sie seiner Meinung nach niemals wirklich nervös gewesen sei.

Konrad begann bald mit einer gewissen Vorliebe die Gesellschaft der beiden Schwestern zu suchen und sich mit besonderem Vergnügen mit Ada zu unterhalten, die es nie an interessanten Gesprächsstoffen fehlen ließ und ihm stets eine intelligente und verständnißvolle Zuhörerin war. Sie drückte ihm das Vergnügen, von ihm belehrt zu werden, einmal sogar so unumwunden aus, daß er mit vielsagenden Lächeln entgegnete: „Es wird mir ein Vergnügen sein, Ihren Wünschen entgegenzukommen und Ihre wissenschaftlichen Fortschritte zu unterstützen. Ich hoffe noch einmal eine ganz besonders eklatante Gelegenheit zu haben, Sie an unser heutiges Gespräch zu erinnern. Bitte vergessen Sie dasselbe nicht, mein Fräulein!" — „Ich werde es nicht vergessen," lispelte Ada, die den Sinn dieser geheimnißvollen Worte nicht zu errathen vermochte, aber doch etwas für sie Schmeichelhaftes darin vermuthete, mit zu Boden gesenkten Blicken.

Die beiden klugen Schwestern konnten bei der Bereitwilligkeit mit welcher der Doktor auf ihre wissenschaftlichen und sonstigen Bedürfnisse einging, nicht ahnen, daß dieser mit seiner kleinen Nachbarin Lonny die er in Gesellschaft wenig zu beachten pflegte, unterdessen einen recht regen und freundschaftlichen Verkehr angeknüpft hatte. Er hatte eines Tages bemerkt, daß Lonny ein Croquetspiel besaß und seitdem eine leidenschaftliche Vorliebe für dieses edle Spiel an den Tag gelegt. Wenn sein anstrengender Beruf ihm einmal des Nachmittags ein Stündchen freie Zeit ließ, dann versäumte er nie, nach dem nur etwa eine Werst entfernten Gute hinüberzuwandern und Lonny den Fehdehandschuh zu einer Partie Croquet vor die Füße zu werfen.

Am Ende des Gartens befand sich ein von alten Linden eng umsäumter Platz, auf dem die beiden eifrigen Partner ihre Hämmer schwangen und ihre Kugeln über den Rasen sausen ließen. Näherte ein Wagen sich dem Gute, dann konnte man von dieser Stelle aus ganz genau erkennen, wer darin saß, ohne selbst gesehen zu werden. Behagte der Besuch dem Doktor nicht — und das war meistentheils der Fall — dann

pflegte er durch ein Seitenpförtchen zu verschwinden und durch die Felder und Wiesen einen nach dem Doktorat führenden Fußpfad einzuschlagen. Niemals aber benutzte Konrad Brunnhofer dieses Pförtchen, wenn er kam, sondern er ging in diesem Falle stets offen und frei durch die Hausthür.

Seit Lonny zum ersten Mal in einer Gesellschaft den Doktor und Ada beisammen gesehen hatte, suchte sie sich mit der ganzen Hingebung ihres uneigennützigen, zu überspannter Opferbereitschaft erzogenen Gemüths einzureden, daß aus den Beiden durchaus ein Paar werden müsse. Sobald sie sich nur in Konrads Gesellschaft befand, wußte sie mit unfreitigem Geschick das Gespräch alsbald auf ihre schöne Kusine zu lenken und unendlich viel Treffliches und Rühmliches von ihr zu berichten. Es wunderte sie allerdings, daß der Doktor, sobald jemand von den Kusinen nach Weidensee herüberkam, stets zu seinem „Fuchsloch" (wie er das Seitenpförtchen benannte) hinausflitzte, doch fand sie eine ausreichende Erklärung dafür in der Annahme, daß er es zu vermeiden wünsche, durch diese weltabgeschlossenen Croquetpartien Ada's Eifersucht zu erregen. Sie für ihr Theil wußte ja allein, wie ungefährlich dieselben waren, wie er eigentlich nur kam, um von Ada sprechen zu hören, um mit einer Person zu verkehren, der er sein volles Vertrauen entgegenbringen konnte.

Ihre Unterhaltungen mit dem Doktor waren in der That gewöhnlich durchaus harmloser Natur, und liefen fast stets auf irgend eine unschuldige Neckerei hinaus. Nur zuweilen war es Lonny so, als ob er ihr doch ein klein wenig den Hof mache. Freund Konrad hatte eine ganz verwünschte Manier, seine Liebenswürdigkeiten in irgend einen Scherz, eine alberne Redensart zu kleiden, so daß er es gleichsam der Dame überließ, herauszufinden, wieviel sie davon ernst zu nehmen habe. Ab und zu kam wohl auch eine kleine Vertraulichkeit vor, wie z. B. daß er ihre Hand etwas fester drückte oder gar galant an die Lippen führte, aber die kleine Dame sah darin nur einen neuen Beweis, daß er sie bereits vollständig als seine Freundin und Vertraute betrachte. Nur ein einziges Mal trat er aus seiner im Ganzen doch immer ehrerbietigen Zurückhaltung heraus, das war, als sie eine verlorene Wette dadurch einlöste, daß sie ihm eine von ihrer Hand gestickte Cigarrentasche mit seinem Monogramm und dem Wappen seines Korps (das sie sich heimlich zu verschaffen gewußt hatte), überreichte. Mit verzücktem Gesicht bemächtigte er sich ihrer kleinen Hand und preßte unter bewundernden

Ausrufen über die Kunstfertigkeit derselben seine Lippen in alter Hurtigkeit auf sämmtliche fünf Finger nach der Reihe.

Da hätte man aber die kleine Prinzessin sehen sollen! Mit glühenden Wangen und blitzenden Augen entriß sie ihm die Hand und rief empört: „Wie dürfen Sie das wagen, wie dürfen Sie sich derartiges herausnehmen! Ich weiß nicht, wie ich ein solches Benehmen nennen soll! Bald hätte ich —"

„Nun bald hätten Sie?" fragte der mit drolliger Armensündermiene vor ihr stehende Konrad gespannt.

Sie schwieg und blickte mit zusammengepreßten Lippen seitwärts.

„Nun sprechen Sie es doch offen aus: Bald hätten Sie mir eins versetzt! Nicht wahr, das wollten Sie doch sagen?"

„Nun und wenn dem so wäre?"

„Ja warum thun Sie es denn nicht? Ich pflege die Folgen meiner Handlungen stets ohne Murren auf mich zu nehmen."

Sie sah ihn zweifelnd an. „Ihnen ist nicht zu trauen! Sie haben so ein schrecklich energisches Gesicht und sehen nicht aus, als ob Sie sich auch nur mit einem Finger anrühren ließen. Am Ende schlagen Sie zurück!"

Der Doktor brach in ein Gelächter aus, wie es die alten Linden wohl noch nie gehört haben mochten. „Nein das ist köstlich" stieß er, sich schüttelnd, in abgerissenen Lauten hervor, „das ist unbezahlbar! Aber nun sagen Sie mir doch um Gotteswillen, Fräulein Lonny, worin denn mein furchtbares Vergehen bestand. Ich habe Ihnen doch schon früher die Hand geküßt!"

„Ja aber doch nicht die Finger und noch weniger alle fünf auf einmal!"

„So, waren es wirklich alle fünf? Verzeihen Sie schon, liebes, gutes Fräulein, ich bin ja solch ein dummer Kerl, der nicht einmal bis fünf zählen kann. Halten Sie meinem schlecht entwickelten Zahlensinne etwas zu gute!"

Sie konnte doch nicht mehr ernst bleiben. „Jedenfalls", entschied sie, mit dem Lachen kämpfend, „dürfen Sie mir, da sie sich so leicht verzählen, von nun ab gar nicht mehr die Hand küssen. Das ist für beide Theile die einfachste Lösung."

„Für Sie ist die Lösung einfach," seufzte Konrad, „und mir wird sie schwer genug. So sind die Gaben verschieden vertheilt!"

Das Prinzeßchen glaubte einen kolossalen Triumph erfochten zu haben und ahnte doch nicht, daß es bald in eine noch viel schwierigere Situation gerathen sollte. Es war ein paar Tage darauf, als eine vom Doktor croquetirte Kugel seiner Partnerin unversehens so heftig an den Fußknöchel flog, daß sie mit einem schlecht unterdrückten Schmerzensruf zu einer Rasenbank hinkte und sich dort nun mit wehleidigem Gesichtchen niederließ. Konrad kam unter inständigen Bitten um Vergebung heran, und bat um die Erlaubniß, das Füßchen untersuchen zu dürfen. „Nein, nein, auf keinen Fall!" rief die Kleine ängstlich. — „Es muß sein," versetzte er bestimmt, „man kann nicht wissen, ob der Knöchel nicht ernstlich verletzt ist. Geben Sie das kleine Ding nur her, es soll Ihnen kein Leid geschehen und Sie brauchen dabei nicht einmal den Schuh abzustreifen!"

Er strich und fühlte über die kleine Beule, die rasch emporgeschwollen war. „Nun, das ist nichts von Bedeutung," meinte er beruhigt, „ein wenig Arnika darauf und Sie werden bald eine merkliche Linderung spüren. Verzeihen, vergeben Sie freundlichst meine Ungeschicklichkeit!" Er hielt den kleinen Fuß noch in den Händen, streichelte ihn sanft, als ob es der eines Kindes wäre, und gab ihn, nachdem er ihn gleichsam zur Sühne noch einmal zärtlich mit den Lippen berührt hatte, endlich frei.

Lonny war starr vor Schrecken über seine Keckheit und konnte nichts weiter hervorbringen als: „Das — das war aber häßlich von Ihnen!"

„Mein Fräulein" replicirte er noch immer in kniender Stellung, voller Eifer, „Sie machen sich da eines vollständigen Mangels an Logik schuldig. Ich selbst bin allerdings häßlich, wenn ich aber mein unschönes Gesicht in Berührung mit einem hübschen Fuß bringe, so kann es nur dadurch gewinnen. Wie soll das also häßlich von mir sein? Zudem ist mir ihre Hand nicht mehr zugänglich, ich bin also degradirt und habe mich demgemäß zu entschädigen gesucht. Nicht wahr, Fräulein Lonny, Sie zürnen mir nicht?"

Als sie, mit der Hand vor den Augen, noch immer schwieg, fuhr er, die auf dem Schooße ruhende andere Hand erfassend fort: „Kommt Ihnen nicht eigentlich alles völlig natürlich vor? Sind Sie denn nicht ein wunderholdes Prinzeßchen, dem jeder gern huldigt und unterwürfig ist! Erproben Sie Ihre Macht über mich, schicken Sie mich in's Wasser, in's Feuer, ich werde auf Ihren Wunsch zum Amphibum, zum Sala-

mander! Und zur Belohnung gestatten Sie mir dann eine allerunterthänigste Huldigung, wie heute!"

Lonny wurde von einer zugleich holden und wehen Empfindung ergriffen. Aus seinen Worten sprach trotz ihres halb scherzhaften Anstriches eine tiefinnerliche Gluth, die jeden Widerstand zu brechen und zu verzehren drohte. Wie im Traume trat das halbverblaßte Bild ihres stürmischen Vetters vor ihre Seele und aus dieser dämmernden Erinnerung entsprang ihr das flammende Bewußtsein, daß alles ganz in der Ordnung sei, daß ihr Liebreiz süße Pein wachrufen und die Männer vor ihr in den Staub niederzwingen müsse. Dies war im Gegensatz zu ihren stolzen Kusinen ihre Sendung auf Erden, mit sanfter Gewalt, mit der Himmelsmacht eines in holdseligem Leibe wohnenden milden und zarten Gemüths das Selbstbewußtsein kraftvoller Naturen zu brechen, die Eisesharte männlichen Trotzes aufzuthauen, zum Schmelzen bringend und selbst dahinschmelzend, begehrt und Begehren duldend, angebetet und Liebe für Liebe spendend.

Doch nur kurze Zeit dauerte der beseligende Rausch, dann machte die überstrenge Erziehung, der sie während ihrer ganzen Jugend unterworfen gewesen war, sich zum ersten Mal in ihrem Leben in einer für sie heilsamen Weise geltend. Sie sprang auf und bemerkte nach Athem ringend, aber gleichwohl mit ziemlich unbefangenem Lächeln: „Herr Doktor, der Scherz ging zu weit, brechen wir die kleine Theaterprobe ab! Wenn wir einmal in irgend einer Liebhaber-Aufführung zum Besten strumpfloser Hüterjungen gemeinschaftlich mitwirken sollten, wird sie uns vielleicht zu Gute kommen, aber n u r dann. Sie verstehen mich doch?"

Der Doktor nahm sich diese Zurechtweisung zu Herzen und gestattete sich seitdem auch im Scherz keine Freiheit mehr, die sie befremden, oder gar verletzen konnte. Allerdings verzichtete er keineswegs darauf, ihr wenigstens in Worten zu huldigen und hier fand er das Prinzeßchen schon bedeutend nachsichtiger. Uebrigens verstand Konrad seinen Scherzen und Galanterien stets auch eine Dosis Ernst beizumengen. Er rieth ihr auch, ihre zum größten Theil recht phantastische Lektüre vorläufig ganz liegen zu lassen, und brachte ihr dafür bessere Romane, wie Freytags „Soll und Haben", „Die verlorene Handschrift", Trojan's und Seidel's gemüthvolle Humoresken, sowie die Schriften einiger gemäßigter moderner Realisten aus der Kreisstadt mit.

Seit der Szene beim Croquetspiel war übrigens Lonny von ihrer

fixen Idee, daß Ada und der Doktor ein passendes Paar abgeben würden, ziemlich zurückgekommen. Ihr Auftreten ihrer Kusinen gegenüber begann derart selbstständig zu werden, daß diese sich über die Ursachen dieses rebellischen Gebahrens vergebens die Köpfe zerbrachen. Doch hatten sie einstweilen Wichtigeres zu thun und zu bedenken, als ihre auffässige Kusine wieder zur Unterwerfung zu bringen.

In den Gesprächen mit dem Doktor suchte Lonny freilich noch immer mit einer Art von Pflichtbewußtsein den Anwalt Ada's zu machen, wenn es jetzt vielleicht auch zum Theil geschah, um zugleich seine Ansichten über dieselbe zu erforschen Mit wahrer Rührung sah Konrad bei solchen Gelegenheiten, wie sehr sie noch immer geistig zu ihren klugen Kusinen emporsah und von ihren eigenen Gaben gering dachte. Oft äußerte sie, wenn sie in einer angeregten Unterhaltung mit ihm begriffen war, es sei doch wirklich schade, daß Ada und Dina nicht zugegen seien, die ihn gewiß viel besser verstehen würden, als sie das mit ihrem unbedeutenden Verstande vermöge.

Er wurde einmal darüber ganz ärgerlich und sagte: „Ich begreife nicht, Fräulein Lonny, was Sie immer so viel von Ihren Kusinen zu reden haben. Sprechen wir doch lieber von Ihnen, das ist mir tausendmal interessanter."

„Sollten meine Kusinen Sie wirklich nicht interessiren?" fragte Lonny ganz erstaunt.

„Diese höchst schätzenswerthen Damen interessiren mich wirklich nur insofern, als sie Ihnen Theilnahme einflößen, ja, wie Sie eben gesehen haben nicht einmal soviel."

„Sehr schmeichelhaft, klingt jedoch nach dem, was ich gesehen habe, etwas unwahrscheinlich. Warum suchen Sie sich denn in Gesellschaft stets meinen Kusinen zu nähern, wenn der Verkehr mit ihnen Sie nicht anziehen sollte?"

„Ja das ist nun so eine eigene Sache. Diese Damen wünschen wissenschaftlich belehrt zu werden und ich bin nicht der Mann dazu, um irgend jemand den Trost der Wissenschaft zu versagen, wenn er desselben zu bedürfen scheint. Uebrigens interessire ich mich ja auch bis zu einem gewissen Grade für das, was sie sagen und treiben, aber nie und nimmer für ihre Personen. Was Sie dagegen plaudern und schaffen — Sie sehen ich rede vollständig offenherzig zu Ihnen, Fräulein Lonny — nimmt oft mein Interesse gar nicht besonders tief gefangen, während Ihre Per-

son mir stets eines der anziehendsten psychologischen Räthsel bleibt, denen ich je begegnet bin."

„Ich bin ein psychologisches Räthsel? Das klingt ja ganz unheimlich. Wodurch erscheine ich denn so räthselhaft?"

„Dadurch, daß Sie, eine junge Dame von den mannigfachsten Gaben des Körpers und des Herzens, von Ihren — nun sagen wir, von Ihren guten Eigenschaften — gar keine Ahnung zu haben scheinen und sich stets mit denselben im Schatten halten, während andere junge Mädchen Ihres Alters es doch gut genug verstehen, sich in die günstigste Beleuchtung zu stellen."

„Sie haben eine sehr freundliche Meinung von mir", erwiderte Lonny verlegen, indem sie angestrengt auf ein paar Figuren blickte, welche die Spitze ihres Sonnenschirms scheinbar aus eigenem Antriebe in den Sand zeichnete. „Es ist aber doch gut, daß ich diese Ueberschätzung meiner Person nicht theile. Es wäre wirklich auch gar zu lächerlich, wenn ich, geistig ein herzlich unbedeutendes Wesen, dem Aeußern nach un petit minois chiffoné — ein nichtssagendes Frätzchen mit unregelmäßigen Zügen — mich mit meinen begabten und schönen Kusinen in irgend einer Weise vergleichen wollte."

„Mein Fräulein", remonstrirte er eifrig, „ich bitte Sie, sich selber nicht solches Unrecht zuzufügen. Glauben Sie nicht, daß ich Ihnen jetzt fade Komplimente über Ihre äußere Erscheinung machen werde, davon bin ich weit entfernt. Aber mir sagt nach meinem Geschmacke jedenfalls solch ein „nichtssagendes Frätzchen", wie Sie sich auszudrücken belieben hundertmal mehr zu, als kalte Marmorstirnen —"

„Hinter denen sich hohe und kluge Gedanken bergen —"

„Hinter denen sich ganz unnütze, verliebte Gedanken bergen —"

„Woher wissen Sie denn das?" Sie fragte es in fast beleidigtem Tone.

„Hm, hm! Ich weiß es allerdings nicht, nein ganz und gar nicht! Doch bin ich ein Stück Menschenkenner und ahne zuweilen, was hinter einer glatten, weißen Stirn schlummert."

„Ich habe keine Möglichkeit, Sie von Ihrem durchaus unbegründeten, gehässigen Urtheil über meine Kusinen abzubringen. Aber ich kann mich nur höchlichst darüber wundern, daß Sie, ein gebildeter und gescheidter Mann, ihnen die geistige Bedeutung absprechen."

„Die geistige Bedeutung keineswegs, sie haben ja unstreitig einen

klaren und scharfen Verstand, ihnen fehlt aber eine für die Frau durchaus nothwendige Ergänzung dazu. Sie vermögen nur mit dem Kopfe, nicht mit dem Herzen zu denken."

„Was heißt das? Das verstehe ich nicht!"

„Sie verstehen nur den Ausdruck nicht, den Begriff aber so wohl, daß ich Ihnen denselben nicht zu erläutern brauche. Der größte Theil der Weisheit der Frau läßt sich in das eine Wort „Herzenstakt" zusammenfassen. Darum bitte ich Sie, liebes, verehrtes Fräulein Lonny, die Sie ganz Seele, ganz Natur und Gemüth sind, von sich und Ihren Fräulein Kusinen nie in einem Athem zu sprechen! Auf einem Gastmahl, das ich einmal mitmachte, wurde Eis in Glasschalen gereicht, die innerlich durch eine Gasflamme erleuchtet waren. Sehen Sie, genau so ist das Wesen Ihrer Knsinen geartet, von außen starr und kalt, von innen wohl vom Verstande durchleuchtet, aber nicht vom Gemüth erwärmt. Sie verzeihen mir schon den etwas drastischen Vergleich! Wissen Sie, wer mir im Hause Ihres Onkels noch am Sympathischsten ist?"

„Nun?"

„Ihr Onkel selbst!"

„Wie merkwürdig. Auch bin ich ihm eigentlich am Meisten zugethan, habe aber immer geglaubt, daß mein Geschmack mich darin ein wenig irre geführt hat. Meine Kusinen urtheilen jedenfalls hart über ihren Vater und charakterisiren ihn als einen Menschen, dem der Profit über alles geht."

„Die Töchter sind ganz genau so wie er, nur daß sie innerlich unwahr sind, während er eine gewisse, wenn auch zuweilen recht rohe und cynische Aufrichtigkeit besitzt. Ich halte es nun einmal mit den geraden, einheitlichen Menschen. Doch scheint auch er an einem inneren Widerspruch zu kranken."

„An was für einen?"

„An dem Widerspruche zwischen seinen Jahren und seinen Wünschen und Plänen. Er ist gegenwärtig voll von weitangelegten Projekten, läßt sogar sein Haus neu einrichten, als ob in nächster Zeit dort eine neue „Gnädige" ihren Einzug halten sollte. Nun, den Fräulein Töchtern gönne ich die Stiefmama von Herzen und wenn er eine geeignete und treue Gefährtin für den Rest seines Lebens finden sollte, so soll mir's auch recht sein, denn er ist ein stattlicher Mann und kann noch manches Jährchen leben. Nur soll der alte graue Uhu sein Auge nicht auf zarte

weiße Tauben werfen, die sind für ihn zu schade! Es könnte sich ein Jäger finden, der ihn bei einem solchen Vorhaben überraschte und flügellahm nach Hause schickte! Die Taube aber soll sich einstweilen in Acht nehmen!"

* * *

Wenn Konrad Brunnhofer in allen Häusern, wo das weibliche Element vorherrschte, bald ein gerngesehener Gast und ein beliebter Arzt wurde, so erwuchsen ihm doch wiederum von anderen Seiten nicht geringe Schwierigkeiten. Es gab in der Gegend eine aus ein paar älteren Gutsbesitzern, aus Förstern, Arrendatoren u. a. m. zusammengesetzte Gruppe hartgesottener Zechbrüder und Jagd-Kumpane, die nur einen Lebenszweck kannten, den, täglich um ein Jagdfrühstück älter zu werden, nur einen Wahlspruch, den aus der „Fledermaus": „In die Ewigkeit — Immer so wie heut," nur ein Ideal und Heiligthum, den süßen Dusel der Gewohnheit. Alles Neue, Frische, Junge erregte ihr größtes Unbehagen, ihr tiefstes Mißtrauen. Sie duldeten es, wenn es ihnen Abwechselung und Kurzweil brachte, sie verneinten aber vollständig seine Daseinberechtigung, wenn es ihren Weg zu kreuzen wagte, oder sie gar aus den so prächtig eingefahrenen Geleisen drängte.

Die Opposition gegen Konrad begann, als dieser der Frau eines jener Herren während einer schweren Krankheit Verhaltungsmaßregeln nach einer neuen Methode ertheilte. Der neue Doktor, hieß es bald, sei ein gefährlicher Umstürzler und Neuerer, er stelle alles auf den Kopf, mißachte alte, bewährte Erfahrungen. Der alte Doktor sei doch ein ganzer Kerl gewesen, der auch auf der Jagd und am Kneiptisch seinen Mann gestellt habe und wie anders habe der die meisten Krankheiten angefaßt. Solchen verkehrten Vorschriften brauche kein vernünftiger Mensch Folge zu leisten. Niemand sei verpflichtet, sich zu Experimenten herzugeben. Die Unzufriedenheit wuchs, als der Doktor in den einzelnen Häusern für moderne Hygieine zu wirken begann und sein Augenmerk namentlich auf die richtige Behandlung der Kinder richtete. Er setze allen Weibern Raupen in den Kopf, erschallte jetzt der Alarmruf, und wenn man dem nicht rechtzeitig ein Ende mache, werde in den Häusern bald alles drunter und drüber gehen, die Frau das große Wort führen, der Mann den Mund zu halten haben. Als Konrad vollends so kühn war, gegen die in der Gegend so verbreitete Unmäßigkeit im Trinken zu eifern und den

Alkohol als einen der ärgsten Feinde der menschlichen Gesundheit zu bekämpfen, da war — obgleich er dabei keineswegs als fanatischer Nüchternheitsapostel auftrat, sondern in gemüthlicher Gesellschaft selber mit Wohlbehagen sein Gläschen schlürfte — dem Fasse der Boden ausgeschlagen. Die sich in ihren unantastbarsten Rechten bedroht fühlende Kumpanei schaarte sich eng zusammen und that ihn feierlich in die Vehme. Die schwärzesten Gerüchte wurden über ihn in Umlauf gesetzt, er galt in diesem Kreise bald als eine Art Erzfeind und Antichrist und jeder Einzelne aus demselben hätte im Krankheitsfalle lieber tagelang eines fremden Arztes geharrt, als sich an den Kirchspielsarzt Dr. Konrad Brunnhofer gewandt.

Konrad konnte nicht länger rühig zusehen, wie sein Ansehen untergraben und seine Praxis geschmälert wurde. Er beschloß den Stier bei den Hörnern zu packen, die Gesellschaft seiner Feinde aufzusuchen und es entweder zu einem ehrenvollen Frieden oder zu einem offenen Bruche mit ihnen zu treiben. Etwas Politik, einige kleine Zugeständnisse waren erforderlich, da war nun einmal nichts zu machen, namentlich mußte er sich rüsten, unendliche Mengen von Spirituosen zu vertilgen und massive Grobheiten schlagfertig zu erwidern. In der Hauptsache aber gab es für ihn keinen Rückzug, sie mußten ihm einräumen, seine ärztlichen Anschauungen ungehindert vertreten zu dürfen, oder das Tafeltuch zwischen ihm und dieser Gesellschaft war für immer zerschnitten.

Bei einem jungen Gutsbesitzer, der ein Studienfreund Konrads war, sollte eine Jagd stattfinden, zu welcher der größte Theil jener Herrschaften erwartet wurde und auch er eine Einladung erhalten hatte. Ein „strenger Termin" stand in Aussicht. Der junge Hausherr, ein körperlich und geistig recht kümmerlich entwickeltes Individuum, verkehrte mit besonderer Vorliebe mit den Wüstlingen und Rumorbrüdern der Gegend, in deren Gesellschaft er sich besonders kraftvoll und männlich vorkam. Er pflegte mit seiner piepsrigen Stimme stets die derbsten und unzweideutigsten Bemerkungen zu machen, in der Unterhaltung, im Wortgefecht (was bei zarten und schwächlichen Naturen ja durchaus keine Seltenheit zu sein pflegt) die wildesten und rohesten Anschauungen zu entwickeln und dem Bacchus mit solcher Hingebung zu fröhnen, daß er gewöhnlich als Erster unter den Tisch sank. Sein Intimus war der Förster Meinert, ein Bär von einem Menschen, der sich durch seine waidmännische Tüchtigkeit, sein urwüchsiges Wesen und seinen schonungslosen Humor ungeachtet seines

jugendlichen Alters von erst zweiunddreißig Jahren zum unbestrittenen Mittelpunkt des Kreises emporgeschwungen hatte.

Als Konrad bald nach Sonnenaufgang auf dem Gute eintraf, war die Gesellschaft bereits zum Jagdplatz aufgebrochen. Mit Mühe und Noth fand sein Kutscher denselben nach der Beschreibung eines Bauernweibes auf. Konrad verließ den Wagen, suchte sich den nächsten geeigneten Standplatz aus, auf dem er den ganzen Morgen über nicht zum Schusse kam und endlich, als er in gelangweilter und übermüdeter Verfassung etwas vor den Lauf bekam, nichts als zwei tüchtige Pudel zu Wege brachte. Während des Frühstücks fehlte es nicht an kräftigen Sticheleien, die er mit guter Laune abzuwehren wußte. Später wurde noch etwas gejagt, wobei es ihm nicht besser erging, so daß er recht froh war, als man sich endlich heimwärts begab.

Als man sich nach der Rückkehr zur Hauptmahlzeit niedersetzte, suchte er sich wenigstens durch tüchtiges Zugreifen für die Mißerfolge des Tages zu entschädigen. Seine Nachbarn beobachteten mit Staunen, wie er ein Glas Wein nach dem andern hinunterbeförderte und einer von ihnen fragte schließlich in einem Tone, als ob er seinen Augen nicht traute: „Ja wie ist mir denn, Herr Doktor, sind Sie denn nicht ein halber Temperenzler?“ — „I wo, fällt wir gar nicht ein.“ — „Sie eifern aber doch mit Vorliebe gegen die Unmäßigkeit!“ — „Allerdings, aber bloß gegen die zur Regel gewordene, fortgesetzte Unmäßigkeit. Eine vereinzelte kann eine kräftige Konstitution wohl ertragen. Es ist zuweilen ganz heilsam, der Natur einen kleinen Stoß geben.“ — „Nun, das finde ich wirklich höchst verständig gedacht, ich sehe, daß man mir Sie und Ihre Ansichten in ganz falschem Lichte dargestellt hat. Was halten Sie denn von einem täglichen mäßigen Schnapsgenuß!“ — „Hm, wieviel Schnäpse trinken Sie täglich?“ — „Zum Frühstück einen oder zwei, zu Mittag einen und zum Abendessen wieder einen bis zwei.“ — „Das sind also mindestens sechs bis sieben täglich.“ — „Erlauben Sie, durchaus nicht —“ — „Erlauben Sie, es wird ungefähr stimmen. Und fühlen Sie sich dabei wohl?“ — „Nicht ganz. Ich leide zuweilen an leichten Herzklopfen, Blutandrang nach dem Kopfe. Meinen Sie, daß es am Ende besser für mich wäre, das Schnapstrinken ganz aufzugeben?“ — „Halten Sie es fürs Erste so, daß Sie zum Frühstück einen Schnaps, zu Mittag gar keinen und kurz vor dem Abendessen wieder einen trinken. Richten Sie sich einen Monat lang genau nach dieser Vorschrift, dann wollen wir

weiter über die Sache reden." — „Ich danke Ihnen, Herr Doktor, ich werde Ihren Rath befolgen."

Durch seine aufgeknöpfte Art, seine Lebhaftigkeit in der Unterhaltung und vor allem seine Ausdauer im Zechen gelang es Konrad im Laufe des Abends alle Vorurtheile und Antiphathien gegen ihn zu zerstreuen. Bloß Förster Meinert, der sich ärgerte, daß er nun nicht mehr allein das große Wort führen sollte, suchte sich wiederholt an ihm zu reiben und da der Doktor scharf erwiderte, so kam es schließlich gar zu einer Forderung. Die übrige Gesellschaft, die ihre Gemüthlichkeit nicht gestört sehen wollte, brachte schließlich eine Einigung zwischen den erhitzten Gegnern zustande. Doch es dauerte nicht lange, so wurde der Förster von Neuem ausfallend. Der Doktor kehrte ihm frostig den Rücken zu und bemerkte in gelangweilten Ton: „Ach was, mit Ihnen rede ich gar nicht, Sie nehmen ja alles gleich krumm!" Meinert versicherte, das werde nicht mehr geschehen und schlug, als er bloß auf ein erneutes zweifelndes Achselzucken stieß, dem Doktor einen halbstündigen Wortkampf vor, für dessen Dauer beide Theile sich mit ihrem Ehrenworte verpflichten müßten, nichts übelzunehmen. Die Umsitzenden, die sich größtentheils schon in recht gehobener Stimmung befanden, begrüßten diesen originellen Vorschlag mit freudigster Zustimmung, so daß der Doktor sich schließlich wohl oder übel genöthigt sah, auf denselben einzugehen.

Lange schwankte das Gefecht unentschieden hin und her und bald hatte der eine, bald der andere der Kämpen die Lacher auf seiner Seite. Schließlich gelang es dem Doktor doch, Meinert ein wenig in die Enge zu treiben, so daß dieser sich zu ärgern und, da ihm just nichts Besseres einfiel, seinen Gegner in hämischer Weise mit dessen schlechtem Schießen während der Jagd aufzuziehen begann.

„Ja", versetzte Konrad gleichmüthig, „Ich bin eben mein ganzes Leben lang scharf hinter der Arbeit hergewesen und habe daher nicht soviel Zeit zum müssigen Umherstrolchen durch die Wälder gehabt wie andere Leute. Kein Wunder, daß es mit meinem Schießen schwach bestellt ist."

„So, so, zum Strolchen durch die Wälder sind Sie also nicht gekommen? Da haben wir es in Ihnen wohl mit einem ganz gewöhnlichen Straßenstrolch zu thun?"

In der Corona begann es zu knistern und zu prasseln, doch verlor Konrad seine Kaltblütigkeit nicht. „Deutsch schwach!" urtheilte er mit

mißbilligenden Falten auf der Stirn. „Strolchen und Strolch ſind zwei ganz verſchiedene Begriffe!“

„Berufen Sie ſich ſchon auf Ihre Schulbücher?“ fragte Meinert mitleidig. „Wie leid thut mir ſo ein armer gebildeter Europäer!“

„Wie leid thut mir ſo ein armer Europäer!“ kam es bündig von der anderen Seite zurück.

Der Förſter bekam einen rothen Kopf, fuhr aber fort den Unbefangenen zu ſpielen. „Sie wollen mir damit wohl ausdrücken, daß ich weniger gebildet ſei, als Sie? Nun, ich hoffe Ihnen heute noch zu beweiſen, daß Ihre ganze Gelehrſamkeit gar nichts nutz iſt und das nicht mit grammatikaliſchem Firlefanz, ſondern mit dem geſunden Menſchenverſtande.“

„Wo wollen Sie denn den hernehmen?“ fragte Konrad.

„Das werden Sie ſchon ſehen. Antworten Sie mir zunächſt, als ſtudirter Mann, der für alles eine Erläuterung haben muß, auf folgende Frage: Was iſt die Hauptſache an einem guten Witz?“

„Die Kürze, ſagt Shakeſpeare. Sie ſehen, was ich beim Witzemachen für einen Vortheil von Ihnen voraus habe, denn ich bin mindeſtens um einen halben Fuß kürzer als Sie!“

Meinert, der durch dieſe unerwartete Wendung ganz aus dem Konzept gebracht wurde, brummte ärgerlich: „Ach, was ſoll hier nun wieder der Shakeſpeare! Wenn Sie den Mund nicht mit Ihrem gelehrten Kram vollnehmen können, dann ſchwankt Ihre Rede ſo hilflos umher, wie ein ſteuerloſes Wrack, das von den Wellen hin- und hergeworfen wird.“

„Dann ſtellen Sie wohl den Ocean vor, der mich in wilder Empörung hin- und herſchleudert?“

„Ich habe durchaus nichts gegen dieſen Vergleich.“

„Sehr wohl, er klappt auch vollſtändig; denn wenn ich Sie mir in Ihrem Grimm ſo recht betrachte, wird mir genau ſo zu Muthe, als hätte ich anhaltend in die hochgehende See geblickt!“

Der Förſter erfaßte den Sinn dieſer Worte nicht ſogleich, als er aber hinter den ganzen, für ihn ſehr wenig ſchmeichelhaften Gedankengang kam, brauſte er in kollerndem Zorne auf: „Herr, Sie haben ein ganz ungewaſchenes M . . ., ich ſehe, daß ich Ihnen eine Zahnbürſte kaufen muß!“

„Sollte es nicht", fragte der Doktor mit feinem Lächeln, „ganz dieſelben Dienſte leiſten, wenn ich einen Pinſel durch die Zähne ziehe?"

Hier verließ den Förſter die Geduld, er ſprang auf und ſtürmte ins Nebenzimmer mit dem Ausruf: „Ein ganz niederträchtiger Kerl, ich werde ihn von meinen Buſchwächtern durchprügeln laſſen". „Das wäre gegen die Abmachung!" rief Konrad ihm heiter nach. Um ſich zu beruhigen, warf Meinert raſch nacheinander drei Schnäpſe hinunter, kehrte dann vollſtändig umgewandelt zurück, ſchlug dem Doktor auf die Schulter, daß dieſer faſt vom Stuhle fiel und rief mit ſeines Baſſes Grundgewalt: „Sie ſind ein Grobian, Doktor, aber ein Hauptkerl, ein Hauptkerl! Sie müſſen durchaus Brüderſchaft mit mir trinken!"

„Da bin ich gern dabei!" ſtimmte Konrad zu und füllte zwei Gläſer für dieſe Haupt- und Staatsaktion. Eine ſolenne Verſöhnungsfeier beſchloß das denkwürdige Redeturnier.

Seit dieſem Tage ſtand Konrad in dem Jägerkreiſe in hohem Anſehen. Alle zu demſelben Gehörigen ſchworen auf ſeine Worte, ſtimmten ſogar begeiſtert zu, wenn er einmal eine Philippika gegen den Alkohol vom Stapel ließ und — fuhren fort, mit derſelben Ausdauer und Nachhaltigkeit zu frühſtücken wie zuvor.

Die Frühſtücksbrüder waren jedoch nicht die Einzigen geweſen, die der junge Doktor mit ſeinen rückſichtsloſen Neuerungsideen verſtimmt hatte. Es gab in der Gegend (bezüglich in der benachbarten Kreisſtadt) auch eine kleine Gruppe von Schriftgelehrten und Schöngeiſtern, die ihre Studien meiſt um die Mitte des Jahrhunderts gemacht hatten und deren Köpfe noch voll von den geiſtigen und politiſchen Idealen der achtundvierziger Jahre ſteckten. Konrad Brunnhofers Realismus und Skeptizismus, dem er ſtets mit vollſter Offenherzigkeit Ausdruck zu geben pflegte, berührte dieſe himmelan gerichteten Geiſter höchſt unangenehm. Die zarter Organiſirten zogen ſich mit mimoſenhafter Scheu vor ihm zurück, die Energiſcheren überſchütteten ihn kohortenweiſe mit dem zelotiſchen Zetermordio, unter dem in unſerem lieben Baltenlande ſo häufig ungewohnte Anſchauungen, eigenartige, ſelbſtſtändige Gedanken lebendig begraben zu werden pflegen. Da Konrad ſich jedoch nicht einſchüchtern ließ, ſondern als alter Fechter und Raufer den Fuß nicht um einen Fingerbreit von dem ſelbſtgezogenen Kreideſtrich zurückzog, ſo ſetzte es endloſe, unfruchtbare Debatten. Ein älterer Arzt, der ſeinen aufreibenden Beruf bereits aufgegeben hatte und nun, im Beſitze namhafter Erſpar-

niſſe, ausſchließlich wiſſenſchaftlichen Studien und Forſchungen lebte, ſuchte zuweilen zwiſchen den alten und den neuen Ideen zu vermitteln und der Unterhaltung den Charakter ruhiger, philoſophiſcher Auseinanderſetzung zu geben, was ihm bisweilen gelang, weit öfter aber mißglückte.

Einmal war der alte Herr nach einem beſonders heftigen Wortgefecht allein mit Konrad zurückgeblieben und wandte ſich an dieſen nun in freundſchaftlichem Tone: „Sie haben mit Ihrer ſchonungsloſer Kritik alter, eingewurzelter Schäden ja gewiß vielfach recht, Herr Kollege. Sie ſind aber darin auch ganz ein Neuer, daß Sie nur tadeln, nur bekritteln, nur negiren. Suchen Sie mehr auf poſitivem Wege zu wirken und Sie werden entſchieden größere Erfolge erzielen."

„Erſt muß das alte Haus eingeriſſen ſein, ehe das neue gebaut wird. Auf einen verfallenen erſten Stock kann man keinen zweiten ſetzen."

„Allerdings nicht, aber man muß doch wenigſtens den Plan des neuen Hauſes fertig haben, bevor man an das Einreißen geht. In Ihren Reden habe ich nun niemals einen ſolchen feſtumriſſenen Plan, niemals beſtimmte Prinzipien und Ideale entdecken können. Vor Ihrer Kritik bleibt nichts beſtehen."

„Sie werden mir doch nicht abſtreiten wollen, verehrter Herr Kollege, daß ich in meiner ärztlichen Wirkſamkeit durchaus nach feſten, klar ins Auge gefaßte Grundſätzen verfahre?"

„Von Ihrer ärztlichen Wirkſamkeit rede ich nicht, Sie ſind nicht bloß Arzt, ſondern auch Menſch. Welches ſind Ihre reinmenſchlichen Grundſätze und Ideale?"

„Ja, iſt es denn wirklich durchaus nothwendig, daß jeder Menſch Ideale hat?"

„Ich denke doch!"

„Wozu die Ideale! Sie werden doch niemals erreicht!"

„Können Ideale denn erreicht werden? Sind ſie überhaupt dazu da, um greifbaren Gewinn zu gewähren oder ſollen ſie nicht vielmehr hohe, leuchtende Feuermale ſein, nach denen wir auf ſtürmender See den Lauf unſeres Lebensſchiffleins lenken, ſtets ſehnend, ſtets hoffend, bis zum Tode muthiges Streben und Wagen in der Bruſt?"

„Ich muß Ihnen in gewiſſem Sinne recht geben. Es iſt ein Gewinn, ſich einem Ideal bloß nähern zu können. Aber welchem allgemeinmenſchlichen Ideal können wir heute wohl nachſtreben? Wir ſind ja arm

wie die Bettler geworden, wir können nicht einmal den Zunder und Schwamm liefern, mit denen jene Feuermale in Brand gesetzt werden."

„Um so heißer muß unser Sehnen, um so stärker unser Streben nach dem Fernen, Hehren, Glanzvollen sein, um so feuriger unser Drang, uns durch Nacht zum Lichte emporzuringen."

„Meiner Ansicht ist es vor allem unsere Aufgabe, uns vorzusehen, daß wir nicht durch trügerische Leuchtfeuer irregeführt und zum Scheitern gebracht werden. Die ganze Welt ist ja heute voll falscher Feuerzeichen, voller Elmsflammen und Irrlichter. Da heißt es für den, der in schwankem, gebrechlichem Fahrzeuge fährt, doppelt vorsichtig sein, das Auge auf den Kompaß heften, die Hand fest am Steuer halten. Ich richte mich nach der Küste, wo mir reale, körperliche Ziele winken. Ich strebe nicht nach Dingen, die ich nicht erreichen kann, meine Energie, mein Selbstvertrauen leiden darunter. Ich muß durchsetzen, was ich will, ich bin einmal so veranlagt, aber ich will dafür auch nichts, zu dessen Erringung und Durchführung ich die Kraft nicht in mir spürte. Das Hemd ist mir näher als der Rock, der erste Meilenstein näher als der zweite. Hätten alle Menschen nach diesen Grundsätzen gehandelt, es stünde heute besser um die Welt. Dann würde nicht für Phantome soviel Kraft vergeudet, soviel Lebensglück aufs Spiel gesetzt worden sein. Da haben sie versucht, gothische Dome zu errichten und vergessen, ein dauerndes Fundament zu legen, da sind sie wie „Hans Guck in die Luft" auf ferne, glückverheißende Ziele zugeeilt und dabei über die kleinen Hindernisse gestolpert, die ihnen vor den Füßen lagen. Wohin man nur den Blick richtet, überall hat der Idealismus schmählichen Bankerott erlitten, sich unfähig erwiesen, die Menschen glücklicher, edler und weiser zu machen. Hol' der Kuckuck die ganze Romantik!"

„Sie denken für einen jungen Mann Ihres Alters merkwürdig klar und nüchtern", versetzte der alte Herr, sein tiefes, dunkelblaues Auge sinnend auf Konrad richtend. „Aber dennoch urtheilen Sie keineswegs unparteiisch und objektiv. Wenn die Menschen über dem Fernen das Nächstliegende vergessen haben, wenn sie, wie Sie sich ausdrücken, über die kleinen Hindernisse vor ihren Füßen gestolpert sind, so muß ihnen das eben eine Mahnung sein, häufiger und ernstlicher auf ihren Weg zu achten, wie das ja schon der alte Goethe, dieser herrlich ruhige und klare Geist, so schön ausgedrückt hat: „Zu wandeln und auf seinen Weg zu sehn — Ist eines Mannes erste, nächste Pflicht." Warum aber sollen

wir das Ausschauen nach den alten, hohen Merkzeichen am Horizont ganz aufgeben? Was giebt denn z. B. Ihnen Halt und Leitung im Leben, was hindert Sie, moralisch zu sinken, in ihrem Streben nach dem Erreichbaren gegen die höchsten göttlichen und menschlichen Gesetze zu freveln?"

„Der hohe Ehrbegriff, den der ganze Zuschnitt unseres gesellschaftlichen Lebens, den meine an stolzen, freien und muthigen Eindrücken reiche Studienzeit mir tief und bleibend eingeprägt haben. Der genügt mir bis auf Weiteres vollständig."

„Beschränkt sich das sittliche Streben unserer einst so idealgesinnten akademischen Jugend heute in der That auf diese, im besten Falle doch bloß von einer Art Esprit de corps getragene Lebensauffassung?"

„Ich vertrete nicht die Anschauungen unserer akademischen Jugend, sondern meine eigenen, die von Konrad Brunnhofer, Dr med."

„Nun schön, nehmen wir an, Sie finden an Ihrem Ehrbegriffe Genüge. Aus welchem Grunde suchen Sie da aber anderen, welche diesen inneren Halt vielleicht nicht in demselben Grade besitzen wie Sie, ihre Ideale zu rauben?"

„Weil ich, wiewohl ich von den sogenannten leitenden Lebensprinzipien wenig halte, ein konsequenter Mensch bin, der die ihn umgebenden Dinge wenigstens nach den unabweislichen Forderungen der Zeit einheitlich gestalten möchte. In der ganzen Welt herrscht heute ein vollständiges geistiges Chaos, bei uns tritt dazu noch der Zusammenbruch unseres althistorischen sozialen und wirthschaftlichen Aufbaus. Aufzuhalten und zu retten giebt es da nichts. Wenn nun schon alles drunter und drüber gehen soll, dann möge es von Grund aus geschehen. Erheben wir das Chaos zum Prinzip!"

„Und was versprechen Sie sich vom Chaos?"

„Neues Leben. Vor jeder Schöpfung hat das Chaos geherrscht. Kommt es zu keiner Neuschöpfung, nun so tritt im allgemeinen Wanken und Stürzen stets die Kraft des Einzelmenschen zu Tage. Es ist die Regel, daß sich aus dem Untergange eines Organismus die Expansionskraft einzelner Zellen entwickelt. Stets erzeugt die Auflösung einer Gesellschaftsordnung entschlossene, eherne Naturen, denn wer es lernt, für sich allein dazustehen, sich ohne Anlehnung an andere durchzuringen, der ist ein Riese, dem keine Macht der Welt etwas anzuhaben vermag."

„Glauben Sie das Zeug zu einem solchen Riesen zu haben?"

„Offen gestanden, nein. Ich werde es kaum jemals zu etwas Be-

bedeutendem bringen, aber ich werde überall meinen Platz zu behaupten wissen. Mag das Unerhörteste, das Schreckenerregendste auf Erden geschehen, mich soll's nicht rühren. Ich habe einen kräftigen Arm und einen klaren Kopf, ich werde mich schon durchschlagen. Was Furcht ist, kenne ich nicht. Ich halte es mit dem alten Horaz: „Und wenn mir im Weltuntergang des Erdkreises Trümmer um den Kopf fliegen, mich soll man nicht zusammenzucken sehen!" Und glückt es nicht — mein Gott — was ist denn doch an diesem Erdendasein Großes gelegen? Soviel müssen wir doch nachgerade von den Herren Schwarzsehern und Weltgraulern gelernt haben, daß das Leben an sich einen äußerst geringen Werth besitzt, wenn wir es auch als folgerichtige Realisten nach seinen verschiedenen Abstufungen verschieden zu schätzen wissen."

„Wundersam, diese Bereitschaft mit allen und jeden Verhältnissen zu rechnen, sich in alles zu finden, ohne seine Persönlichkeit mit einem Prinzip, einem durchdachten System zu verknüpfen. In meiner Jugend schloß sich jeder denkende Mensch einer bestimmten Weltanschauung, einer bestimmten philosophischen Richtung an.

„Es war aber doch — nehmen Sie es mir nicht übel — größtentheils blauer Dunst, Bücherweisheit, Stubenhockerphantasie. Was haben Prinzipien, die man nicht in die That umzusetzen versucht, für einen Werth? Wo Prinzip und That zusammenfallen, ja, da ziehe ich meinen Hut! Der Durchschnittsdoktrinär aber ist ein Doppelmensch, je nachdem er nach seinen Idealen oder nach seinen reinmenschlichen Regungen handelt. Ich folge einfach meiner Natur, die ist schlicht und wenig komplizirt und betrügt mich nie."

„Nun wohl, auch diese Maxime könnten Sie zu einem festen System ausbilden, durch welches Sie sich über Ihren Beruf hinweg in eine rein geistige Sphäre zu erheben vermögen. Sie könnten das Große, Einheitliche in Ihrer Natur verstärken und das Kleine, Zersplitterte, Widerspruchsvolle, das keinem menschlichen Charakter ganz fehlt, zurückdrängen. Sobald Sie nach einem einheitlichen Gedankensystem zu handeln versuchen, sind Sie schon auf dem Wege, Ihre rein thierische Natur zu besiegen."

„Da muß ich Ihnen gewiß recht geben, Herr Kollege. Ich bin aber noch ein Werdender und bemüht, das Leben zu studiren. Ich glaube, vor dem vierzigsten Jahre wird kein braver Germane, ob er nun im Schwaben- oder im Baltenlande das Licht der Welt erblickt hat, ganz fertig

mit sich. Ich könnte mich ja, wenn schon systematisirt sein soll, meinen individuellen Regungen und Neigungen gemäß einfach an Friedrich Nietzsche anschließen, aber der Kerl ist auch noch nicht vierzig!"

„Ich habe von Nietzsche gehört. Ein sehr origineller Denker!"

„Allerdings, ein höchst origineller! Er will durch Philosophie die Menschheit zur Bestialität zurückführen. Nun bedeutet Philosophie entweder die geistige Herrschaft über die Bestie oder sie ist nichts werth. Nietzsche dürfte also entweder nicht die Bestialität lehren, oder er müßte darauf verzichten, ein Philosoph zu sein. Was hat die Weltweisheit mit der Thierheit zu schaffen? Um die zu predigen, reicht der Materialismus allein aus!"

„Nietzsche's Lehren scheinen mir allerdings nach dem, was ich davon weiß, mehr blendend und verblüffend, als überzeugend und gewinnend zu sein."

„Sie haben sie treffend gekennzeichnet. Nietzsche ist ein vollständiger Selbstwiderspruch. Ein zartes, unschönes Männlein, daß die rücksichtslose Herrschaft der Starken und Schönen predigt. Man hält Nietzsche's Philosophie für Kraft, sie ist aber nichts als Ueberspanntheit, Nervenüberreizung, narkotische Kraft-Illusion. Nietzsche hat eine unleugbar richtige Beobachtung gemacht, die, daß die Moral der Starken, der Herren, verschieden von der der Schwachen, der Sklaven ist. Erstere ist ganz That, Wille, Leidenschaft, Lebensbejahung, letztere Entsagung, Lebensverneinung. Darauf baut er ganz nach moderner Art gleich ein System auf, wie ein Mann, der aus einem gefundenen Goldkörnchen Dukaten schlagen will, theilt die Menschheit in Herren und Sklaven ein, wobei er sich als echter deutscher Philosoph auf persische und indische Religionslehren stützt, will aus den Germanen eine europäische Kriegerkaste machen und vergißt dabei vollständig, daß sie ihre größten Triumphe als Ackerbauer und als Bürger errungen haben. Alles was nicht in seinen Kram paßt, übersieht er, er ignorirt vollständig den in immer kraftvollerer Entfaltung begriffenen Versöhnungstypus zwischen Herren und Sklaven, den des freien europäischen Staatsbürgers, dessen Moral eine echte und rechte, auf gleichen Rechten und gleichen Pflichten aufgebaute Bürgermoral sein soll."

„Sie verhalten sich also einfach zu allem und jedem skeptisch?"

„Zu allem und jedem."

„Auch zum Materialismus und Atheismus?"

„Ganz gewiß."

„Das freut mich. Ich habe Sie immer für einen waschechten Materialisten gehalten, für einen Anhänger jener Richtung, die in geistlosester Weise die Erscheinung durch die Erscheinung erklären will. Ich bin überzeugt, daß für eine von einem hohen geistigen Standpunkte ausgehende Philosophie dereinst wieder die Stunde schlagen wird."

„Warum nicht? Die Welt war mit luftigem Kunstgebäck überfüttert worden und begrüßt daher das kernige Roggenbrot der Empirie mit Jubel. Für denjenigen, der viel Roggenbrot ißt, ist es dagegen ein Fest, sich einmal zum Kuchenbäcker begeben zu können."

„Ich denke, die Kants und Fichtes haben uns doch etwas mehr als Kunstgebäck geliefert. Doch immerhin, Sie sind wenigstens kein unbedingter Verächter und Leugner der alten Ideale, sondern glauben, daß dieselben einer Reform fähig sind oder wenigstens, daß aus den Trümmern der alten Gedankenwelt neue, hochfliegende Ideen sich siegreich erheben können."

„Ich halte das allerdings für möglich."

„Schön, und wenn nun ein zweiter Luther oder Lessing die verschiedenen zerstreuten Goldkörner der Wahrheit, aus denen ein jeder sich vergebens Dukaten zu schlagen meinte, sammelt, eine herrliche Königskrone des Geistesreiches daraus schmiedet und diese mit kraftvollem Arm als Symbol der Einigung aller Gutgesinnten emporhebt, würden Sie da wohl im Stande sein, von Ihrem Pfade aufzusehen und Ihr Auge unter zeitweiligem Vergessen von Sondermeinungen und selbstischen Interessen voll Hoffnung, Hingabe und Vertrauen auf das strahlende Kleinod zu richten?"

„Ich denke wohl, daß ich dazu ihm Stande wäre."

„Gut, so reichen Sie mir die Hand und lassen Sie uns, wenn wir auch äußerlich auf verschiedenen Wegen wandeln, im Geiste zusammengehen."

Seit dieser Zeit hatte Konrad an seinem älteren Berufsgenossen einen warmen Freund, der überall treu und fest zu ihm hielt, wenn er es auch nicht hindern konnte, daß das Selbstbewußtsein und der (namentlich wenn eine Herausforderung oder ein Angriff vorlag) sich zuweilen bis zur Querköpfigkeit, steigernde Eigenwille Konrads häufig Verdruß und Mißstimmung hervorriefen.

Auffällig gut hatte sich von Anfang an Konrads Verhältniß zum

Besitzer von Weidensee, zu Theophil Christian Förster, gestaltet. Theophil Christian unterhielt sich mit sichtlichem Vergnügen mit dem jüngeren, ihm an Wissen überlegenen Manne, der seinerseits von der reichen Erfahrung des alten, in allen Sätteln gerechten Geschäftsmannes viel Nutzen zog. Sie waren ja beide Skeptiker und erfreuten sich jeder an des anderen souveräner Lebensverachtung. Nur in einem Punkte gingen sie auseinander: Theophil Christian hielt wenig vom Ehrbegriff und erklärte ihn in der Hauptsache für eine vage und thörichte Illusion, während Konrad die Meinung vertrat, daß diese Illusion, wenn die Menschen nicht ohnehin eine Neigung für dieselbe hätten, künstlich hervorgerufen und anerzogen werden müsse. Ein Mensch der Ehre im Leibe habe, oder dieselbe nur zu besitzen glaube, werde in allen Lebenslagen leicht das Rechte zu ergreifen wissen. Es komme vor allem darauf an, Leute zu erziehen, die sich für zu gut hielten, um Niedriges und Gemeines zu begehen. Großen, mächtigen Leidenschaften und Lastern sei freilich mehr Luft zu gewähren, damit sie nicht vulkanisch das Innere kraftvoller Naturen zerstörten und zerfräßen.

Theophil Christian verwies ironisch den ganzen Ehrenkodex in das Gebiet der von Konrad selbst so unnachsichtig gespöttelten Romantik, kam aber dabei so häufig und mit solchem Ernst und Eifer auf den Gegenstand zurück, daß der Doktor, der seine psychologischen Erfahrungen besaß, bald zu der Vermuthung gelangte, es müßten ein oder mehrere recht düstere Flecken auf dem Ehrenschilde des alten Herrn lasten. Diese Ueberzeugung verschärfte nur seine Empörung darüber, daß der Alte darauf ausging, das Leben eines so jungen, reinen, unschuldsvollen Geschöpfes wie Lonny an das seinige zu ketten.

* * *

Seit einiger Zeit schienen Ada und Dina aus geheimen Quellen Kunde von den verschwiegenen Croquetpartien des Doktors mit ihrer Kusine erhalten zu haben. Konrad merkte das bald an der gesteigerten Gehässigkeit der Urtheile, die sie in seiner Gegenwart über ihr mißachtetes kleines Bäschen fällten. Da andererseits die Fahrten Theophil Christians nach Weidensee immer häufiger wurden, so sah Konrad sich in die dringende Nothwendigkeit versetzt, rasch zu handeln, wenn er nicht wollte, daß die zartorganisirte, wenig energische Lonny dem unausgesetzten Werben und Drängen des zähen Alten zum Opfer fiel. Ob und bis zu

welchem Grade er selber das Herz des geliebten Mädchens besaß, hatte ihn freilich die echtmädchenhafte Zurückhaltung, die ihr trotz aller äußerlichen Lebhaftigkeit eigen war, nie errathen lassen und diese Ungewißheit lähmte nicht wenig die Klarheit und Raschheit seiner Entschlüsse.

Konrad hatte auf einem großen Bogen Schreibpapier verschiedene verwickelte und langausgesponnene Berechnungen angestellt und sprang nun unmuthigauf, sich mit dem Bleistift rathlos hinter den Ohren krauend. Er hatte sich ehedem die Geldmittel zu seinem Studium größtentheils leihweise beschaffen müssen, und sah sich vor die niederdrückende Nothwendigkeit gestellt, eine bedeutende Schuldenlast in verhältnißmäßig kurzer Zeit abtragen zu müssen. Vor Verlauf von zwei bis drei Jahren war er außer Stande, eine Gattin heimzuführen. Wenn er jetzt die Geliebte um ihre Hand bat und das Jawort erhielt, so war ja allerdings eine vorläufige Entscheidung geschaffen. Ein so langer Brautstand gehörte nach den heimathlichen Sitten keineswegs zu den Seltenheiten. Inmitten der dann unausbleiblichen Racheanschläge des bis zur Tollheit verliebten Theophil Christian, inmitten der Intriguen und Chikanen der Försterschen Damen gegen die verhaßte Lonny wäre derselbe jedoch ihnen beiden gar bald zur Hölle gemacht worden. Diesen Leuten war alles zuzutrauen.

Rings nichts als Schwierigkeiten und Gefahren erblickend, eilte Konrad mit immer schnelleren und unruhigeren Schritten im Zimmer auf und nieder. Was konnte er thun, welche Mittel standen ihm zu Gebote, um seine junge, glühende Liebe glücklich durch alle diese Klippen und Strudel hindurchzusteuern? Vor allem mußte die Geldfrage in günstigerem Sinne geordnet werden. Brieflich, das wußte er aus Erfahrung, war wenig zu erreichen, er mußte daher unter Herbeischaffung eines Stellvertreters Urlaub nehmen, seine Hauptgläubiger persönlich aufsuchen und von ihnen Erleichterungen in den Zahlungsbedingungen erwirken. Eine kleine Summe mußte er ferner neu beschaffen, um allen unerwarteten Schicksalswendungen gewachsen zu sein. Das war nicht leicht: einem Studenten half man in jener, von materiellem Ueberfluß strotzenden und von Gutherzigkeit und Menschenfreundlichkeit beseelten Zeit sehr gern durch, vom Inhaber eines Amtes dagegen verlangte man, daß er sich nun mit eigener Kraft durch das Leben kämpfe. Angenommen selbst, daß alles sich nach Wunsch ordnen ließ, so blieben doch die Macht, die Lebensklugheit, die Erfahrung, die rücksichtslose Entschlossenheit Theophil Chri-

stian Försters so drohende und gefährliche Gegner, daß er, Konrad, durchaus im Zweifel sein mußte, ob es ihm glücken werde, die Geliebte und sich überall gegen dessen Grimm und Tücke zu schützen. Konrad Brunnhofer war kein Mensch, der sich weichlichen Illusionen und Selbstberuhigungen hingab, er rechnete stets mit allen vorhandenen Möglichkeiten und veranschlagte jede Gefahr eher zu groß als zu klein. Wenn es ihm nicht gelang, gegen Theophil Christian eine Waffe in der Hand zu bekommen, dann war sein Lebensglück und dasjenige des jungen, schutzbedürftigen Wesens, das er an seine Schicksale zu ketten gedachte, wie ein leichtgezimmertes Bauwerk, das man ohne jeden Schutz an einer allen Stürmen ausgesetzten Stelle errichtet. Ihm blieb nur ein Weg, gegen den mächtigen Gutsherrn einen Vortheil zu erringen, der höchst unsichere und einem Ehrenmann wenig behagende, nach dem Litauischen, dem Schauplatze von Theophil Förster's früherer dunkler Thätigkeit, zu reisen und dort etwas Kompromittirendes über ihn in Erfahrung zu bringen, das er im Falle der Nothwehr gegen ihn auszuspielen vermochte.

Konnte, durfte er aber fortreisen, ohne mit Lonny gesprochen, sie aufgerichtet und gewarnt zu haben? War es nicht besser, wenn er überhaupt gleich Klarheit schaffte und so allen Schlingen und Fallstricken Theophil Christians den harten, festen Granitblock einer vollzogenen Thatsache entgegensetzte? Doch nein und abermals nein, er durfte das Geschick der Geliebten nicht eher mit dem seinigen vereinen, als bis er ihr in jeder Hinsicht eine sichere Stütze zu bieten vermochte. Nur nichts Halbes, Schwankendes, Kraftloses!

Eine Andeutung seiner tiefen und heißen Empfindung für sie mußte aber Lonny erhalten. Wenn sie ihm gut war und sich zugleich von ihm ernstlich geliebt wußte, mußte ihre seelische Widerstandsfähigkeit eine ganz andere werden. Sollte er mit ihr sprechen? Er würde es, das wußte er, nicht fertigbringen, denn mit dem Wachsthum seiner Leidenschaft war seine alte Unbefangenheit gewichen, er konnte die Worte nicht mehr so sicher und kerntreffend wählen wie früher. Also schreiben, ein paar vielsagende Zeilen, in Eile vor einer plötzlichen Abreise hingeworfen! Er nahm, obwohl die Sache ja noch gute Weile hatte, im selben Augenblick, als ihm der Gedanke aufstieg, einen Briefbogen zur Hand und versuchte ein Konzept aufzusetzen. Doch es wollte ihm nicht gelingen, das auszudrücken, was er meinte. Er stützte den Kopf in die Hand und träumte vor sich hin. Da begann es plötzlich in seiner Seele seltsam zu tönen

und zu klingen, Gedanken, die er nie gehabt, Worte, die er nie gebraucht, traten wie aus tiefem Schlummer vor sein erwachendes Bewußtsein, ihm ward wundersam weich und weh zu Muthe, seine Nerven vibrirten, von einem seltsamen Rausch ergriffen. Er griff zur Feder — ja was war denn das? Das waren ja Verse! Er und Versemachen, was für eine Umwälzung war in seinem Geiste vor sich gegangen? Er überlas, was er unter dem Einflusse der ihn überwältigenden Stimmung niedergeschrieben hatte. Im Ausdrucke zwar etwas ungelenk, in Reim und Silbenmessung nicht allen Anforderungen genügend, aber doch klar und anschaulich, doch echt und überzeugungsvoll, ohne aus dem Rahmen des poetischen Bildes herauszutreten. Er strich und verbesserte noch ein wenig, dann nahm er das Blatt und verschloß es in ein Geheimfach seines Schreibtisches.

. . . Seine Bemühungen, die an jenem Abend gefaßten Pläne ins Werk zu setzen, waren von einem wunderbaren Erfolge gekrönt. Er überzeugte sich jetzt davon, daß dem Muthigen und Entschlossenen in der That das Glück zu Hilfe kommt. Der Stellvertreter fand sich in der Person eines älteren Mediziners, der kurz vor seinem Examen stand, das Reisegeld wurde auch beschafft. Nachdem er sich zuerst auf dem Hauptgute, dann auf Weidensee verabschiedet und Lonny am Morgen seiner Abreise noch den kleinen poetischen Gruß zugesandt hatte, eilte er mit flinken Postpferden dem Süden zu. Er besuchte in verschiedenen, weit auseinanderliegenden Ortschaften seine hauptsächlichsten Gläubiger und erwirkte von den meisten günstigere Abzahlungsbedingungen. Seinen Haupterfolg aber errang er bei einem wohlhabenden jungen Majoratsbesitzer, einem Korpsbruder, der von seiner Lage (die Konrad ihm rückhaltlos schilderte) so gerührt wurde, daß er ihm mit der bezaubernden, jede Demüthigung des anderen Theils vollständig ausschließenden Liebenswürdigkeit des echten baltischen Aristokraten ein Darlehen bis zur Summe von zweitausend Rubeln zinsfrei zur Verfügung stellte. Durch Konrad's Weigerung die Summe in dieser Weise anzunehmen, zeigte der junge Edelmann sich ernstlich verletzt und fragte den Studienfreund auf sein Gewissen, ob dieser im umgekehrten Falle nicht ganz ebenso gehandelt hätte. Jeder Rest altheimathlichen Sinnes müsse ja zerstört werden, wenn der Freund dem Freunde, der Bruder dem Bruder im Falle der Noth, ja wo des Anderen Lebensglück auf dem Spiel stehe, nicht mit allen verfügbaren Mitteln zu Hilfe eile.

Von diesen ermuthigenden, herzerhebenden Eindrücken trug den jungen

Doktor das Dampfroß zu anderen, düsteren, unerquicklichen Bildern, zu den Stätten, wo Theophil Christian Förster auf finsteren Schleichwegen zu Reichthum und Ansehen gelangt war und seine stolze Zukunft aus den Trümmern der stolzeren Vergangenheit polnischer Magnaten, aus getäuschten Hoffnungen und zerstörtem Glücke mit eherner Faust zusammengeschweißt hatte. Auch hier erreichte Konrad im Wesentlichen, was er wollte und begab sich dann, zum Entscheidungskampfe gerüstet, in beflügelter Hast nach Weidensee zurück.

Gleich am Tage seiner Ankunft stürmte er auf dem verschwiegenen Wiesenpfade dahin, um die Heißgeliebte aufzusuchen, zu sprechen, alles mit ihr ins Reine zu bringen. Er fand jedoch das Haus voller Gäste und vermochte nicht einen einzigen Augenblick des Alleinseins mit Lonny zu erhaschen. Am nächsten Tage führte eine Krankenfahrt ihn an dem Hause jenes jungen Gutsbesitzers vorüber, bei dem er die weiter oben geschilderte dramatische Jagdpartie mitgemacht hatte. Er kehrte zum Frühstück bei dem Studienfreunde ein und suchte diesen beim Glase kräftigen herben Ungarweins über die Tagesneuigkeiten des Umkreises auszuholen. Doch erfuhr er nichts, was ihn näher interessirt hätte. Da die Gegend, wie man zu sagen pflegte, eine sehr „akustische“ war, so hätte der junge Landwirth wohl darüber unterrichtet sein müssen, wenn sich bereits etwas Entscheidendes ereignet haben hätte. Beim Abschied nahm der Hausherr seinen Gast noch ein wenig beim Rockärmel und sagte verlegen lächelnd mit gedämpfter Stimme: „Ich wollte Dir noch eine kleine Warnung zutheil werden lassen, doch weiß ich nicht, ob Du es mir nicht am Ende verübeln wirst, wenn ich mich in Deine Angelegenheiten hineinmische?“ — „Nicht die Spur“ versicherte Konrad, „schieß nur los!“ — „Mir ist erzählt worden, daß Du Dich recht lebhaft für Lonny Förster interessiren sollst.“ — „So, so. Und wenn dem so ist?“ — „Ich kenne die Leute und die Verhältnisse hier länger als Du; das Mädchen steht in keinem besonders guten Rufe.“ — „In keinem guten Rufe?“ fuhr Konrad mit blitzenden Augen und kaum verhaltenem Zorne auf. „Bitte drücke Dich freundlichst genauer aus!“ — „Nun, sie gilt allgemein als ein recht kokettes, eitles und oberflächliches Geschöpf. Soweit ich sie kenne, habe ich dieses Urtheil im Ganzen bestätigt gefunden.“ — „Weißt Du auch, ob Du Dich auf Deine Beobachtungen verlassen kannst?“ gab der Doktor mit grimmigem Hohn zurück. „Es giebt nicht wenige Menschen, die in ihrem äußern Wesen ganz anders erscheinen, als sie in

Wirklichkeit sind. Wer Dich z. B. flüchtig kennen lernt, müßte Dich für einen rechten Wüstling und Kraftmeier halten, während Du im Grunde doch nichts als" — „Nun, ich bin gespannt!" — „Nichts als ein rechtes, altes Waschweib bist. Behüt' Dich Gott!" Und den Freund mit höchst verblüffter Miene stehen lassend, schwang Konrad sich in sein leichtes Wäglein und rasselte davon.

Nach Hause zurückgekehrt, machte er sich sofort wieder nach dem Gute auf. Die Magd, die ihm die Thür öffnete, theilte ihm mit, daß der Herr auf den Feldern und das Fräulein im Garten sei. Konrad begab sich sogleich in die Laubgänge desselben und fand endlich Lonny auf einer Bank sitzend, mit kummervollem Antlitz und vom Weinen gerötheten Augen trübe ins Leere starrend.

* * *

Theophil Christian war mittlerweile nach dem Grundsatze „Steter Tropfen höhlt den Stein" zu wiederholten Malen auf seinen Antrag zurückgekommen und hatte Lonny das Leben an seiner Seite in immer glänzenderen Farben auszumalen gesucht. Ihre abwehrenden Antworten hatte er ihr nie im Geringsten verübelt, sondern im Gegentheil stets beschwichtigend bemerkt, er finde es ganz begreiflich, daß sie sich nur sehr allmählich in den Gedanken hineinleben könne. Im Stillen hatte er dabei mit Befriedigung festgestellt, daß die Energie in den Antworten seiner Nichte sich beständig abschwächte und daß sie seinen Ueberredungskünsten schließlich nichts anderes mehr als ein dumpfes, verzagtes Schweigen entgegenzusetzen wußte.

In Konrad hatte der Alte mit dem geschärften Auge des Verliebten schließlich den Nebenbuhler erkannt und er beschloß nun kurz vor dessen Rückkehr (die er übrigens nach der Frist des jenem bewilligten Urlaubes weit später erwartete) einen entscheidenden Schlag zu führen. Noch einmal trat er vor seine Nichte hin und noch einmal erfüllte er ihre Phantasie mit den farbenreichsten Bildern. Noch einmal bat, beschwor, bestürmte er. Lonny, die herausfühlte, daß sie vor einem über ihr Lebensglück entscheidenden Augenblicke stand, raffte in fiebernder Angst alle ihre Seelenkräfte zusammen und antwortete mit einem entschlossenen Nein. Sie liebe ihn nicht, sie wolle und könne nicht die Seine werden und erwarte, daß er ihr nun endlich Ruhe und Frieden gönnen werde.

„Du liebst mich nicht?" fragte Theophil Christian vorwurfsvoll. „Ist das der Dank für all das Gute, das ich Dir erwiesen?"

„Ich liebe Dich jedenfalls nicht mit der Liebe, mit der man einen Gatten lieben muß," gab Lonny trotzig zur Antwort.

„Süßes Mädchen", sagte der Alte weich und suchte ihre Hand zu erhaschen, „hältst Du es denn nicht für möglich, daß meine zärtliche Liebe, meine tiefe, innige Leidenschaft für Dich mit der Zeit Dein Herz umstimmt? Liebe erweckt doch Gegenliebe, die sich in den meisten Fällen erst in der Ehe einfindet. Glaubst Du denn, daß alle Ehen aus Liebe geschlossen werden? Die wenigsten, mein Kind, die wenigsten, denn wie sollte es sich wohl denn immer so merkwürdig fügen, daß Zuneigung zu gleicher Zeit in zwei Herzen entsteht? Es genügt durchaus, wenn man den Mann, dem man die Hand fürs Leben reicht, achtet und ihm Vertrauen entgegenbringt. Du sollst bei mir leben, wie ein Vögelchen im weichen Nest, alle Deine Wünsche sollen Dir erfüllt werden, ich alter grauer Mann will Dein Sklave sein, der für Dich, für Dich allein schafft und arbeitet. Dein Leben soll vornehmer und prächtiger sein, als das irgend einer unserer Edeldamen. Nun, willst Du?"

Als Lonny schwieg, fuhr er fort: „Reichthum und Ueberfluß werden Dich umgeben, Dein gutes Herz wird fürstliche Freigebigkeit gegen alle üben können, die ihm nahe stehen, Du wirst, was Dir gewiß als das Höchste und Edelste auf Erden erscheint, der Schutzengel der Elenden und Nothleidenden sein. Vor allem aber werde ich Deinem geliebten Vater einen sorgenlosen, heiteren Lebensabend bereiten, indem ich ihm das Gut, das Ihr jetzt bewohnt, zum Geschenk mache. Nun, kannst Du jetzt auch nur noch einen Augenblick zaudern und schwanken? Du hältst das Geschick Deines Vaters in der Hand!"

Lonny blickte verzweiflungsvoll, wie in heißem Gebet zum Himmel empor und rang die schlanken Hände. „Habe Erbarmen, Onkel", rief sie in herzzerreißenden Tönen, „und quäle mich nicht so! Verleite mich doch nicht dazu, mich zu verhandeln und zu verschachern. Kann mein Vater sich einen sorgenlosen Lebensabend mit dem Glück seiner Tochter erkaufen wollen? Ich kann nicht, ich kann nicht!"

„Nun wohl, Du undankbares Geschöpf, so sollst Du zu Deinem Glücke gezwungen werden!" Theophil Christian war aufgesprungen und seine düstere, eisgraue Gestalt stand nun drohend vor der Nichte. „Dein Vater," rief er in wilder Entschlossenheit, „ist in meiner Gewalt, ich jage ihn von Haus und Hof, wenn Du Dich mir nicht fügst. Du bist jung, Du weißt noch nicht, was Reichthum und Ansehen vermögen. Ich-

bin allmächtig in dieser Gegend und darüber hinaus und ich werde, solange Ihr Euch im Bereiche meines Armes befindet, Euch hetzen und verfolgen, bis Ihr kraftlos zusammenbrecht. Dein Vater hat hier keine Hilfsquellen, nach Riga zurückzukehren verbietet ihm sein Stolz, er ist ganz und gar von mir abhängig. Du ahnst nicht, wie weit meine Macht über ihn reicht und ich schwöre Dir, daß ich, wenn Du Dich noch länger widersetzst, alles aufbieten werde, um ihn ins Verderben zu stürzen."

Das gepeinigte Mädchen hatte zu dem letzten Rettungsmittel des Weibes in äußerster Noth gegriffen und war in krampfhaftes Schluchzen ausgebrochen. „Nun", drängte Theophil Christian, „entschließe Dich. Ich muß Dich vor die Wahl zwischen diesen äußersten Entscheidungen stellen, denn ich habe kein anderes Mittel, Dein Heil, das ich allein im Auge habe, herbeizuführen. Du bist noch zu sehr Kind, um einzusehen, wie sehr ich zu Deinem Besten handle. Später wirst Du mir aus dem Grunde Deines Herzens danken, daß ich mich durch Deine Bitten und Thränen nicht habe erweichen lassen."

Als das arme Kind fortfuhr, ihre Verzweiflung in einer Fluth von Thränen ausströmen zu lassen, ergriff er ihr Handgelenk und rief rauh: „Nun rasch, ich lasse mich nicht länger narren! Vermagst Du Deine romantischen Schrullen für Deinen Vater dahinzuopfern oder bist Du dazu nicht fähig? Antworte!"

Lonny's Verstand war nicht gereift genug, um zu beurtheilen, wieweit diese furchtbaren Drohungen mit der thatsächlichen Lage der Dinge übereinstimmten. Ihre leicht erregbare Einbildungskraft sah bereits den geliebten Vater am weißen Stabe ins Elend pilgern, sah seine vorwurfsvollen Blicke aus tiefen, kummerschweren Augen auf sie gerichtet. Ihre Gedanken verwirrten sich, ihre Willenskraft wankte und brach nieder und als der Onkel nochmals in einem Ton, der jede weitere Ausflucht ausschloß, fragte: „Nun kannst Du Deinen Eigenwillen opfern oder nicht?" da hauchte sie ganz gebrochen: „Ich glaube — ich kann es — aber laß mir noch ein — noch zwei Tage, um mit meinem Gewissen ins Reine zu kommen — es ist ja doch ein Schritt für's Leben!"

„Nun schön, diese kleine Frist will ich Dir noch zugestehen," räumte er halb widerwillig ein und wandte sich zum Gehen.

In der Thür schaute er sich noch einmal um und kam dann mit eiligen Schritten zurück. „Weine nicht mehr, Engelskind", bat er mit weicher Stimme, „es zerreißt mir das Herz, Dich traurig zu sehen. Ich

möchte Dir ja nicht wehethun, ich möchte lieber zu Deinen Füßen in tausend schmeichelnden Worten um Deine Liebe werben, aber — es würde mir ja nichts helfen! Ich kann Dich auf andere Art nicht gewinnen und mein sollst und mußt Du einmal werden!“ Er küßte sie leicht auf ihren welligen Scheitel und entfernte sich in gemessener Haltung.

Lonny wandelte am nächsten Tage wie eine zum Tode Verurtheilte im Hause herum. Der Schlaf floh ihre Lider, kein Bissen Brod kam über ihre Lippen. Eine Geschäftsfahrt des Oheims zur Kreisstadt verlängerte die grausige Frist um einen Tag. Es kamen Gäste ins Haus, sie erfüllte die Pflichten der Wirthin mechanisch, ohne zu wissen, was sie that und sprach. Erst als der Doktor erschien, lebte sie auf und besann sich wieder auf sich selber. Ihr bänglich pochendes Herz, ihre krankhaft gespannten Nerven beruhigten sich, ein tröstliches Gefühl der Sicherheit begann sich in ihr zu verbreiten. Und nun stand er vor ihr und blickte sie aus seinen lebhaften und kecken braunen Augen mit zärtlicher Besorgniß an.

„Sie haben Kummer, Fräulein Lonny?“ fragte er innig. „Vertrauen Sie ihn mir an, getheiltes Leid ist halbes Leid. Wir Aerzte des Körpers sind den seelischen Schmerzen gegenüber keineswegs ganz machtlos, wir wissen auch hier manch gutes Mittel. Nun — sprechen Sie ohne Rückhalt!“

Lonny machte einen Versuch zu reden, doch die Sprache versagte ihr. „Ach, ich kann Ihnen ja nicht sagen, was mich quält, ich habe keine Worte, um das Furchtbare auszudrücken, das ich in den letzten Tagen erlebt habe.“

„Versuchen Sie es,“ bat er. „Machen Sie nur den Anfang, das Uebrige wird sich dann schon von selbst finden.“

Sie suchte von Neuem nach Worten. „Es ist unmöglich!“ rief sie verzweifelnd mit gebrochener Stimme

„Ich glaube den Urheber Ihres Kummers zu errathen. Ist es ihr Oheim?“

„Er ist — doch nein, nein, er ist es nicht! Ich selbst bin schuld an meinem Kummer und meinen Zweifeln, ich habe niemandem Vorwürfe zu machen als mir selber. Ich bin ein schwaches, unselbstständiges hilfloses Geschöpf, das nichts hat als ein Herz, das allen wohl will, das keinem Menschen ein Leid zufügen möchte, und damit kann man auf dieser schlimmen Welt nicht bestehen. Fragen Sie nicht weiter, ich kann

Ihnen den Grund meines Schmerzes nicht nennen, es handelt sich um eine Angelegenheit, die sich allein zwischen mir und meinen nächsten Angehörigen abspielt. Ich darf einen Fremden in diese Dinge nicht einweihen!"

„Ich kann nicht von Ihnen gehen, ohne wenigstens den Versuch gemacht zu haben, Ihnen zu helfen. Doch reden wir einstweilen von etwas anderem. Ich will Ihnen ein Märchen erzählen, das in manchem vielleicht an Ihre Lage anklingt und Ihnen möglicherweise Auswege zeigt, die Ihr Blick früher übersehen hat."

„Sie wollen mir ein Märchen erzählen?" fragte Lonny mit großen Augen. „Sie, der geschworene Feind jeder Romantik!"

„Ich bin nicht mehr ein Feind der Romantik", erklärte er lächelnd, „Sie haben mich bekehrt. Es ist unmöglich in Ihrer Nähe zu weilen, ohne an Romantik, an Poesie, an Zeichen und Wunder, an alles zu glauben, was früher die Troubadours und fahrenden Ritter erfüllte und zu großen Thaten begeisterte. Ich beuge mich vor dem Märchenzauber Ihrer Person, sonst vor keinem anderen. Doch nun zu meiner Erzählung."

„Es war einmal ein Fürst, der durch feindliche Heeresmacht von Thron und Reich vertrieben wurde. Er floh mit seinem einzigen Töchterlein vor seinen Verfolgern über Berg und Thal, durch Wald und Moor, bis er Aufnahme bei einem alten Wassergeist fand. Der mächtige Greis gewährte den Flüchtlingen eine Ruhestatt in seinem Reiche am schattigen Ufer eines silbernen Waldstromes, wo sie unbehelligt dahin lebten. Das kleine Prinzeßchen wuchs in der Gesellschaft seiner Töchter, schöner und kalter Nixen auf, welche sie halb als Gespielin, halb als Sklavin behandelten. Unmerklich vollzog sich im Laufe der Jahre mit ihr eine äußere Wandlung, sie begann Farbe und Gestalt ihrer Umgebung anzunehmen und in dem kalten Wasserreiche einherzuplätschern, als wäre sie darin geboren. Nur das warme, menschliche Herz pochte noch laut in ihrer Brust. Der alte Wassergeist, der in Liebe zu der Prinzessin entbrannt war, trachtete danach, ihr das Herz zu nehmen, damit sie ganz zur Nixe würde und für ewig in seinem Reiche verbliebe. Da das Herz aber die Seele, den Odem Gottes, birgt, so konnte er es ihr weder rauben noch entwenden, sondern es nur mit ihrer eigenen Zustimmung in seine Gewalt bekommen. Er bot ihr bunte Muscheln und Steine als Spielzeug, wenn sie ihm dafür ihr Herz gebe. Sie weigerte sich davon zu lassen. Er holte ihr Goldfische und anderes Gethier herbei, er tauchte tief hinab in unterirdische Wasserläufe, brach Gold, Sil-

ber und glänzende Edelsteine aus verborgenen Felsspalten, und häufte die gleißenden Kostbarkeiten vor ihr auf. Ihr gingen fast die Augen über ob des Glanzes und der Pracht, aber sie blieb fest und weigerte sich ihr Herz zu verkaufen. Da wandte er sich an den Vater der Prinzessin, den alten Fürsten. Doch — wie war es nun weiter, war der Fürst bereit, seine Tochter hinzugeben oder weigerte er sich dessen? Was meinen Sie, was nun weiter geschah?"

„Ja" entgegnete Lonny, etwas unsicher abwehrend, „Sie erzählen doch die Geschichte und nicht ich!"

„Allerdings, meine Geschichte hat aber zwei Versionen, je nachdem der Fürst sich auf der Seite der Tochter oder auf die des Wassergeistes stellt. Welche Version ziehen Sie vor?"

„Nun — nehmen wir nun einmal den Fall, daß der Fürst noch gar nicht über die Anschläge des Geistes unterrichtet ist und daß die Prinzessin fürs Erste allein von seinen Nachstellungen verfolgt wird."

„Schön! — Also: die Prinzessin fand nicht den Muth, ihrem Vater von der drauenden Gefahr zu erzählen, sondern streifte, weinend und händeringend, einsam im Walde umher, in der Hoffnung einen rettenden Gedanken zu finden oder vielleicht gar auf eine gütige hilfreiche Fee zu stoßen. Nichts von alledem trat ein, doch begegnete ihr dafür etwas ganz Unerwartetes. Ein junger Kriegsgesell mit einem blanken Schwert an der Seite, zog, ein munteres Liedchen trällernd, des Weges einher, bemerkte die weinende Prinzessin (die er zuerst für eine Waldnixe hielt), trat zu ihr heran und fragte theilnehmend, ob er ihr nicht helfen könne. Als er von den Anschlägen des Wassergeistes erfuhr, war er gleich gewillt, die arme Bedrängte unter seinen Schutz zu nehmen und erklärte sich bereit, sich ebenfalls am Flußufer niederzulassen, um sie mit seinem guten Schwerte jederzeit gegen die Verfolgungen des tückischen Geistes vertheidigen zu können. Sie, die Prinzessin, meinte er, werde unter diesem Rückhalte dann schon den Muth finden, dem Alten eine Antwort zu ertheilen, daß er für sein Lebtag daran genug habe."

„Wenn es sich aber," wandte Lonny schüchtern ein, „nicht allein um die Prinzessin, sondern vor allem um ihren Vater handelt, der durch einen mit Blut besiegelten Vertrag ganz in der Gewalt des Wassergeistes ist, und den dieser zu verderben droht, sobald sein Wille noch länger Widerstand findet?"

„Nun dann bleibt noch die Flucht. Die Prinzessin und der Fürst

sollen sich nur ganz auf den kräftigen Arm des jungen Kriegsgesellen verlassen, der ihnen schon den Weg bahnen und ihnen ein neues Heim begründen wird. Will die Prinzessin ihrem Kämpen dieses Vertrauen schenken?"

Das zu gleicher Zeit von freudiger Hoffnung und schmerzlicher Niedergeschlagenheit erfüllte Mädchen senkte bewegt das Haupt und schwieg.

„Nun", fragte er dringend, „ist ein solches Vertrauen wirklich nicht vorhanden?"

„Und wenn es vorhanden wäre," gab Lonny seufzend zur Antwort, „es würde doch nichts mehr nützen. Das Spiel ist für die Prinzessin bereits halb verloren?"

„Wie, halb verloren? Was heißt das?"

„Eingeschüchtert durch die Drohungen des Wassergeistes, durch seine schreckliche Macht über ihren Vater hat die Prinzessin ihrem grausamen Verfolger vielleicht schon das Versprechen ertheilt, ihm an einem bestimmten Tage ihr Herz auszuliefern."

„Was!" stieß Konrad, von seinem Sitze aufspringend in höchster Erregung hervor. „Das hätten Sie gethan?"

Lonny blieb die Antwort schuldig und barg ihr bleiches, kummervolles Gesichtchen in den Händen.

„Fräulein Lonny", flehte Konrad inständig, „verzagen Sie nicht, die Sache der Prinzessin ist noch nicht verloren. Wenn der böse Verfolger an dem festgesetzten Tage erscheint, um das Herz zu holen, dann soll er es nicht vorfinden! Die Prinzessin muß es dem Kriegsmann anvertrauen, er wird es in seinem kräftigen, gepanzerten Leibe wohl zu bewahren wissen. Und damit sie nicht erstarrt und erkaltet und nicht aus einem warmblütigen Menschenkinde über Nacht in ein Nixlein verwandelt wird, giebt er ihr mittlerweile sein starkes und trotziges Herz, das soll sie fähig machen, dem Drängen des schlimmen Wassergeistes in Zukunft entschlossen zu widerstehen. Lonny, geliebtes Mädchen, wozu soll ich noch weiter in Bildern reden, sagen Sie Ja, willigen Sie ein in diesen Tausch! Ueberlassen Sie alles Weitere mir, ich werde es schon durchkämpfen! Hier bei mir finden Sie Schutz und Rettung, ich werde Sie gegen alle Nachstellungen zu wahren und zu behüten wissen!"

Er hatte sich neben ihr niedergelassen, sie sanft an sich gezogen und den ersten Kuß auf ihre Stirn gedrückt. Sie barg den Kopf an seiner Brust und ein Strom von Thränen brach aus ihren Augen. Aber es

waren lindernde, erlösende, befreiende Thränen, der letzte Schnee des Zweifels und der Sorge, der vor des Liebesfrühlings Glanz und Wärme dahinschmolz. Und tröstendes, beseligendes Vertrauen hielt mit alles besiegender Gewalt seinen triumphirenden Einzug in ihr Herz.

* * *

Die beiden Männer standen sich trotzig gegenüber, der Alte äußerlich starr und kalt, innerlich voll Grimm und Empörung, der Junge mit gerötheten Gesicht und funkelnden Augen, entschlossen, das Aeußerste zu wagen, beide von wildem Haß erfüllt, aber gleichwohl aufmerksam darauf achtend, daß der Andere keine Blöße entdecke, die er rasch zu seinem Vortheil ausnutzen könne.

„Mit welchem Rechte," fragte Theophil Christian mit drohender Stimme, „mischen Sie sich in Angelegenheiten hinein, die einzig meine Nichte und mich angehen?"

„Mit dem Rechte des Liebenden, der sich wiedergeliebt weiß," entgegnete Konrad mit stolzer Ruhe. „Ihr Nichte liebt mich und nicht Sie, deshalb bin ich hier, um in ihrem Namen und ihrem Auftrage zu erklären, daß ihre letzte unentschiedene Antwort lediglich eine Folge der von Ihnen ins Werk gesetzten unausgesetzten Drohungen und Einschüchterungen war, und daß von nun ab von einem Bunde mit Ihnen überhaupt nicht die Rede sein kann."

„Sie werden mir wohl gestatten, meine Nichte selber in dieser Sache zu befragen?" fragte der Alte mit schneidendem Hohn.

„Wenn Sie das ausdrücklich wünschen, so wird, obwohl Sie eigentlich durch Ihr bisheriges Vorgehen dieses Recht verscherzt haben, dem nichts im Wege stehen. Doch wüßte ich nicht, wozu das führen sollte, da Lonny Ihnen nur wiederholen wird, was ich Ihnen gesagt habe. Ich bin Ihnen, denke ich, gut dafür, daß sie mich liebt!"

„Und wenn dem wirklich so wäre! Könnte das wohl ein Grund für mich sein, von meinem wohlüberlegten, nach allen Richtungen reiflich erwogenen Vorhaben abzustehen? Was ist Liebe? Das Herz des Weibes ist weich wie Wachs, die Hand eines starken und zielbewußten Mannes schreibt mit ehernem Griffel seinen Namen hinein. Wie lange kann die Liebe zu Ihnen wohl dauern? Was können Sie dem Mädchen bieten? Nichts als ein ödes, freudloses Dasein an der Seite eines abgehetzten, von unabläßigen Mühen und Sorgen gequälten und bedrückten

Landarztes. Iſt das eine Exiſtenz für ein liebreizendes, herrliches, für die höchſten und glänzendſten Lebensſphären geborenen Weſen wie meine Nichte?"

„Es genügt durchaus" antwortete Konrad ſchroff, „wenn Lonny mit dem Looſe, das ich ihr zu bieten vermag, zufrieden iſt. Das ſind Dinge, die wir unter einander abmachen, darüber ſind wir Ihnen keinerlei Rechenſchaft ſchuldig!"

„Auch ich bin Ihnen keine Rechenſchaft über meine Gefühle und meine Abſichten ſchuldig. Ich werde alle Hebel in Bewegung ſetzen, um meinen Willen durchzuſetzen. Mein Bruder iſt völlig in meiner Gewalt, ich bringe, wenn es mir beliebt, ihn und Lonny um ihre letzte Habe, um ihr letztes Stück Brod."

„Und mit ſolchen Schreckgeſpenſtern denken Sie mich ins Bockshorn zu jagen? Ich habe Gott ſei Dank ſoviel zum Leben, daß meine Braut und ihr Vater nicht zu hungern brauchen. Uebrigens finde ich es außerordentlich ſeltſam, daß Sie bei ſolchen Grundſätzen von Ihren Gefühlen ſprechen. Sie können es alſo mit Ihren „Gefühlen" vereinigen, ein Weſen, das Sie zu lieben vorgeben, ins Verderben zu ſtürzen?"

„Sie braucht ja nicht ihr Verderben zu wählen, es ſteht ihr frei, ſich für ein beſſeres Loos zu entſcheiden. Es iſt meine feſte und heilige Ueberzeugung, daß ſie nirgends beſſer und glücklicher leben kann als an meiner Seite. Ich will ihr Gutes, nicht Böſes zufügen. Daß ich meine Macht gegen ſie ausnutze, kann man mir nicht verargen. Sie wird in Sturm und Regen ſich ſchon nach dem behaglichen, ſonnigen Daſein, das ich ihr zu ſchaffen vermag, zu ſehnen beginnen, ſie wird bald aus freien Stücken zu mir zurückkehren. Wenn ich gegen ſie und meinen Bruder vorgehe, ſo ſoll das nur eine kurze Prüfung ſein. Auf Leid folgt Freud'!"

„Eine ſchöne Freude das, an der Seite eines Greiſes ein liebeleeres Daſein hinzuſchleppen!"

„Herr!" Theophil Chriſtian maß den Gegner mit Augen, aus denen Blitze verzehrender Wuth ſchoſſen. „Wie wagen Sie es, zu mir in dieſem Ton zu reden? Vergeſſen Sie nicht, daß auch Sie von mir abhängig ſind, daß ich Ihnen Ihre ganze, hier kaum begründete Exiſtenz vernichten kann."

„Ja, wenn ich meinen Kontrakt mit Ihnen und den übrigen Gutsbeſitzern nicht hätte," verſetzte Konrad gleichmüthig.

„Ein Kontrakt iſt ein Papierwiſch. Man weiß, wie man ihn zu

umgehen hat. Ich bin auf meinem Grund und Boden fast unumschränkter Herrscher und ich kann Ihnen nur sagen: Hüten Sie sich vor mir! Ich werde, wenn Sie von Ihrem wahnwitzigen Ansinnen nicht ablassen, kein Mittel unversucht lassen, um Ihnen das Leben hier unmöglich zu machen, ja um Ihre ganze Zukunft zu untergraben. Meine Verbindungen gehen durch das ganze Land. Hüten Sie sich vor mir!"

„Ich habe keine Furcht vor Ihren leeren Drohungen! Ich bin kein Ignaz Dembinski, den Sie in Ihre Hand bekommen können, um ihm schließlich die Gurgel zuzuschnüren."

„Ignaz — Ignaz Dembinski! Was soll dieser Name hier?" Theophil Christian fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als ob er eine unaufhaltsam aufsteigende Erinnerung fortwischen wollte, und seine lange, mächtige Gestalt wäre fast ins Schwanken gerathen. „Was wissen Sie von Ignaz Dembinski, junger Mann?"

„Ich weiß, daß Sie den Grafen Ignaz Dembinski unter systematischer Ausnutzung seines leichtlebigen Naturells in Schulden und Geldverlegenheiten aller Art verwickelten, die lawinenartig anwuchsen, bis Sie sich schließlich auf dem ordnungsmäßigen Wege seiner ausgedehnten Güter und sonstigen Besitzlichkeiten bemächtigen konnten. Dem von Haus und Hof Verjagten und völlig Verarmten, blieb schließlich nichts Anderes übrig, als sich eine Kugel vor den Kopf zu schießen, seiner unmündigen Kinder nahmen sich glücklicherweise mitleidige Verwandten an."

„Man hat Sie falsch berichtet, junger Mann," erwiderte Theophil Christian, der inzwischen seine Selbstbeherrschung wiedergewonnen hatte, mit Schärfe. „Ich trage keine Schuld am Tode Dembinski's. Daß ich, der ich ihm so oft aus der Noth geholfen, schließlich die mir gesetzlich zustehenden Rechte wahrnahm, wird mir wohl kein verständiger Mensch zum Vorwurfe machen."

„In der ganzen Gegend, die Sie früher mit Ihrer höchst gemeinnützigen Wirksamkeit beehrten, gelten Sie als der Mann, der Dembinski in den Tod getrieben hat. Sie stehen den Leuten dort noch heute als Vampyr, als kaltherziger, grausamer Blutsauger, in der Erinnerung."

„Sie sprechen ja mit solcher Sicherheit von der „Gegend", als ob Sie selber dort gewesen wären."

„Allerdings bin ich dort gewesen. Ich komme eben von dort."

„Aha, um Spionage zu treiben und dann wohl später ein wenig

anzuschwärzen und zu denunciren. Ein nettes Geschäft, das muß ich sagen. Und was versprechen Sie sich davon?"

„Ich verspreche mir das davon, daß auch Sie sich etwas vor mir hüten lernen. Sie brüsten sich ja immer mit Ihrer Macht, ich mußte mir daher ebenfalls eine Macht über Sie zu verschaffen suchen, bevor ich Ihnen als Gegner gegenübertrat. In Ihrer Hand steht es, ob ich davon Gebrauch mache oder nicht. Sie haben Lonny vor eine schwere und harte Wahl gestellt, ich stelle Sie vor eine Wahl, die ganz leicht ist. Sie brauchen nur zu entsagen, so bleibt die Sache mein Geheimniß. Beharren Sie bei Ihren Absichten, so werde ich mir kein Gewissen daraus machen, den ganzen Umkreis damit bekannt zu machen, was für eine Art Mensch Sie sind. Glauben Sie, daß die Edelleute, deren Unterstützung Ihnen doch für Ihre ganze gesellschaftliche und öffentliche Stellung so nothwendig ist, Sie dann ferner auch nur eines Blickes, eines Wortes würdigen werden?"

Der Alte war ein wenig erbleicht, gab aber gleichwohl ziemlich fest zur Antwort: „Thun Sie, was Sie nicht lassen können. Durch Verleumdungen wird man mein Ansehen nicht untergraben. Wir wollen doch einmal sehen, ob Ihr Wort oder das meine hier schwerer ins Gewicht fällt."

„Auf diesen Einwand war ich gefaßt," fuhr Konrad unbeirrt fort. „Ich habe darum mein Möglichstes gethan, um ihn zu entkräften." Er griff in die Brusttasche und holte mehrere Papiere hervor. „Hier", rief er, auf das eine von ihnen deutend, „eine notariell beglaubigte Abschrift der letzten Zeilen Ignaz Dembinski's in denen er Sie unverhohlen als seinen Mörder bezeichnet. Hier ein kurzer Abriß seiner Leidensgeschichte, aufgesetzt von seinem Bruder, unterzeichnet von zweien seiner Kinder sowie von noch verschiedenen anderen Angehörigen. Alles notariell beglaubigte Unterschriften. Hier zwei der von Ihnen an den Unglücklichen gerichteten Mahnbriefe, aus denen allerdings nicht der juridische, wohl aber der moralische Beweis zu führen ist, daß Sie ihn als fühlloser Wucherer und Blutsauger bedrängt haben. Hier andere Papiere, die Ihre unheilvolle, zum Theil gegen das Interesse der Staatsfinanzen, gerichtete Thätigkeit in jenem Landstriche betreffen. O man hat mir das Material zugetragen, die alten Pane, die jene Zeit des Umsturzes und des Ruins mit erlebt haben, waren Feuer und Flamme, als sie hörten, daß ein Feind Theophil Christian Försters sich in der Gegend aufhalte und An-

klagematerial gegen ihn zusammenzubringen suche. Ich bin gerüstet, einen langwierigen Feldzug gegen Sie zu führen, der nur mit der vollständigen Vernichtung Ihres Ansehens enden kann. Glauben Sie denn, daß Sie keine Feinde haben? Meinen Sie denn, daß man dem Mächtigen wohl will! Man wird sich mit Jubel auf diese Papiere stürzen, das wissen Sie als Menschenkenner so gut wie ich."

Theophil Christian war näher an seinen Schreibtisch getreten und hatte sich mit der Rechten, die leise zitterte, auf den Rand desselben gestützt. „Mein Gott", rief er fassungslos. „Habe ich denn nicht durch ein Leben voller Reellität und Ehrbarkeit alles wieder gut gemacht, was ich damals verschuldet? Kann man mir irgend ein Unrecht nachweisen, das ich seitdem begangen?"

„Wenn Sie nicht gegenwärtig ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft wären, würde ich mit diesem Material überhaupt nicht zurückhalten, sondern es sogleich benutzen, um Sie den Leuten in Ihrem wahren Lichte zu zeigen. Doch brauchen Sie sich Ihre jetzige Reellität wohl nicht als Verdienst anzurechnen. Sie leben in einem ehrenhaften Lande und wissen, daß Sie mit der Redlichkeit am Weitesten kommen, daß Ihr Weizen am Besten blüht, wenn die Sonne des Vertrauens ihn bescheint."

„Sie werden doch nicht leugnen, daß ein Mensch sich ändern, sich bessern kann?" fragte Theophil Christian, der vergebens seine Sicherheit wiederzugewinnen suchte. „Die Sachen sind verjährt, damit kann man mir nichts mehr anhaben!"

„Es giebt Dinge, die nicht verjähren", rief Konrad mit erhobener Stimme. „Ein junger Mann kann einen Leichtsinn, selbst eine Schlechtigkeit begehen und durch die Schule des Lebens, der Arbeit doch geläutert und gebessert werden. Wer aber systematisch Jahrelang übervortheilt, betrügt, beraubt, dessen Gesinnung ist zerfressen und zerstört, gleich einem durch Mißwirthschaft zu Grunde gerichteten Stück guten Landes, das im Laufe eines Menschenalters nicht mehr die alte Frucht hervorzubringen vermag. Was der Verstand an die Stelle zu setzen vermag, das ist äußere Form, das Wesen ist verloren."

Theophil Christian hielt die Lippen fest zusammengepreßt und blickte zum Fenster hinaus in die Weite.

„Nun?" begann sein unerbittlicher Gegner von Neuem, „erkennen Sie meinen Sieg an? Sie waren einmal so außerordentlich kritisch,

ſelbſt die Ehrenhaftigkeit für etwas Nichtiges, Unreales, Eingebildetes zu erklären. Iſt Ihnen jetzt der Werth einer vom geringſten Makel reingehaltenen Ehre klar? Sehen Sie ein, daß Ihre eigenen früheren Vergehen mir dieſen Triumph über Sie in die Hand geſpielt haben? Sie haben etwas vor der Welt zu verbergen, darum ſind Sie ſchwach, ich habe nichts zu verbergen, darum bin ich ſtark. Ihre gewaltige Kraft iſt mir gegenüber gebunden, meine geringfügige iſt vollſtändig frei. Ich, ein vermögensloſer, allein daſtehender Mann, habe Sie, den Reichen, Mächtigen, Angeſehenen, in den Sand geſtreckt. Wo bleibt nun Ihre Macht, wo bleibt Ihr Reichthum?"

Als der Alte andauernd ſchwieg, trat Konrad auf ihn zu und ſagte in milderem Ton: „Ich bedauere Sie in dieſem Augenblick von Herzen, aber ich kann Ihnen nicht helfen. Wir wollen unſern Zwiſt jetzt endlich erledigt ſein laſſen und in Frieden voneinander ſcheiden. Leben Sie wohl!"

Theophil Chriſtian wandte dem Gegner ſein Antlitz zu, das den Ausdruck tiefſten Grams, ſchmerzlichſter Verzweiflung trug. „Verweilen Sie noch ein wenig, junger Mann," bat er „und hören Sie mich an. Sie ſind als Sieger aus unſerem Streit hervorgegangen, das iſt unzweifelhaft. Ich erkenne das unverhohlen an. Ich will daher mit Ihnen nicht mehr rechten, ich will nur an Ihre Ueberzeugung, Ihr Gefühl, Ihr Urtheil appelliren. Ich liebe meine Nichte, das wiſſen Sie. Wie ſehr ich ſie aber liebe, das wiſſen Sie nicht, das können Sie als junger Mann gar nicht wiſſen. So wie ich lieben nur bejahrte Männer, denen bevor es Abend wird, noch einmal die Sonne der Jugend, der Luſt und Freude am Leben aufleuchtet. Ich kann von dieſem letzten Lichtſtrahl nicht gutwillig ſcheiden. Reden Sie ſich doch nicht ein, daß Sie wirklich verliebt ſind, Doktor. Sie haben ſich einfach, wie das nun einmal bei jungen Männern zu geſchehen pflegt, in das erſtbeſte hübſche Geſicht vergafft, das Sie häufiger ſehen und anſtaunen konnten. Ihren Lebensweg werden noch unzählige Erſcheinungen gleich meiner Nichte kreuzen. Sie werden Mädchen finden, die unendlich viel beſſer zu Ihnen paſſen als Lonny. Laſſen Sie mir dieſen einzigen Schatz meines Herzens, dieſen lieblichen Troſt meines Alters. Sie ſind der reiche Mann, ich bin der Arme, der bei Ihnen betteln muß. Sie werden tauſendfach entſchädigt werden, für mich giebt es keinen Erſatz! Wird Lonny mir genommen, dann iſt das Dunkel, dann iſt das Ende da!"

Der Andere zuckte die Achſeln. „Es thut mir leid, Herr Förſter

In diesen Dingen giebt es einmal keine Verständigung, da steht jeder für sich selber und sonst für niemand ein."

„Bleiben Sie noch, hören Sie noch!" überredete der Alte. „Wenn Sie einen Funken menschlichen Gefühls besitzen, werden Sie Mitleid mit mir empfinden. Ich habe mein Leben lang nie gewußt was Liebe ist, ich kannte nur Sinnlichkeit, Leidenschaft. Jetzt, kurz vor dem Anbruch des äußersten Lebensabends, überkommt mich dieses seltsame, erhebende Gefühl mit solcher Gewalt, daß ich mir wie erneuert und wiedergeboren vorkomme. Ich hatte ja nie gewußt, daß auch ich das Bedürfniß, anderen Menschen zu leben, mit ihnen nicht allein körperlich, sondern auch seelisch Eins zu sein, in meiner Brust trage. Wollen Sie mir diesen letzten Weg zum Glücke abschneiden? Giebt es für mich denn kein Glück mehr auf Erden? Ist es wirklich zu spät?"

„Zu spät!" sagte Konrad dumpf.

Der Alte wandte sich von ihm ab und kehrte sein Gesicht in stummem Schmerze der Wand zu. Konrad zog sich leise zurück, öffnete ebenso vorsichtig die Thür und verließ das Gemach.

Er hatte sein Gefährt im Kruge abgestellt, gedachte aber noch nicht gleich nach Hause zu fahren, sondern erst einen Gang nach dem nahe belegenen Pastorat zu machen, wo er etwas zu bestellen hatte.

Auf dem Wege dahin gewahrte er eine Dame in eleganter Promenadentoilette, in der er im Vorübergehen Ada Förster erkannte. Er grüßte höflich und bat, da sie augenscheinlich denselben Weg machten, um die Erlaubniß, sie begleiten zu dürfen. Er handelte dabei nicht ganz ohne Arglist. Alle seine Fibern und Nerven spannten sich bei dem Gedanken, hier endlich einmal seinem Groll gegen die Försterische Sippschaft, ohne dabei doch aus den Grenzen der Ritterlichkeit hinauszutreten, Luft machen zu können. Die Szene mit dem Alten hatte er mit den peinlichen Empfindungen eines Henkers durchgeführt und war froh, daß nun alles vorüber war. Die tiefe und ernste Leidenschaft des Alten für Lonny war ein mildernder Umstand, der ihn mit Vielem versöhnte. Die Töchter aber hatten seine arme kleine Braut jahrelang auf das Nichtswürdigste zurückgesetzt und mißhandelt, hier mußte er nicht bloß als ihr Kämpfer, sondern als ihr Rächer auftreten. Ada selbst gab ihm die Gelegenheit dazu an die Hand.

Nach dem Austausch einiger nichtssagenden Redensarten fragte sie mit spöttisch verzogenen Mundwinkeln: „Nun, wie geht es denn Ihrer Gna-

den, meinem Fräulein Kusine? Wird diese stolze Dame geruhen, uns in nächster Zeit wieder einmal mit ihrem Besuch zu beehren? Wir sind in letzter Zeit oft genug zur Kour bei ihr gewesen."

„Ich glaube, daß Ihr Fräulein Kusine Sie bereits im Laufe der nächsten Tage besuchen will."

„So, so, das ist ja höchst erfreulich zu hören. Es ist mir, aufrichtig gestanden, wirklich sehr angenehm, wenn Lonny sich häufiger in unserer Gesellschaft befindet. Wenn sie sich allein überlassen ist, verwildert sie sehr bald."

„Was belieben Sie unter diesem Ausdruck zu verstehen, meine Gnädige."

„Nun, ich meine es selbstverständlich nicht buchstäblich. Sie hat einen gewissen Hang, sich von den Sitten und Formen der guten Gesellschaft zu emancipiren. Als wir vor ein paar Jahren eine größere Schaar von Studenten in unserer Gegend hatten, hatte sie sich so an burschikose Redewendungen gewöhnt, daß sie einmal in größerer Damen- und Herrengesellschaft von meiner Toilette bemerkte: „Liebe Ada, dieses Kleid sitzt Dir wirklich wie angespuckt! Wie finden Sie das?"

Konrad biß sich auf die Lippen, um nicht einen Lachanfall zu bekommen. Die stolze, hyperelegante Ada und jener allerdings etwas kräftige Studentenausdruck ergaben wirklich einen gar zu drolligen Kontrast: „Nun, mein Fräulein," versetzte er darauf beruhigend, „ich finde in diesem kleinen Vorfall wirklich keinen hinreichenden Grund, um mißbilligende Falten auf der wundervollen Wölbung Ihrer Dianenstirn hervorzurufen."

„Ja, das ist aber nur ein Beispiel von vielen. Der schlimmste Fehler, den Lonny hat und den wir ihr vergebens abzugewöhnen versucht haben, ist ihre Eitelkeit, ihre Neigung, sich bemerkbar zu machen, während sie durch ihre sehr wenig taktvollen Expektorationen in Wirklichkeit doch nur unangenehm auffällt. Wenn ich nicht ihre Kusine wäre und sie bis in die innerste Faser ihres Wesen kennen würde, würde ich sie für das koketteste und leichtfertigste Mädchen halten, das mir je unter die Augen gekommen ist."

„Ich glaube nicht, daß man auch nur annähernd begründete Ursache hat, Fräulein Lonny den Vorwurf der Koketterie zu machen."

„Man macht ihn ihr aber in der Nachbarschaft ganz allgemein. Ich habe Mühe genug, diesem Vorurtheil entgegenzutreten. Und leider kann ich einem solchen Vorwurf, so hart er erscheint, nicht einmal jede Berechtigung ab-

sprechen. Eine gewisse Gefallsucht besitzt Lonny eben unstreitig und die ist doch das Agens (hier machte Ada eine kleine Pause, um das gelehrte Wort voll austönen zu lassen) jeder Koketterie. Auch Oberflächlichkeit in Geschmack und Urtheil ist ihr leider nicht abzusprechen."

„Ich glaube, daß Gefallsucht und Koketterie doch ziemlich verschiedene Dinge sind."

„Wie das?"

„Eine kleine Dosis Gefallsucht ist jedem jungen Mädchen eigen. Das Weib will anziehen und freut sich, wenn es gewahrt, daß die Männer seiner magnetischen Kraft nachgeben."

„Da möchte ich doch sehr bitten!"

„Die Anwesenden sind selbstverständlich immer ausgenommen. Ihr Fräulein Kusine weiß, daß sie die unstreitig liebreizendste Dame der Gegend ist und freut sich, daß die Männer sich der Macht ihrer Anmuth und Schönheit willig unterwerfen. Das finde ich doch ganz natürlich. Ihre Kusine besitzt nur zu wenig Verstellungsgabe, um ihre Freude geschickt zu verbergen, das ist ihr einziger Fehler."

Adas Idealprofil sah in diesem Augenblick aus, als ob es aus grünlichem Marmor gemeißelt wäre. Jedoch klang ihre Sprache vollkommen ruhig und gleichgiltig, als sie weiter fragte: „Nun und was verstehen Sie unter Koketterie?"

„Koketterie ist Berechnung, Schauspielkunst. Die Kokette bringt es fertig, unter der Maske vollständiger Unbefangenheit mit den Herzen der Männer Fangball zu spielen. Ihre Gefallsucht übertrifft die des lebensfrischen, natürlichen Mädchens vielleicht um ebensoviel, wie der Montblanc unsere gesammte sogen. liv- und kurländische Schweiz. Aeußerlich ist sie dagegen die Unschuld selbst. Sie spricht von den neuesten Romanen und möchte dabei gar zu gern selber einen kleinen modernen Roman anzetteln. Sie citirt Gedichte, während ihr alle Gedichte gleichgiltig sind bis auf diejenigen, die an ihre Adresse gerichtet werden. Sie erklärt für Musik zu schwärmen und ersehnt sich nichts Anderes, als überall die erste Geige zu spielen. Sie redet höchst sachlich über die Wissenschaft und ist doch nichts Anderes zu wissen und zu erforschen bestrebt, als wie es im Innern ihres Gegenübers aussieht. Hat sie aber erlangt, was sie will, dann wird sie bald ihr Spielzeug überdrüssig und wirft es fort, was sich sowohl vor wie nach der Hochzeit zu ereignen pflegt, die ihr ja stets nur eine inhaltslose Form, ein rein äußerlicher Triumph ist."

„Mein Gott, haben Sie aber viele Worte nöthig, um so ein bedauerliches Geschöpf zu charakterisiren. Können Sie das nicht kürzer abmachen?“

„Auch das kann ich.“

„Nun — ich bin neugierig!“

„Die Kokette ist im Stande, während ein Mann zu ihren Füßen liegt und sie in süßen Liebesworten um Erhörung anfleht, still für sich die Bemerkung zu machen: „Er hat sich doch heute wirklich eine recht auffallende und geschmacklose Kravatte umgebunden.“

„Nicht übel! Dazu wäre Lonny allerdings nicht fähig. Sie würde dafür vielleicht im Stande sein, die Liebesworte zu erhören.“

Konrad fuhr zusammen, als hätte man ihm einen Dolchstich versetzt. „Es ist genug!“ rief er fast lauter, als schicklich war. „Ich sehe mich genöthigt, dieser höchst fruchtlosen und unerquicklichen Kontroverse ein Ende zu machen. Gestatten Sie mir denn, mein Fräulein, Ihnen zu bemerken, daß Sie von meiner Braut reden! Ich konnte es Ihnen nicht gleich mittheilen, da die Verlobung eigentlich noch nicht veröffentlicht werden soll. Ihre im Munde einer Kusine besonders liebreich klingenden Urtheile über meine Verlobte zwangen mich jedoch dazu!“

Ada blieb stehen und blickte Konrad zuerst an, als ob sie ihn nicht recht verstanden hätte. Mit der wunderbaren Geistesgegenwart, die ihr eigen war, erlangte sie jedoch sofort wieder die volle Gewalt über sich und bemerkte mit einem außerordentlich kunstvoll erzeugten gewinnenden Lächeln: „Ich hoffe, Sie werden Scherz und Ernst unterscheiden können. Es war ja nicht schlimm gemeint und jetzt, wo ich den Grund Ihres so überaus lebhaften Eintretens für meine Kusine kenne, bitte ich gern auf das Herzlichste für alles, was Sie verletzen konnte, um Entschuldigung. Jedenfalls sehen Sie mich durch Ihre Mittheilung auf das Angenehmste überrascht. Wir hatten schon lange so etwas geahnt, aber nicht der Hoffnung Raum zu geben gewagt, daß wirklich etwas daraus werden würde. Ich freue mich außerordentlich sowohl für Lonny wie für Sie!“

„Ich danke herzlich für die freundschaftlichen Gefühle!“ entgegnete Konrad, die ihm dargereichte schmale Hand so kräftig drückend und schüttelnd, daß Ada fast aufgeschrieen hätte. „Und zwischen uns bleibt doch alles beim Alten, nicht wahr? Sie erinnern sich doch noch jenes angeregten Gespräches, gnädiges Fräulein, in dem Sie mir Ihren heißen Drang nach wissenschaftlicher Erkenntniß offenbarten und ich Ihnen ver-

sprach, alles daranzusetzen, um Sie in die Tiefen der modernen Forschung einzuführen. Dieses Versprechen gilt auch für die Zukunft. Wenn mein Bräutigamsstand mich jetzt auch natürlich vielfach in Anspruch nehmen wird, so hoffe ich doch noch immer Zeit und Gelegenheit zu finden, um eine so strebsame und hochbegabte Jüngerin in die wissenschaftlichen Mysterien einzuweihen."

„Ich werde Ihnen für Ihre Belehrungen stets außerordentlich dankbar sein, Herr Doktor!" gab Ada, in deren Augen hunderte von glitzernden Schlänglein spielten, anscheinend voll innigster Dankbarkeit zur Antwort, indem sie ihm mitten auf der Landstraße einen höchst ceremoniellen Knix machte.

* * *

Theophil Christian war durch den energischen Angriff seines Gegners wohl geschlagen worden, fühlte sich aber noch nicht völlig niedergeworfen. Kaum hatte Konrad sich entfernt, so raffte er sich auf, schämte sich der an den Tag gelegten Weichherzigkeit und beschloß, auf jeden Fall und mit allen Mitteln noch einen entscheidenden Versuch zu wagen, um die vortheilhafte Stellung des Gegners zu erschüttern. Das, was jenem ein so erdrückendes Uebergewicht verlieh, waren vor allem die in seinem Besitz befindlichen Papiere. Diese Papiere mußte er in seine Gewalt zu bekommen suchen. Dadurch war in jedem Falle Zeit gewonnen, denn bis der Doktor sich neues Anklagematerial verschaffte, konnte sich mancherlei ereignen.

Im Laufe der nächsten Tage konnte man höchst verdächtiges Gesindel zur Hinterthür des stattlichen Gutsgebäudes hereinkommen und im Arbeitszimmer des Herrn verschwinden sehen. Es fanden angelegentliche Konferenzen und Konkurrenzen statt, aus denen schließlich der Zigeuner Juhlis, ein berüchtigter Gauner, Pferdedieb und Einbrecher, als vertrauenswürdigste Persönlichkeit hervorging. Er sollte, wenn der Doktor einmal auf einer längeren Fahrt abwesend war, nächtlicher Weile in die Wohnung desselben einbrechen, und sich um jeden Preis der bedeutungsvollen Papiere bemächtigen. Dafür, daß Juhlis seinen Hang, sich an etwaigem, in das Bereich seiner langen Finger gerathenden Baargeld zu vergreifen, bezähmte, war ihm eine besondere Belohnung zugesichert worden.

Der Erfolg dieser Mission war leider ein höchst kläglicher. Allerdings kam Juhlis eines Morgens mit einem dicken Packet Papiere in

das Zimmer des in freudigster Erregung aufspringenden Theophil Christian gestürzt. Als dieser sie aber zu durchsuchen begann, fand er nichts als Familienpapiere, Tauf- und Konfirmationszeugnisse, Universitätsdokumente und dergleichen mehr. Von dem ganzen Anklagematerial keine Spur. Hier war einmal nichts auszurichten, der Doktor war ein zu schlauer und gewitzigter Feind. So hart es ihn ankam, so blieb doch Theophil Christian nichts Anderes übrig, als dem Gegner das Packet Papiere wieder in dessen Wohnung zurückschmuggeln zu lassen.

Von diesem Augenblick an gab er den Kampf ohne weitere Hintergedanken auf. Er war ein klar blickender Mann und ein entschiedener Charakter, in dem nichts Unsicheres, Hin- und Hertastendes war. Er sah ein, daß er überwunden war und benahm sich fortan als ein Besiegter, der keine Hoffnung hat, den Kampf jemals wieder mit der geringsten Aussicht des Erfolges aufzunehmen. Und eine Befriedigung ward ihm zutheil, wenn auch nicht nach der Seite seiner Sympathien, so doch wenigstens nach der seiner Antipathien hin. Er hatte schon längst gemerkt, daß seine jüngsten Töchter sich lebhaft für den Doktor interessirten und hatte nun seine rechte Augenweide daran, die übermüthigen Mädchen mit galliger und verbissener Miene dasitzen und voll grimmigen Eifers miteinander tuscheln und wispern, zu sehen. Es gab kaum ein lieblicheres Schauspiel für ihn, als seine Töchter, die ihn ja so häufig mit dem ausgesuchtesten Raffinement zu reizen und zu erbittern wußten, auch einmal in hellem Aerger zu sehen.

Während der Vater nun, obwohl sein Herz dabei im Spiel war, es über sich gewonnen hatte, sich zu einem loyalen und endgiltigen Verzicht zu entschließen, fiel es den Töchtern keineswegs ein, ihre Machenschaften gänzlich aufzugeben. Wenn es ihnen nicht gelungen war, den Doktor zu erobern, so vermochten sie doch möglicherweise Lonny ihren Triumph zu verleiden und die nach so schweren und harten Kämpfen Vereinten wieder auseinanderzubringen. Sie wußten, was für ein ätzendes, die innigsten Herzensbündnisse zerstörendes Gift die Verleumdung ist und ließen davon nun einen Tropfen nach dem andern in die Gesellschaft sickern, in der sicheren Voraussetzung, daß er über kurz oder lang in vergrößerter Gestalt und noch schärfer und tödlicher zubereitet die Ohren der schutzlosen Opfer erreichen würde.

Konrad und Lonny hatten unterdessen eine Reihe von seligen Tagen durchlebt. Noch nicht lange genug von der frohen leichtlebigen Studen-

tenzeit entfernt, um bereits philisterhaft versteift und verknöchert zu sein, war Konrad noch zu jeder Schelmerei und Thorheit, zu jeder Tändelei, Empfindsamkeit und Poesie der Liebe angelegt. Wenn er Abends von seinem Liebchen schied, hatte er meist keine Ahnung mehr von dem, was sie zusammen geredet und getrieben, er wußte nur, daß alles unbeschreiblich lieb und süß gewesen war. Sie plauderten und lachten miteinander so glücklich und harmlos wie die Kinder und alle Noth und Sorge seines schweren Berufes entschwand ihm, wenn er in das morgenfrische, stets rosige und heitere Antlitz seines Mädchens schaute.

Dann kam aber eine Zeit in der sie nicht mehr so unbefangen miteinander verkehrten, sondern sich zuweilen eigenthümlich ernst und prüfend in die Augen blickten. Ohne jeden äußeren Anlaß stockte ihre Unterhaltung, ihr Meinungsaustausch, traten Mißverständnisse und Verstimmungen ein. Zu einer Aussprache kam es jedoch nicht. Niemand wollte den Anfang machen.

Eines Tages nahm Konrad sich selbst ins Gebet und stellte ein strenges Verhör mit sich an. Er ließ die verschiedensten Gedanken und Erwägungen vortreten und gab ihnen nach reiflicher Ueberlegung entweder die Freiheit, schickte sie hinter Schloß und Riegel, oder vollzog gar sofort das Scharfrichteramt an ihnen. Und schließlich lag alles, was ihm Pein und Leid verursacht hatte, abgethan am Boden und vor seinem inneren Auge begann es sich wunderbar zu klären und aufzuhellen. Er blickte wieder einmal tief in die Verderbtheit der Menschennatur und erkannte, einen wie schweren Stand die Wahrheit, die Reinheit und das Licht gegen die Lüge, die Niedertracht, die Heimlichkeit, die Finsterniß haben. Und abermals überzeugte er sich davon, daß dem Schlimmen nicht sein Lauf gelassen werden dürfe, sondern daß ihm kräftig und entschlossen entgegengehandelt werden müsse.

Er setzte sich nieder, schrieb eine Anzahl Briefe, ordnete verschiedene Papiere und Rechnungen und athmete dann erleichtert auf. So war es richtig, das war die Lösung. Nur nicht den Muth verloren! Es giebt kein Uebel, dem man nicht begegnen könnte, kein Gift, für das sich nicht ein Gegengift finden ließe. Er verschloß seine Schreibereien, öffnete dann das Fenster und sog in vollen Zügen die warme erquickende Abendluft ein.

Es war einer jener herrlichen Nachsommerabende, wie sie dem Baltenlande zuweilen beschieden werden, als sollten das Land und seine Bewohner dadurch für die kurze nordische Sommerzeit reich entschädigt

werden. Wie im Frühling mit den ersten Zugvögeln oft ein duftender Hauch wie aus warmem, blumigem Süden über die Fluren zieht, so will es im Spätsommer fast scheinen, als wollten die letzten dieser flüchtigen Wanderer des Aethers nochmals die Erinnerung an Sonne, Wärme und Blüthenflor mit doppelter Kraft aufleben lassen, um das Land dann bis zu ihrer Rückkehr den Stürmen, Regenschauern und Schneewehen des unfreundlichen Küstenwinters zu überlassen. Die seßhaften Vögel zwitschern und jubeln ihren fortziehenden Kameraden nach, als wüßten sie nichts von rauhen Winden und tiefem, alle Körnlein und Samen bedeckendem Schnee. Die Astern prunken und prangen in ihren matten, melancholischen Farben, als fühlten sie sich als die Vorboten eines neuen Frühlings. Und selbst der kundige, denkende, alles vorausseheude Mensch fühlt sich wohl und weich in der schmeichelnden Milde des Himmels und verbannt jeden Gedanken an den rauhen, mit derber Waidmannsfaust bereits an die Thür pochenden Herbst.

Als Konrad ans Fenster trat, war die Sonne längst im Westen zur Ruhe gegangen und hatte auch bereits die an ihrem goldenen Gürtel befestigte wundervoll gesteppte und geraffte Prunkschleppe von rosa und lila Federwölkchen zu sich in ihr Purpurgemach hinabgezogen. Eine verschwommene stahlblaue Färbung ruhte über der weiten Landschaft mit ihren Hügeln, Wäldern und Häusern und vertuschte alles zu einem harmonischen, stimmungsvollen Bilde. Inmitten des im gedämpften Lichte eines dunklen Saphirs flimmernden Himmelsgewölbes schwamm die große, leuchtende Mondscheibe in reiner, erhabener Majestät, in die sanft verblauende Umgebung helle Silberströme entsendend. Vor den grauschwarzen Umrissen einer größeren Häusermasse lag die blinkende Fläche des Mühlenteiches ausgebreitet. Ein leichter Nebel stieg aus dem Wasser empor, das sich vor dem Glanze des Mondes gleichsam zu verschleiern schien, als scheue es sich, diese blendenden Lichtwellen wiederzuspiegeln. Seltsame, weiche Lichtwirkungen entstanden, die aus greller Himmelspracht und verschwommener, verschämter Wasserlieblichkeit zusammengewoben schienen.

Ein ganz wundersames Spiel trieb das zauberhafte Himmelslicht mit den Linden- und Fliederblättern vor Konrads Fenster, aus denen es ein schwarzes Arabeskengewebe mit phantastisch hineinverschlungenen Punkten und Linien aus mattem Silber machte. Aus einiger Entfernung nickte eine im vollen Mondschein dastehende Baumgruppe, die vom Gipfel bis zur Wurzel mit schimmerndem Metallstaub überschüttet schien, trän-

merisch herüber. Nichts funkelte, nichts blitzte, aber alles lag in zartem, zurückhaltendem, geheimnißvollem Glanze da.

Konrad mochte, von seltsam schwärmerischen Empfindungen übermannt, schon längere Zeit so dagesessen haben, als eine seltsame Störung ihn auffahren machte. Zwischen dem durchbrochenen Gewirr der Baumzweige und Büsche sah er plötzlich eine schlanke, dunkle Gestalt einherhuschen. Und ehe er sie noch recht ins Auge gefaßt, war sie schon an der Fensterbrüstung, eine kleine weiße Hand suchte die seine, und eine süße, vertraute Stimme flüsterte ihm zitternd zu: „Konrad, liebster Konrad, hilf mir, schütze mich, ich ertrage es nicht länger!"

„Lonny, Du bist es!" rief er zugleich erstaunt und erfreut. „Was führt Dich zu mir?"

„Ach so Vieles, so Schweres, so Quälendes!" war die matte, klagende Antwort.

„So komm' doch ins Zimmer und beichte mir alles getreulich. Du scheinst rasch gegangen zu sein und Dein leichtes Tuch gewährt keinen hinreichenden Schutz gegen die feuchte Abendluft!"

„Nein, hinein komme ich nicht!"

„So sei doch nicht närrisch!

„Auf keinen Fall!" weigerte sie sich in plötzlich ganz kräftig und energisch klingendem Ton. „Das schickt sich nicht. Erkälten werde ich mich schon nicht, das liegt nicht in meiner Natur."

„Aber so höre doch —!"

„Ich höre nichts, nicht ein Wort, wenn ich nicht will. Komm heraus, wir setzen uns auf die Bank unter der großen Linde, da sieht uns in dem tiefen Schatten kein Mensch und da will ich Dir alles erzählen."

Es blieb ihm nichts übrig, als ihrem Wunsche zu willfahren. Als er endlich an ihrer Seite saß, lehnte sie das Köpfchen leicht an seine Schulter und fragte dann schwermüthig: „Glaubst Du wirklich Konrad, daß es schlechte, von Grund aus schlechte Menschen giebt?"

„Hm, das ist eine schwer zu beantwortende Frage. Man streitet heutzutage auf das Heftigste darüber, was eigentlich gut und was schlecht ist. Was für eine Art von Schlechtigkeit meinst Du denn?"

„Nun niedrige, hinterlistige, tückische Menschen!"

„Die giebt es ganz zweifellos!"

„Und glaubst Du, daß meine Kusinen solche Menschen sind?"

„Nun — ich meine, daß Deine Kuſinen jedenfalls nicht zu den beſten Menſchen gehören. Ob ſie wirklich ſo grundſchlecht und heimtückiſch ſind, kann ich noch nicht recht beurtheilen."

„Ich aber kann es. Heute Nachmittag waren ſie bei mir. Schon früher hatte es angefangen. Aber heute war es am Aergſten mit dem Sticheln, Spitzeln, Anſpielen und Klatſchen."

„Ja worüber klatſchten ſie denn?"

„Ueber Dich. Auf die häßlichſte, niedrigſte Art. Scheinbar lobten ſie Dich. Bei ſolchen Vorzügen, ſagten ſie, müſſe man ſchon über einzelne kleine Fehler hinwegſehen. Aber ſchließlich ſprachen ſie nur von den Fehlern und unter dem Deckmantel des Wohlwollens machten ſie Dich ſo ſchlecht, ſo ſchlecht, Konrad, daß jeder, der Dich nicht gekannt hätte, den tiefſten Abſcheu gegen Dich hätte faſſen müſſen. Aber ich kenne Dich und ich kenne auch Ada und Dina. Ich bin nicht mehr ſo dumm, und laſſe mir nicht mehr ein Loch in den Kopf reden. Und wenn Du noch zehnmal ſo ſchlecht wärſt, als ſie Dich geſchildert, ich würde Dich doch lieben. Sag mir aber eins, Konrad! Iſt es wirklich wahr, daß Du ſo ein leichtſinniger und wüſter Student geweſen biſt?"

„Nun ganz ſo ſchlimm, wie Ada und Dina es Dir dargeſtellt haben, bin ich jedenfalls nicht geweſen."

„Alſo etwas Wahres iſt doch daran", ſeufzte die Kleine, indem ſie kummervoll ihr Köpfchen wiegte. „Aber ſeitdem Du mich kennſt, biſt Du doch nicht mehr ſo. Nicht wahr, Du Lieber?"

„Nein, gewiß nicht!" beruhigte er ſie zärtlich, ihre warme kleine Hand an die Lippen ziehend.

„Das habe ich ihnen auch geſagt", eiferte ſie. „Und es läßt mich auch ganz gleichgiltig, was ſie über Dich reden. Aber es ſchmerzt mich für Dich. Du biſt zu gut, um von dieſen Schlangen begeifert zu werden. Ich ertrage es nicht, wenn ſie ſchlecht von Dir ſprechen, ich kann es nicht anhören, ich kann nicht!" Sie warf ſich ihm leidenſchaftlich an die Bruſt und preßte ihre Arme krampfhaft um ſeinen Nacken.

„Du mußt einfach gar nicht darauf achten!"

„Ich höre es aber doch. Und je öfter ich es höre, deſto mehr Gram und Sorge verurſacht es mir. Nicht daß ich an Dir zweifeln könnte. Aber ich muß doch daran denken, die häßlichen Worte tönen in meinen Ohren wieder nnd Nachts träume ich davon. Dieſe Menſchen haben mich einmal ihrem Einfluß unterjocht und ganz komme ich davon nicht mehr

los, eine so starke und feste Stütze ich auch an Dich habe. Sie werden uns nicht trennen, aber sie werden uns nie, nie glücklich werden lassen. Du hast ja keine Ahnung davon, wie schlau und energisch sie sind. Wenn sie etwas in den Sinn gefaßt haben, dann lassen sie nicht davon ab. Und darum bin ich gekommen, Dir etwas vorzuschlagen. Du mußt Dich aber auf das Aeußerste gefaßt machen!"

„Nun, ich bin gefaßt!"

„Siehst Du Konrad," sagte sie, sich leicht fröstelnd an ihn schmiegend, „so schön wie jetzt, werden wir es nie mehr im Leben haben. Sind wir erst verheirathet, dann kommen die Sorgen und die sind für schlimme Menschen oft die Handhabe, woran sie das Gewebe ihrer List und Bosheit knüpfen. Ich habe das an meinem armen Vater gesehen. Man wird uns keine Ruhe lassen, das glaube mir, wer solche Feinde hat, der ist bis an sein Lebensende vor ihren Nachstellungen nicht sicher. Da habe ich es nun oft so schön und rührend in Gedichten und Novellen gelesen, wie unglückliche Liebende vor ihren Peinigern und Verfolgern Schutz in selbstgewähltem Frieden suchen!"

„Wovon sprichst Du Kind?" rief Konrad sie, gleichsam um sie zu erwecken, heftig anfassend.

„Ich spreche vom Tode, Liebster! Erscheint Dir das so seltsam? Für mich hat der Tod nichts Schreckliches, ich habe mich schon früher, als ich verlassen und unglücklich war, oft mit dem Gedanken an ihn vertraut gemacht, ihn mir als Freund und Erlöser vorgestellt. Die Welt ist boshaft und neidisch, voller Lärm und Unfrieden. Dort aber — sie zeigte auf die blinkende Wasserfläche — dort wohnt Frieden und Stille! Erscheint es Dir nicht schön, in das flüssige Silber hineinzutauchen, von dieser unreinen, häßlichen Welt noch ein schönes, verklärtes Bild in das Jenseits hinübernehmend? Komm, Liebster, zögern wir nicht und scheiden wir lieber in einem Augenblick von der Welt, da wir uns glücklich fühlen und unser Loos uns freiwillig wählen können, als da wir durch Sorge, Haß und Neid dazu gezwungen werden!"

Als Konrad mit unwilliger Miene schwieg, fuhr sie fort: „Nun, giebst Du mir denn nicht recht? Habe ich nicht richtig und wahr gesprochen?"

„Unsinn hast Du gesprochen!" fuhr er mit so brutaler Energie auf sie los, daß sie erschrocken zusammenzuckte. Seine Heftigkeit sofort bereuend umfaßte er sie jetzt, nahm ihre Hand in die seine und sagte, die-

selbe sanft streichelnd: „Verzeih, süßes Herz, meine Rauheit, aber ich war wirklich zu erbittert, um an mich halten zu können. Was haben Sie aus Dir frischem, gesundem Menschenkinde gemacht? Wie kommst Du dazu, an den Tod zu denken, während Dir doch noch das ganze Leben entgegenlacht? Was für eine langjährige Wühlarbeit gehört dazu, um einen so herrlichen jungen Organismus zu erschüttern! Wie müssen diese Teufelinnen Dir mitgespielt haben!"

„Furchtbar, entsetzlich," bestätigte das arme Kind, „und darum vermag ich es ja auch nicht mehr zu ertragen. Jedes Dulden, jedes Stillhalten hat doch auch seine Grenzen!"

„Ja, wer verlangt denn von Dir, daß Du noch länger stillhalten sollst? Fort mußt Du und das bald! Ich habe alles schon so ziemlich vorhergesehen und daher an meine Eltern in H. geschrieben, die Dich gewiß von Herzen gern für längere Zeit bei sich aufnehmen werden. Bist Du diesen unheilvollen Einflüssen entzogen, dann sollst Du erst sehen, was für ein strammes, schneidiges Mädchen aus Dir werden wird!"

Lonny fand kaum Worte, um ihrer Ueberraschung über diesen unerwarteten Ausweg Ausdruck zu geben. „Zu Deinen Eltern soll ich? Das ist herrlich! Da werde ich ja auch Deine lieben Schwestern kennen lernen. Prächtig, prächtig!" Und im Moment war ihre Stimmung völlig ins Gegentheil umgeschlagen, sie sprang auf, klatschte in die Hände, tänzelte hin und her und Konrad hatte Mühe sich dagegen zu wehren, daß sie ihn nicht zu einem tollen Walzer mitriß. Dann aber trat plötzlich wieder tiefe Niedergeschlagenheit ein und sie begann von Neuem in dumpfem Ton: „Und ich werde doch im besten Falle nur ein wenig Athem schöpfen können. Ich muß später doch wieder hierher zurück, erstlich weil ich Papa nicht zu lange allein lassen kann, zweitens weil wir doch später nach unserer Hochzeit ohnehin hier leben müssen!"

„Wer sagt Dir denn, daß wir hier leben müssen?"

„Ja was soll dann geschehen?"

„Wir schütteln beide den Staub von unseren Füßen, das ist doch höchst einfach! Wir sind jung, uns steht ja die ganze Welt offen. Ich habe heute meinen Rigaer Freunden mitgetheilt, daß ich baldmöglichst dorthin überzusiedeln gedenke und sie gebeten, die nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Bis ich meine Verbindlichkeiten hier abwickle, bleibst Du bei meinen Eltern. Sind wir endlich vereinigt, so besucht Papa uns gewiß recht häufig in dem lieben alten Riga und zieht später hoffentlich ganz

zu uns. Soviel werde ich doch wohl verdienen, um Euch beide durchfüttern zu können! Oder meinst Du nicht?"

Weinend und lachend umhalste Lonny den Geliebten: „Wie ist das doch alles so einfach, Du Guter, Lieber, und wie bin ich thöricht gewesen, nicht selber darauf zu kommen!"

„Du konntest es nicht, weil Du eben verwunschen, verzaubert warst. Alle Deine Gedanken, Deine Vorstellungen hafteten bis jetzt noch an diesem verhexten Ort mit seinen beängstigenden, beklemmenden Eindrücken. Selbst ich konnte Dich noch nicht ganz befreien, da die alten Vorstellungen durch die unveränderte Umgebung beständig neue Nahrung erhielten. Erst die Weite, die Freiheit wird Dich vollständig Dir selber, Deiner frohen und unbekümmerten Natur zurückgeben. Und für die Zukunft bitte ich mir eins aus: Habe mehr Vertrauen zu mir, vor allem aber größeres, festeres Vertrauen zu Dir selber! — So, jetzt wollen wir uns wieder zusammensetzen und nicht mehr von unangenehmen, sondern von angenehmen Dingen reden, zum Beispiel von unserer Liebe! Wenn es genug damit ist, geleite ich Dich nach Hause, Du lieber, kleiner Kindskopf Du! Das kann aber heute noch recht spät werden, denn sobald lasse ich Dich nicht los, eine Strafe muß sein!"

Sie setzten sich wieder auf die Bank in den bläulichen Dämmerschatten der Linde. In tausende von dunkleren und helleren, leicht hin und herzitternden Flecken abgetönt, zwischen denen blasse, magische Lichter spielten, bot dieser ihnen ein reizvolles, zauberisches Asyl. Sie faßten Hand in Hand und Druck und Gegendruck sagte, daß sie fest entschlossen waren, den Lebensweg gemeinsam durch Freud und Leid zu wandeln. Und ihnen ward hingebend und frei, zart und kräftig, friedvoll und herausfordernd ums Herz!

Wachtmeiſter Geruchum.

Es iſt zwei Uhr Nachmittags. Die Sonne ſcheint grell auf das graue Pflaſter des Marktplatzes herab, das in der ſengenden Hitze die Gluth eines Backofens ausſtrahlt. An vielen Häuſern ſind die buntgeſtrichenen Läden geſchloſſen; am Hauſe des Oberhauptmanns prangen ein paar blendendweiße Marquiſen. Die Bewohner des Städchens halten ſämmtlich ihre Sieſta und der große Platz liegt daher wie ausgeſtorben da. Selbſt der Apotheke und dem großen Kolonialwaarengeſchäft des Herrn Wunderlich fehlt es an Beſuchern, ja ſogar die beiden Schenklokale ſtehen verwaiſt da, ſo daß der Wirth des einen von ihnen ſchließlich verwundert den Kopf zur Thüre herausſtreckt und ſich nach allen Seiten umſieht, um ſich zu vergewiſſern, ob dieſe kannibaliſche Hitze ihm denn wirklich gar keinen Durſtigen zuführe. In der gleichſam weißglühenden, von einem funkelnden Strahlennetze durchzitterten Luft iſt kein Inſekt, kein Vogel zu entdecken. Wie ein erhitztes Metallgewölbe drückt der Himmel auf die Erde, alles Athmende aus ſeinem Gluthbereich verſcheuchend. Ein altes Bauerweib mit einem Korb Beeren, zwei zerlumpte Judenkinder und eine Schaar Enten, die verzweiflungsvoll nach den gewohnten Pfützen ſuchen, ſind die einzigen lebenden Weſen im ganzen weiten Umkreiſe.

Doch da ſtampft, klirrt und keucht etwas heran und ſtellt ſich breitſpurig auf dem ſtrategiſch am Vortheilhafteſten gelegenen Punkte des Platzes auf. Die rothverbrämte Mütze, die Meſſingknöpfe und nicht zum Mindeſten das gewichtige, ſelbſtbewußte Auftreten kennzeichnen den Ankömmling als eine Reſpektsperſon. Und als eine Reſpektsperſon erweiſt ſich Wachtmeiſter Geruchum in der That: das Bauerweibchen humpelt

eiliger vorwärts, die Judenkinder verflüchtigen sich in einen Hof und die Enten hören zu schnattern auf, setzen sich in einen der ausgetrockneten Rinnsteine und kehren ihre breiten Schnäbel in gespannter Erwartung dem Gewaltigen zu, dessen hitziges Dreinfahren schon oft genug auf dem Marktplatz das Unterste zu oberst gekehrt hat. Geruchum ist offenbar mit dem hervorgebrachten Eindruck zufrieden, denn er sieht weder den zerlumpten Kindern nach, noch stört er die Enten in ihren stillen Beobachtungen, sondern, die linke Hand auf den Säbelgriff gestützt, mustert er die Umgebung mit stolzer Miene, als wollte er gleich Polykrates sagen: „Dies alles ist mir unterthänig."

Geruchum, ein pfiffiger und rühriger Sohn Israels, ist als älterer und tüchtigerer der beiden Wachtmeister (Polizeiaufseher) des Städtchens die rechte Hand des Gerichtsvogts. Was ihn dem letzteren besonders werth macht, ist, daß er nie zu ermüden, unablässig auf den Füßen, jeder Anstrengung gewachsen ist. Er gehört zu jenem stämmigen, untersetzten Semitentypus, an dem alles rund, fest, massig ist. Ein paar listige, kleine Aeuglein blinzeln aus einem vollen, rothen Gesicht hervor, das von einem krausen Vollbart umrahmt ist. Die Nase ist kurz und stumpf, die Lippen sind dick und aufgeworfen. Die Gestalt ist von einer geradezu lächerlich wirkenden Kürze, weiß sich aber stets in einer würdigen Positur zu zeigen.

Geruchum hat bei Aufdeckung von Verbrechen und Aufspürung der Thäter schon wiederholt große Dienste geleistet. Nur bei der Festnahme der Uebelthäter kann man sich nie recht auf ihn verlassen, denn er hat eine heilige Scheu vor der den Verbrechern eigenen Gewaltthätigkeit. Weiß er ja doch auch gut genug, daß im Ernstfalle sein verrosteter Säbel gegen einen tüchtigen eichenen Knittel oder gar gegen eine scharfgeschliffene „Dunze" (Bauermesser) nichts auszurichten vermag. Doch hält er ein strenges Regiment über alles Lumpen- und Vagabundenvolk. Er ist hier von unbestechlichster Gerechtigkeit und ob Jud' ob Christ, ganz gleich, alles „verlosene Pack", wie er sich ausdrückt, hat in ihm einen erbitterten schonungslosen Feind, der Tag und Nacht hinter „Mutter Grün's" Söhnen her ist. Er selbst unterscheidet sich allerdings in seinem Aeußern keineswegs besonders vortheilhaft von den so unnachsichtig verfolgten Tagedieben. Seine Uniform ist stets schmierig und geflickt, sein Schuhzeug ausgetreten und rissig, sein Haar und Bart verfilzt, das Gesicht von zweifelhaftem Teint und glänzend von fettigen Substanzen. Wenn

man den städtischen Lokal-Chronisten Glauben schenken darf, so rührt von Geruchum jene denkwürdige, von ernsthaftestem Nachdenken über die Probleme des Lebens zeugende Frage her: „Fer wos wascht man sech aigentlich nur die Händ' und niemols das Gesiecht?" Es mag ihm vielleicht ein besonders erhebendes Gefühl sein, daß ihm, dem Lumpaci-vagabundus in Uniform, eine so große Macht über seine nichtuniformirten Geistesverwandten verliehen ist.

Ein tiefgehender Seelentrieb zieht hingegen unseren Geruchum zu den „Herrschaften" hin. Nie sieht man ihn eifriger laufen und springen, als wenn es gilt, einem „Herrn Sekerthär" oder gar einem „Herrn Baraun" einen Dienst zu erweisen. Wird sein Diensteifer gar noch durch ein Trinkgeld angestachelt, dann übertrifft, überkugelt er sich selbst. Dennoch habe ich trotz Geruchum's unverhohlener Vorliebe für jede Art von „Lapki" (Nebensporteln) nicht gehört, daß er dabei jemals seine dienstlichen Pflichten vernachlässigt hätte.

Es giebt Niemand in der Stadt, der Geruchums Schwächen besser kennt und auszunutzen versteht, als mein Freund Hans von Rietenhof. Hans, trotz seiner einundzwanzig Jahre noch Sekundaner des Gymnasiums, ist jeder Zoll ein kurischer Landjunker. Uebermüthig, tollköpfig, hin und wieder sogar etwas roh, ist er im Grunde doch eine durch und durch gutmüthige und liebenswürdige Natur. Die angeborene Neigung, sich über andere zu erheben, läßt ihn Geruchums Zuvorkommenheiten äußerst angenehm empfinden. Für 20 Kopeken hat er, der in der Schule so oft seinen Stolz beugen, so manche wohlverdiente Rüge mit stillem Ingrimm hinunterschlucken muß, die hohe Genugthuung, den Vertreter der Polizeimacht mit tausend Bücklingen zu seinen Diensten zu sehen. Hin und wieder treibt es ihn, Geruchum zu verstehen zu geben, wie sehr er sich eigentlich dadurch herablasse, daß er ihn, einen solchen Schmierfinken, einen „Luppat" (Lump) erster Sorte, einen „Schmutzpesel, der sich gewaschen hat" (diesen widerspruchsvollen Ausdruck brauchte er in der That) überhaupt in seiner Nähe dulde. Geruchum läßt achselzuckend alles über sich ergehen, nur einmal, als Hans den Ausdruck „Chaser" (Schwein) brauchte, verbat er sich denselben in so ernstem, ja fast wildem Ton, daß er in Zukunft damit verschont blieb. Durch eine stillschweigende Uebereinkunft beider Theile wurde der Ausdruck durch die ebenfalls nicht sehr schmeichelhafte Benennung „Mistkäfer" ersetzt, die Geruchum dafür um so öfter zu hören bekam. Doch rächte er sich für die ihm an den

Kopf geschleuderten Injurien zuweilen durch recht niederträchtige, hinterlistige Redewendungen, die von schärfster Bosheit geradezu überliefen und Meister Hans doch in Verlegenheit setzten, wie er darauf zu reagiren habe. Uebrigens war mein Freund ein Mensch, der Spaß verstand und es sich nicht weiter zu Herzen nahm, wenn einmal auch auf seine Kosten gelacht wurde.

„Geruchum", sagte Hans, der sich gern in Wortspielen bewegte, eines Tages zu dem wieder besonders stark nach Knoblauch und anderen einheimischen Spezereien duftenden Wachtmeister „mich bringt wahrhaftig noch einmal Euer Geruch um!"

„Oi, Herr Baraun!" versetzte verschmitzt lächelnd der Angeredete, „fer wos schenken Se mer denn nich ä Fläschchen „O de Kanallje" oder ä wohlriechende Saif?"

„Das sollte mir gerade fehlen. Die Seife verkauft Ihr und das Eau de Cologne trinkt ihr aus und bleibt derselbe Mistkäfer der Ihr wart!"

„Herr Baraun!" gab Geruchum, den jungen Aristokraten mit mephistopheliſchem Ausdruck von der Seite anblinzelnd, zurück, „is es Se nich unapp'titlich, immer dem Mistkäfer im Mund zu haben?"

„Verfluchter Kerl!" brach Hans halb ärgerlich, halb belustigt los, doch Meister Geruchum war bereits aus dem Bereiche seiner Machtsphäre und entfernte sich, höflich grüßend mit eiligen Schritten.

Ein anderes Mal forderte Hans, der sein von Hause erhaltenes Taschengeld eben in einer Konditorei verjubelt hatte und daher in sehr übermüthiger Stimmung war, Geruchum auf, zu errathen, was er in seiner Westentasche habe. Dieser zuckte, abwehrend grinsend, die Achseln.

„Die städtische Polizei hab' ich drin!" sagte Hans mit vornehmem Lächeln.

„Die Polezai? Woso, Herr Baraun?"

„Nun, ich habe einen Zwanziger drin und da Ihr die Polizei seid und für zwanzig Kopeken zu haben seid, so trage ich eben die Polizei in der Westentasche herum!"

„Es stimmt, Se haben mir im Tasch, Herr Baraun!" versetzte Geruchum mit seinem gewöhnlichen „venyn'schen" Schmunzeln. „Aber ferchten Se net am End' de Balangß zu verlieren, wenn Se soviel Verstand im Westentasch herumtragen?"

Derartige kleine Zwischenfälle störten, wie gesagt, daß gute Einver-

nehmen der beiden ganz und gar nicht, wirkten im Gegentheil auf Hans sehr anregend und befruchtend, da er beständig darüber nachdachte, was Geruchum, wenn er ihn in der und der Weise aufziehe, wohl zu erwiedern haben werde, und was er seinerseits dann als letzten Trumpf ausspielen könne. Einmal aber geschah es, daß Geruchum von uns in einer so beschämenden Situation überrascht wurde, daß wir wochenlang Stoff hatten, ihn zu necken und zu hänseln, ohne daß er irgend etwas dagegen hätte vorbringen können.

Es geschah das an jenem heißen Sommertage, als er sich, ohne auf die tropische Sonnengluth zu achten, mit Herrschermiene an seinem gewohnten Platz auf dem Markt aufgestellt hatte. Wir hatten gerade eine Stunde Karzer abgebüßt und schritten eilig mit knurrendem Magen vom Gymnasium nach Hause. Als wir uns dem Markte näherten, sahen wir Geruchum, der uns den Rücken zukehrte, vor uns stehen, und wurden alsbald von so prickelnder Lust, ihm einen Possen zu spielen, erfaßt, daß wir hinter einen Thorflügel schlüpften, um ihn einstweilen zu beobachten und bei günstiger Gelegenheit in Schrecken zu setzen oder zum Besten zu haben.

Der Marktplatz lag noch immer völlig vereinsamt da. Nur in einiger Entfernung auf der anderen Seite des Platzes sah man einen langen, zerlumpten Juden mit einem Bündel unter dem Arm auftauchen und mit geflissentlicher Langsamkeit und Gleichgiltigkeit in eine Seitengasse hineinschlendern. Doch er bemühte sich vergebens, der Aufmerksamkeit der heiligen Hermandad zu entgehen. Geruchum reckte wie ein sich zum Niederstoße vorbereitender Habicht den Kopf vor und schoß dann mit überraschender Vehemenz auf seinen Glaubensgenossen los. Es entspann sich ein lebhafter Wortwechsel, der damit endete, daß der Wachtmeister den zerlumpten Flâneur zu arretiren suchte. Dieser erhob aber nur einmal warnend seinen gewichtigen Knotenstock und setzte dann ruhig seinen Weg fort. Geruchum zog seinen Säbel, wagte aber nicht anzugreifen, sondern tanzte mit kläglichem Geschrei: „Chappt ihm, chappt ihm!“ (fangt ihn!) wie eine angeschossene Elster um den in drohender Haltung Dahinschreitenden herum.

In diesem Augenblick brachen wir aus unserem Versteck hervor und hatten in wenigen Sprüngen die Gruppe erreicht. Hans, in dem der geborene Landesbeamte sich zu regen begann, stellte sich breitspurig in seiner ganzen stattlichen Länge dem Vagabunden in den Weg und fragte

dann Geruchum mit strengem, inquisitorischem Ton und in möglichst tiefer Stimmlage: „Was ist hier los?“

Geruchum erklärte, daß das Bündel, das der Zerlumpte unter dem Arm trage, aus Kleidern bestehe, die vor einigen Tagen einem Bürger gestohlen worden seien und mit denen er nun mit größter Frechheit am hellichten Tage hausiren gehe. Er habe schon längst den Abromke im Verdacht gehabt und freue sich nun, seine Annahme bestätigt zu sehen. „Das sind“, schloß der Eifrige seinen Bericht, „dem Tischler Engelbrecht saine Kleider, so wahr ich a ehrlicher Jid bin!“

„Wie haißt“ warf Abromke entrüstet ein, „worüber sollen maine Klaider sain saine Kleider?“

Hans verwies den Dazwischenredenden mit drohender Stimme zur Ruhe und fragte dann Geruchum, warum er denn den Uebelthäter nicht einfach am Kragen packe und abführe.

„Gutter Herr Baraun!“ versetzte der Angeklagte mit kläglicher Stimme, „ich will Se erzählen, was er is fer ä ungeberdiger Mensch. Wie ich ihm will chappen, hat er gesogt: Pappele, hat er gesogt, laßt mir doch frai jetzt vor die Faiertage! Wie haißt, sog ich, werd' ich doch net lassen die Ganefs (Spitzbuben) frai, es hilft nichts, Du kummst im Fink herain! Wie ich ihm nu kriege am Schlafitt, graift er zu und raißt mer de Knepplachs (Knöpfe) vom Brust. Ich ssrai Gewalt, doch keiner kummt mer zu Hilf fer dem raißenden Thier. Da nehm ich dem Poggenspicker (Säbel) und sog: Abromke, sog ich, wenn Du nit kummst im Guten, dann mach ich Dir kapores, ich mach Dir zum Ben Moweß (Kind des Todes). Ich graif wieder zu, aber es gaiht net, er is rassent wie a Lew. Was glauben Se wohl, bester Herr Baraun, er muß im Goleß (Gefängniß) so wie so herain und darum is er im Zorn un läßt sich alles sain fartich egal, aber ich kann mer nit ssloges mit ihm herum, hob ich doch mainem naien Mundir an un kann mer auch net lassen geben Makkes (Prügel) auf offenem Marcht!“

Hans nannte Geruchum einen Feigling und versicherte ihm, daß er, wenn Abromke sich noch widersetze, unseres Beistandes gewiß sein könne. „Na kumm, Abromke“ mahnte Geruchum jetzt, „sai kain Vor (Ochs) un bring Dir net selbst im Schlammasel (Unglück) herain!“

Als der Wachtmeister jedoch von Neuem zupackte, erhielt er einen heftigen Stoß vor die Brust und taumelte zurück.

„Gechargelt sollste werden an Dainem dicksten Jontef (gesteinigt sollst Du werden an Deinem größten Feiertage), Gras soll wachsen vor Dainem Thür, wenn Du net glaich mit mer kummst zum Goleß!“ schrie Geruchum im höchsten Zorn.

Mein Freund machte der Scene ein Ende, indem er Abromke mit eiserner Faust packte, ihm das Kleiderbündel entriß und ihn dann Geruchum überantwortete.

„Herr Baraun“, sagte dieser, „kummen Se lieber mit, der Abromke is ä gräußer Chochem und spickt mer am Ende noch aus!“

„Ihr seid und bleibt ein Jammerklunker!“ rief Hans ärgerlich. Nachdem er mir die Weisung ertheilt hatte, den Arretirten scharf zu überwachen, war er rasch in den nächsten Laden geeilt und ebenso schnell mit einem Strick zurückgekehrt, mit dem er Abromke die Hände auf den Rücken band. „So,“ sagte er zu Geruchum, „jetzt werdet Ihr mich hoffentlich nicht weiter nöthig haben, „Ihr Löwe mit Nachhilfe, der Ihr seid, Ihr Courage-Pumpier, Ihr mühsam aufgekitzelter Heldengreis!“

Geruchums Heldenmuth zeigte sich, um mit Hans zu reden, jetzt in der That mächtig „aufgekitzelt“. „Du Ganef!“ schrie er Abromke an, „wenn Du jetzt nich kummst, nehm' ich Dir bai de Paißkes (Seitenlöckchen)! Gaih vorwärts, Chamer (Esel), oder ich bohr Dir mit dem Poggenspicker derch und derch, daß man Dir nur noch könn brauchen als Pumpenrohr!“

Das edle Paar zog ab. Noch am Abend erfuhren wir jedoch, daß Abromke bei der ersten günstigen Gelegenheit das Weite gesucht hatte und daß Geruchum, obwohl der Flüchtling mit seinen gebundenen Händen nicht die volle Laufkraft entwickeln konnte, doch vergebens auf seinen kurzen X-Beinchen hinter ihm hergekeucht war.

Als wir den Wachtmeister an einem der folgenden Tage erblickten, nahmen wir ihn natürlich gehörig vor und machten ihn zur Zielscheibe der bissigsten Bemerkungen. Geruchum aber sah keineswegs niedergeschlagen drein und meinte mit achselzuckender Ueberlegenheit: „Maine Herrn Sekundaners, sehen Se sich an maine Bain. Bitten Se dem Magistrat, daß er mir giebt fünf Zoll Zulage unter de Sohlen un ich krieg Se dem Nordwind baim Pirzel! Mit die Bainers aber könn ich mer kaine Rennpraise verdienen!“

„Ach was“, sagte Hans, „das werdet Ihr mir doch nicht einreden daß ein solcher Hasenfuß wie Ihr, nicht zu laufen versteht!“

„Hat sech was zu hasenfußen!“ sagte Geruchum. „Der Hasenfuß sitzt bai mir in Kopp un nich in de Fieß! Sehen Se sich doch nur die Bainers an, sind das nicht sslechte Witze der Naturr? Mancher is eben geboren als ä Windhund un mancher als ä Dachshund. Die Naturr hat aus mir machen wollen aine sitzende Lebenswaise, ich hob' wollen wär'n ä Sfnaider, aber der Magistrat hat mer gemacht zum Arm der Gerechtigkait. Was könn' ich derfier, daß die Baine der Gemainhait sind sfneller als der Arm der Gerechtigkait?“

Wir mußten über den drolligen Kauz lachen und er war für diesmal gerettet. Später aber hatte er, wie gesagt, wegen des Vorfalles noch oft von uns zu leiden.

Nach einer längeren Reihe von Jahren, als ich die Schule schon hinter mir hatte, führte mich der Zufall wieder in das freundliche Städtchen, das den Schauplatz der obigen Schilderung bildet. Die meisten meiner Bekannten fand ich munter und gesund wieder, denn die Luft der kleinen Städte hat eine merkwürdig konservirende und lebenverlängernde Kraft. Nur nach Geruchum sah ich mich vergebens um. Um so überraschter war ich, als ich einmal in ein kleines, bescheiden aussehendes Kurzwaarengeschäft trat, um mir einen Shlips oder etwas ähnliches zu kaufen, und meinen alten Freund hinter dem Ladentisch eifrig mit allerhand Schachteln und Packeten hantiren sah. „Was Henker, Geruchum!“ rief ich, ihm herzlich die Hand entgegenstreckend, aus. „Ihr seid also richtig ebenfalls unter die Kaufleute gegangen! War wohl ein schlechtes Geschäft mit dem Wachtmeisteramt, was?“

Der ersichtlich auf das Freudigste überraschte Geruchum machte mir einen Kratzfuß nach dem anderen und erwiederte mit breitem Grinsen: „Aen oberfaules Geschäft. Von de klaine Trinkgelder wurde man nit fett, un de gräußen kamen meist von solche Hallunkens, daß man se mit moralisse Entrüstung zaruckweisen mußte. Was nutzt mer än Amt, wo ich mer immerfort entrüsten muß? Kann man von mer verlangen, daß ich ä moralissen Sstolz hab' fer achtzehn Karben (Rubel) den Monat? Bin ich aber nur sstolz von der Außensait, aber von innen ainer von die Sorte: „Was kriegste, das nimmste,“ was werd man da sogen, wenn man es zu wissen kriegt? „Verfluchter Jid!“ werd man sogen, man werd mer wegjogen mit Sstimpf un Sstande un nie mehr werd ä Jid mehr kummen in dem städtissen Polizai. Jetzt hab ich mainem Gesäft, wo ich könn' machen mainem Rebbes (Profit) wo ich em finde, ich brauch

nit zu fain ſtolz, ich brauch mer nit zu entrüſten, ich kann fain wie de andere Geſſäftslaite auch. Was ſteht zu Befehl?"

Ich nannte ihm mein Begehr und im nächſten Augenblick hatte er alles, was er in oem Artikel beſaß, vor meinen Blicken ausgebreitet, mich mit eindringlichen Worten auf die Preiswürdigkeit ſeiner Waare aufmerkſam machend. Ich war bald für einige Monate verſorgt und nur die dringende Rückſicht auf meine, ſich ſtark in abſteigender Richtung bewegenden Finanzen gab mir Kraft, der flammenden, bilderreichen Beredſamkeit Geruchums weiteren Stand zu halten.

Bald darauf erſchienen im Laden zwei junge Dämchen, offenbar noch Töchterſchülerinnen, die für den, aus einigen Silbermünzen beſtehenden Inhalt ihrer Portemonnaies den dienſteifrigen Geruchum alle ſeine Regale durchwühlen ließen. Hier hatte der Vielgewandte kein ſo leichtes Spiel wie mit mir und ich mußte im Stillen wieder einmal ſo recht das angeborene Handelstalent der Damen bewundern. Als die beiden angehenden Salonlöwinnen gewählt hatten, da fiel es ihnen noch lange nicht ein, zu bezahlen, ſie dangen und ſchacherten vielmehr, bis ſie den Preis der Gegenſtände richtig faſt um ein Drittel herabgeſetzt hatten. Als ſie hinaus waren, ſah Geruchum mich mit wehmüthig-komiſchem Ausdruck an, der in Worte überſetzt, etwa beſagte: „Ich bin doch nicht der einzige Chochem in der Stadt!"

Es fluthete jetzt eine größere Zahl von Beſuchern in das Lokal und Geruchum ſchoß mit der Behendigkeit eines Weberſchiffchens hin und her. Kein Wunſch blieb unbefriedigt, er hatte in ſeinem Laden einfach alles, mochten Quantität und Qualität noch ſoviel zu wünſchen übrig laſſen. Schließlich erſchien ein ziemlich gut gekleideter Bürger fragte ihn, ob er auch Schaffelle habe. „Gewieß, wo wer' ich nu nich!" erwiederte Geruchum, anſcheinend beleidigt durch den zweifelnden Ton der Frage und ſchurrte mit größter Vehemenz in den dunkelſten und ſchmutzigſten Winkel des Laden, von wo er eine Anzahl ſchmieriger Felle hervorzog. Der biedere Städter hatte natürlich allerhand gegen die Güte der Waare einzuwenden, doch die Eloquenz des Verkäufers wußte jede Ausſtellung zu Schanden zu machen. Ganz ärgerlich ſagte der Kunde endlich: „Mögen die Felle noch ſo gut ſein, ich nehme ſie doch nicht, ſie ſtinken!" — „Was, de Felle ſollen ſtinken?" verſetzte Geruchum empört. „Auf Ramonnes (auf's Wort) ſe ſtinken nich!" — „Nun was ſtinkt hier dann ſo fürchterlich?" — „Ich ſtink, guter Herr, ich ſtink, die Felle riechen gutt!"

Dieſe, wenn auch nicht von Selbſtſucht, ſo doch in hohem Grade von Selbſtachtung freie Preisgebung der eigenen Perſönlichkeit zu Gunſten der Waare nöthigte ſowohl dem Käufer wie mir ein helles Gelächter ab. Und doch war das Opfer vergeblich geweſen, denn der Bürger verließ, ohne die ſo gerühmten Felle erſtanden zu haben, das Lokal.

Als ich von Geruchum ſchied, war mir gleichwohl um ſein Gedeihen und Fortkommen nicht bange: dieſer Fiſch ſchwamm flott und munter in ſeinem natürlichen Element!